

*Turm- und Glockenbüchlein: eine  
Wanderung durch deutsche ...*

Karl Bader

KE 31387







# Turm und Glockenbüchlein

Eine Wanderung durch deutsche  
Wächter- und Glockenstuben

von Dr. Karl Bader

Giessen 1903.

J. Ricker's Verlag, Inh.: A. Böpelmann



Bader

Turm- und Glockenbüchlein





# Turm und Glockenbüchlein

Eine Wanderung durch deutsche  
Wächter- und Glockenstuben

von Dr. Karl Bader

Giessen 1903.  
J. Ricker's Verlag, Inh.: A. Töpelmann

666563 - B

KE 31387



Fines



**Meiner lieben Mutter**

in Dankbarkeit zugeeignet.





## Geleitwort.

---

Wir bewundern einen Turm, wenn sein Bau neben den Anforderungen der Konstruktionslehre auch den Gesetzen der Schönheit in der Kunst genügt; wir lauschen gerne dem Klange der Glocken, wenn sie in gefälliger Form gegossen, tönend durchs Ohr den Weg auch zu unserm Herzen zu finden vermögen.

Möchte diesem kleinen, anspruchslosen Büchlein Ähnliches gelingen: kritisch geprüfetes und nicht müheles gesammeltes Material in ansprechender, gemeinverständlicher Art weiteren Kreisen der Gebildeten mundgerecht zu machen, als dies erfahrungsgemäß durch streng wissenschaftliche Werke geschieht.

Türme wie Glocken überdauern oft Jahrhunderte. Alles, was sie in deren Verlauf erlebt und erlitten haben, zu erzählen, wäre ein durch die Masse verwirrendes, nutzloses Beginnen. Darum ist Beschränkung auf das Charakteristische, allen Gemeinsame angestrebt worden. Die meisten der angeführten Beispiele, soweit es sich dabei nicht um rein örtliche Begebenheiten und Überlieferungen handelt, können als eines für viele gelten.



Das Entgegenkommen der Verlagshandlung ermöglichte, allen Schwierigkeiten bei der Beschaffung zum Trotz, eine Reihe von bekannteren Glocken in Abbildungen zu bringen, die seither nur einzeln und zerstreut zu finden waren.

Für Überlassung der Bilder und der Erlaubnis zur Nachbildung verpflichteten uns zu aufrichtigem Dank: der Kirchenvorstand Schaffhausen, der Breisgau-Verein zu Freiburg i. B., der historische Verein Heilbronn, die Kunstanstalt von Hermann Martin in Nürnberg, die Verlagsbuchhandlung J. Ebner in Ulm und Heinrich Keller in Frankfurt a. M., die Herren Photographen Franz Prohaska in Wien und K. Festge (Inh. H. Sontag) in Erfurt, die Kunstanstalt Jedler & Vogel in Darmstadt, die auch die Nachbildungen zum Teil ausführte; Titelblatt und Kopfleisten entstammen Bernhard Wenigs bewährter Künstlerhand.

Darmstadt, 24. September 1903.

**Dr. Karl Gader.**



## Inhalt.

### 1. Einleitendes.

Der Turm	Die Glocken
In der Kunst . . . . . S. 3	Im Urteil der Konfessionen S. 10
In der Dichtung . . . . . 5	In der Dichtung . . . . . 11
In der Geschichte . . . . . 9	Im Volksempfinden . . . . . 13
Plan der Wanderung . . . . S. 15	

### 2. Von Türmen.

Vor dem Turm . . . . . S. 19	Plastik . . . . . S. 38
Gesamteindruck . . . . . 22	Wasserspeier . . . . . 44
Symbolik . . . . . 22	Inschriften . . . . . 46
Arten des Turmbaues . . . . . 23	Steinmetzzeichen . . . . . 49
Material . . . . . 25	Turmfenster . . . . . 51
Dorarbeiten . . . . . 26	Turmdach . . . . . 53
Grundstein . . . . . 28	Höhenangaben . . . . . 56
Fundament . . . . . 29	Stoßen des Baues . . . . . 57
Baubetrieb . . . . . 31	Sagen dazu . . . . . 60
Baumeister . . . . . 33	Türme als Wehr . . . . . 63
Gesellen . . . . . 35	Turmbeschiefungen . . . . . 64
Eifersucht beim Turmbau . . . 35	

### 3. Beim Mesner und in der Turmtreppe.

Der Mesner S. 69, in dem Treppenhaus S. 70, Stufenzahl S. 73.



#### 4. Im Reich der Glocken.

Glockenstube . . . . .	S. 78	Eäutezeiten . . . . .	S. 95
Glockenstuhl . . . . .	79	Wetterläuten . . . . .	98
Stifter . . . . .	80	<u>Besonderes Geläut</u> . . . . .	100
Guß und Gießer . . . . .	81	Glockenrecht . . . . .	103
Glockenweihe . . . . .	83	Glockenspiele . . . . .	105
<u>Transport der Glocken</u> . . . . .	86	Glockennamen . . . . .	105
<u>Statistik der großen und schwe-</u>		Inschriften . . . . .	109
<u>ren Glocken</u> . . . . .	90	Verzierungen . . . . .	126
Der Klöppel . . . . .	90	Glockensagen . . . . .	129
Das Seil . . . . .	92	<u>Alter und Dauer der Glocken</u> . . . . .	134
Pulstanten . . . . .	93	<u>Glocke und Kanone</u> . . . . .	139
<u>Wirkung des Geläutes</u> . . . . .	95	<u>Uhrglocke und Turmuhren</u> . . . . .	141

#### 5. Bei den Turmwächtern.

<u>Der Tod als Freund</u> . . . . .	S. 149	<u>Allerhand Turmbesucher</u> . . . . .	S. 165
<u>Turmwächters Dienst</u> . . . . .	150	Turmbläser . . . . .	168
Turmwacht . . . . .	150	fremde und Fremdenbücher . . . . .	169
Feuerwacht . . . . .	152	<u>Besondere Turmbesucher</u> . . . . .	170
Uhrschlagen . . . . .	158	<u>feste auf Türmen</u> . . . . .	172
<u>Wächterlied</u> . . . . .	158	Blitz und Feuer . . . . .	173
<u>Das Wächterstübchen</u> . . . . .	160	Verwittern . . . . .	180
<u>Kegelbahn auf St. Stefan in</u>		Wind und Sturm . . . . .	181
Wien . . . . .	162	Turmeinsturz . . . . .	182
Aufzugsräder . . . . .	162	Schwankungen . . . . .	185
Wasserversorgung . . . . .	163	Erdbeben . . . . .	186
Turmflora . . . . .	164	<u>Auf der Plattform</u> . . . . .	186
Turmfaua . . . . .	165	Panorama . . . . .	186

#### 6. Zur Turmspitze.

Turmabslüsse . . . . .	S. 193	Der Hahn . . . . .	S. 205
Pyramiden . . . . .	193	<u>Turmknopf</u> . . . . .	207
Waghälse und Tostkühe . . . . .	196	Kreuzblume . . . . .	208
<u>Der Teufel auf dem Turm</u> . . . . .	197	<u>Statuen als Turmabschluss</u> . . . . .	209
Geistesranke . . . . .	200	<u>Ausblick</u> . . . . .	213
Seiltänzer . . . . .	202	<u>Abschied vom Turm</u> . . . . .	214

<u>Verzeichnis der benutzten Bücher</u> . . . . .	S. 215
---	--------



## Abbildungen.

	Seite
Freiburg i. B. Das Münster . . . . .	21
Strasbourg i. E. Das Münster. Fassade . . . . .	27
München. Türme der Frauenkirche . . . . .	55
Mün. Münsterturm mit dem Noldach . . . . .	59
Erfurt. Dom. Große Glocke . . . . .	89
Freiburg i. B. Münster. Silberglöckchen . . . . .	101
Schaffhausen. Münster. Alte Schiller-Glocke . . . . .	111
Schaffhausen. Münster. Taufglocke . . . . .	115
Schaffhausen. Münster. Neue Schiller-Glocke . . . . .	119
Wien. St. Stefan. Große Glocke . . . . .	125
Wien. St. Stefan. Große Glocke. Helm . . . . .	131
Freiburg i. B. Münsterglocke Hosianna . . . . .	135
Freiburg i. B. Münsterturmwächter, 18. Jahrh. . . . .	151
Freiburg i. B. Münsterturmwächter, 19. Jahrh. . . . .	155
Wien. St. Stefan. Turmwächter . . . . .	157
Wien. St. Stefan. Turmzimmer . . . . .	161
Nürnberg. St. Lorenz. Turmbrand 1865 . . . . .	175
Köln. Dom. Blick vom Dachstuhl aus . . . . .	189
Köln. Dom. Turmspitze vom Gerüst aus . . . . .	199
Heilbronn. St. Kilian. Das „Männle“ . . . . .	211



1.

## Einleitendes.

„Je schöner der Thurm,  
Je schöner das Geläut!“



„Hoch in die unendlichen Räume gebaut  
Und nah dem Sitze der Sterne  
Steht da ein erhabener Tempel und schaut  
Hinans in die weiteste Ferne.  
Das Tiefste, das Höchste ist aufgethan  
Sieht man die riesigen Thürme hinan,  
Die Sinne und Blicke vergehen  
Bei diesen schwindelnden Höhen“ (Bayl!).

**S**o sucht Dichtermund die Gefühle zu beschreiben, mit denen wir vor den gewaltigen Turmriesen der deutschen Münsterbauten bewundernd stehen. Erhaben hoch ob Raum und Zeit ragen diese himmelan, Ehre Gott in der Höhe, den Menschen ein Wohlgefallen und reden im Verein mit den weiten Hallen, kostbaren fenstern und zierlichen Bildwerken, unzittert vom Klang ehrwürdiger Glocken von deutscher Art und Kunst eine Sprache, die selbst den bezaubert, dem die Gegenwart und der poesielose Kampf ums Dasein den Sinn für vergangene Zeiten verkümmert haben. Wohl jeder, der sie beschaute, hat in sich eine Art erhebender Andacht gefühlt, die ihm alles Irdische so klein erscheinen ließ, Leid wie Freud, klein im Verhältnis zu den gewaltigen Massen und Massen des Gotteshauses und der unerschütterlichen Ruhe des Bauwerks, das dasteht inmitten des Treibens und Hastens der kleinen Menschen, hehr und gewaltig.

Die Zahlen beziehen sich auf das am Schluß beigegebene Verzeichnis „Benutzte Bücher“.



Und doch — die dicken Mauern und Quadern haben nichts Erdrückendes, Starres. Es ist, als ob der Baumeister ihnen, zumal in den himmelwärts strebenden Formen der gotischen Münsterkirchen, den schlanken Pfeilern, spitzen Türmchen und im reichen Blattwerk Leben eingeblasen hätte, und als wollten sie uns hinanziehen in lichte, reine Höhen, dem Himmel näher, wo das Herz sich weitet, und tausenderlei ernste, sehnsüchtige Gedanken die Brust erfüllen. Mehr denn Vände Chronik erzählt so ein ehrwürdiges Denkmal. Jahrhunderte haben sich zu seinen Füßen abgespielt im buntesten Wechsel der Ereignisse, und der Wunsch, der sich jedem Beschauer ganz selbstverständlich aufdrängt, und den darum schon Tausende ausgesprochen oder doch gedacht haben, lautet: Wenn dieser Turm reden und erzählen könnte!

Und er hat zu allen Zeiten seine stumme Sprache geredet, und die Zeiten reden aus ihm. Wie viel Hände haben an ihm gearbeitet, wie viele Geschlechter sind ins Grab gesunken, die ihn bewunderten, als ein Wahrzeichen der Heimat liebten, wie viel reiches, tätiges Leben begleitete der Glockenklang von seinen Höhen herab durch Ernstes und freudiges, von der Wiege zur Totenbahre. Vielerlei wirkt zusammen, den Glockenturm mit dichterischem Hauch zu umgeben; Ehrfurcht gebietet sein Alter, Staunen sein Riesenbau und seine form Bewunderung: wir empfinden auf seinem Kranze ähnliches wie bei der Raft auf Bergeshöhe; wir befinden uns „Zwischen Himmel und Erde“ wie Otto Ludwig<sup>2)</sup> es nennt „Tief unten das lärmende Gewühl der Wanderer der Erde, hoch oben die Wanderer des Himmels, die stillen Wolken in ihrem großen Gang. Monden, Jahre, Jahrzehntelang hat es keine Bewohner als der krächzenden Dohlen unruhig flatternd Volk“. Die weite Rundschau von seinem Kranze dehnt den Blick über unten ungesehene Fernen und drängt aus dem beschränkten Kreis, den das Wort „Kirchturmpolitik“ mit tadelndem Beigeschmack bezeichnet, indem sie ahnen läßt, daß hinter den Bergen auch Leute wohnen. Die Nähe und



der Anblick der Glocken, die sonst nur gehört wurden, schafft eine besondere Stimmung, an der auch das Gefühl mitwirkt, nunmehr die Stätte zu kennen, die gewissermaßen der sichtbare Brennpunkt des Heimatgefühles ist, das das Herz bewegt, wenn die Kirchturmspitze der Vaterstadt dem Wanderer am Horizonte erscheint und die baldige Heimkehr anzeigt. Und noch viele Gedanken drängen sich bei seinem Anblick auf. Ein französischer Schriftsteller übertreibt nicht zu sehr, wenn er sagt<sup>8)</sup>: „le clocher plus qu'aucun autre édifice indique les goûts et les traditions des populations. Il est le signe visible de la grandeur de la cité, de sa richesse. Il est l'expression la plus sensible de la civilisation à la fois religieuse et civile de cette époque. Le clocher peut être considéré comme le signe du développement industriel et commercial des cités“, zu deutsch: Mehr als irgend ein anderes Bauwerk verrät der Glockenturm den Geschmack und die Gesittung der Bevölkerung. Er ist das sichtbare Zeichen der Größe einer Stadt, sowie ein Gradmesser für ihren Reichtum. Er ist der feinste Ausdruck für die Entwicklung von Religion und Staatswesen in einer bestimmten Zeit. Der Glockenturm kann als untrügliches Zeichen für die Bedeutung einer Stadt in Handel und Wandel gelten.

Ruft so sein Anblick schon im Alltagsmenschen besondere Gefühle und Betrachtungen hervor, was Wunder, daß die Dichter zu allen Zeiten begeisterte Verkünder seiner Schönheit gewesen sind, und daß Legende und Sage, des deutschen Volkes Lieblinge, ihn üppig umranken?

Den ersteren voran unsere Dichtersfürsten Goethe und Schiller. Es ist mehr als ein zufällig gewählter Beleg für die Poesie, die Türmen und Glocken eigen, wenn wir gerade diese beiden nennen: Schillers Meisterwerk, sein Lied von der Glocke ist das erschöpfendste und herrlichste, was je ein Mensch über Glocken gesagt hat, und wir wissen, daß der junge Goethe nach seiner Ankunft in Straßburg von seinem Absteigquartier „Zum Geist“<sup>4)</sup>



„eilte sogleich, das sehnlichste Verlangen zu befriedigen“ das Münster zu sehen und zu besteigen (er liebte überhaupt Rund-  
sicht auf Türmen), und in das Land schaute, das wie „eine un-  
beschriebene Tafel“ vor ihm lag, d. h. dem erst längerer Aufent-  
halt in Straßburg Erlebnisse und persönliche Beziehungen zu  
Goethe geben sollte. Und den Eindruck, den er empfing, hat  
er uns in begeisterten, glühenden Worten geschildert, nur be-  
dauernd, daß dem Münster der eine Turm fehlt: „Ohne den  
fünfgethürmten Hauptschmuck, den ich ihm bestimmte, daß ihm  
und seinem königlichen Bruder die Provinzen umher huldigten.“

Freilich darf nicht verschwiegen bleiben, daß später sein  
Enthusiasmus in etwas ruhigeren Bahnen verlief, daß der Aus-  
bau des Kölner Domturms dem alten Goethe als ein undurch-  
führbares Unterfangen erschien, und daß er für die Schönheit  
des Regensburger Domes kein Wort der Bewunderung hatte. —  
Andere traten in die Fußstapfen des bis zur Schwärmerei be-  
geisterten Straßburger Studenten. Besonders die Romantiker,  
deren Empfinden Brentano in seiner „Chronika eines fahrenden  
Schülers“ Worte lieh<sup>9)</sup>:

„Wenn ich diesen wunderbaren Thurm anschau mit seinen  
vielen Thürmlein, Säulen und Schnörkeln, die immer auseinander  
heraustreiben und durchsichtig sind wie das Gerippe eines Blattes,  
dann scheint er mir der Traum eines tiefsinnigen Werkmeisters,  
vor dem er wohl selbst erschrecken würde, wenn er erwachte. —  
Keiner hat einem solchen Werk seiner Erfindung die Krone auf-  
gesetzt, ganze Geschlechter sind von den Baugerüsten herabgestiegen  
und haben sich zur Ruhe in die Gräber zu den Füßen des  
Thurmes gelegt, der nichts davon weiß und da steht — ernst  
und steinern — und doch dasteht, als wäre er aus sich selbst her-  
vorgewachsen und brauchte es keinem Menschen zu danken. Du  
Thurm aber stehe als ein Zeuge, daß wir dunkel fühlen, was  
wir waren vor dieser Zeit und daß wir noch ringen nach un-  
endlichen Ziele.“



Und diese Worte sind nicht bloß von einem Romantiker für seine Zeit- und Gesinnungsgenossen geschrieben. Nachdem einmal das Mittelalter ernster Forschung und liebevoller Versenkung erschlossen war, ist die Begeisterung für seine Kunstwerke zwar auf ein vernünftiges Maß herabgeschraubt worden, aber sie hat angehalten. Wenn auch die Tage längst vorüber sind, da man sich, blind in Liebe und Haß, in seine Zeiten versetzte, vom gotischen Stil als urdeutsch und in Deutschland entstanden schwärmte, so ist doch ein offener Sinn und abwägendes Urteil übertriebener Wertschätzung gefolgt und maßvolle Begeisterung an die Stelle kritikloser Bewunderung getreten. „Ehrwürdig durch den Hauch der Jahrhunderte“, so leitet z. B. in unseren Tagen ein württembergischer Kunstforscher seine Besprechung des Ulmer Münsters ein. „Der Geist, der aus dem tödlichen Dunkel der Welt ins unvergängliche sich herauszuretten sucht, greift sehnsuchtsvoll nach den reizenden Kunstformen eines riesigen Gottestempels für alle leidenden und hoffenden Herzen, baut ein Abbild des eigenen himmlischen Heimwehdranges bis in die Wolken.“<sup>6)</sup>

Und diesen Gedanken hat sein schwäbischer Landsmann Chr. fr. Dan. Schubart schon gedacht und ausgesprochen, als er, entzückt vom Anblick des Turmes der Türme vor dem Münster zu Ulm ausrief<sup>7)</sup>: „Ich muß hinauf, hinauf auf Deine Höhen und mein Herz lüften auf Deinem majestätischen Kranze. Da stehe ich, Gott — wie ist mir's? Hoch über mir Gottes Himmel und unter mir seine Welt; darf ich hinaufschauen zum höhern Ozeane, der unterm Silberschein des Lichts blauwogicht dahin fließt? O der erstickenden Wonne! Ich muß ausruhen und auf meinen Brüdern, den Menschen, verweilen, die dort unter mir wandeln und durchs Leben kriechen, hinken, gehen, taumeln, fliegen.“

Wir finden zahlreiche Dichter von der Poesie des Turmbaues mächtig angeregt. Und neben den erwähnten religiösen Gedanken durchdringen auch patriotische auf seinen Höhen die



Brust. „Von der Höhe des Hallenturmes (in Brügge) herab, wo er den Himmel seinem Haupte näher wähte, als seinen Füßen die schlummernde Stadt, beschwor der Dichter Longfellow in herrlichen Stenzen den verschwundenen Glanz der ‚Förster‘ von Flandern und der Herzöge von Burgund. In der Ferne macht der Roland, die Glocke des Velfrieds von Gent, dessen von dem sagenhaften Drachen gekrönte Spitze er erkennen kann, die Wolke wiederhallen vom Rufe zu den Waffen oder feiert einen Sieg der Bürger.“<sup>8)</sup>)

Als Straßburg 1681 uns Deutschen entrisen war, ward sein Münsterturm bald der sinnbildliche Ausdruck des verlorenen Besitzes, die Plattform von Erwins Dom ward zum Rütli der Unverzagten. Die von Dichtern in tausenderlei Form gestellte Frage<sup>9)</sup>):

„Wird von Straßburgs Münsterhöhn  
Bald die deutsche Fahne wehn?“

nimmt den Turmriesen als Sinnbild des Ganzen, und gleich wie wenn sein steinerner Bau mittrauere ob wälscher Gewalttat, singt der Sänger des Deutschtums im Elsaß Theodor Klein von ihm:

„Du aber blickst so trübe, mein Münster riesengroß,  
Herab zur alten Reichsstadt bunt wimmelvollem Schoß.“

Die meisten aber getröstet sich der Hoffnung, daß unerschütterlich wie der Turm in den Grundfesten die deutsche Treue stehe, und so klingt durch die Worte des Straßburger Dichters Daniel Hirtz weihervoll hindurch, daß

„So lang noch unser Münster steht,  
Und dies isch kerngesund,  
Und d' Muttersproch nit untergeht,  
Denn viel ging do zue Grund“

noch nichts verloren sei.

Und noch ein drittes Gefühl neben religiösem und vaterländischem regt so ein gewaltiger Bau an: die von diesen un-



abhängige Freude am Kunstwerk und seinem Besiz. So pries man das Straßburger Münster allerorten als achtles Weltwunder und Wimpheling nennt es einen Bau<sup>10)</sup>, „quae caelaturis, statuis, simulacris variarumque rerum effigie omnia Europae aedificia facile excellit“, und stellt es hoch über Ägyptens Pyramiden und den Tempel zu Ephesos. Und wie mit dem Münster Erwins, so geht es mit jedem Münsterturm. Wir haben eine Fülle von Belegen, wie sehr die ganze Bevölkerung, nicht bloß die kirchlich und geschäftlich am Bau interessierten Kreise, dem Gedeihen des Werkes ein offenes Herz und manchmal auch eine sehr offene Hand entgegenbrachte, daß der Turm einem jeden einzelnen unter ihnen lieb und teuer war, daß alle ihn mit Stolz für ihre Heimat in Anspruch nahmen und den Fremden zeigten, und daß es gar nicht unmöglich ist, daß noch in unseren Tagen zwei sich über die Höhenverhältnisse ihres Münsterturmes im Streit um den Vorrang ernstlich an die Köpfe geraten könnten<sup>11)</sup>.

„Es ist kein Zufall“, sagt Dohme (in seinem Werke über die deutsche Baukunst S. 201<sup>12)</sup>) „daß in Deutschland erst der gotische Turmbau die Höhe seiner Entwicklung erreicht. Unverkennbar wendet sich die Volksphantasie in unserem Lande diesem Bauteil mit Vorliebe zu; auch ist die Zahl der reichdurchgebildeten Türme in Deutschland größer als in Italien und Frankreich und ebenso finden sich hier besonders hohe Turmanlagen.“ —

Damit soll nun freilich nicht gesagt sein, daß die ursprüngliche, mittelalterliche Begeisterung in gleicher Stärke durch alle Jahrhunderte angehalten hätte. Nein! Wie alles auf- und niedergeht in wechselnder Folge, so auch hier. Es gab Zeiten, denen jeglicher Sinn für die Schönheit der Münsterbauten und ihrer Türme fehlte. „Jahrhunderte stand nun das Straßburger Münster und ragte zu den Wolken empor; aber die Menschen gingen vorüber und sahen es nicht.“<sup>13)</sup> Mit dem Verständnis schwanden auch gewisse bautechnische Fertigkeiten mehr und mehr.



„Man hat mir versichert“, schreibt Elisabeth Charlotte von der Pfalz im Jahre 1709, „daß die Kunst spitze Thürme zu machen ganz abgekommen seye.“<sup>14)</sup> Wie viele trübe Tage hat nicht so ein Münsterturm gesehen! Feinde erstanden ihm, die schneller arbeiten wollten, als Verwitterung, Sturm und Brand am Werk seiner Vernichtung. Wie traurig lag der Mainzer Dom darnieder<sup>15)</sup>, dem Abtragen nahe und vom Kölner Dom klagt S. Boisseree dem Darmstädter Baumeister Moller: außer ihm und einem alten Glasermeister kümmere sich niemand um den ehrwürdigen Bau. Doch sei zur Ehrenrettung der Zeiten gesagt: es war eine große Portion Energielosigkeit dabei, nicht direkt böser Wille. Die Gewohnheit ließ vielleicht manchem die Ruine ein liebes Wahrzeichen der Heimat werden, ohne daß er die aus ihr redende Aufforderung zum Weiterbau verstanden hätte.

Das 19. Jahrhundert hat mit der Vollendung einer Reihe der herrlichsten Kathedralbauten eine Ehrenschuld eingelöst.



Auch die im Turme hängenden Glocken haben im Laufe der Jahrhunderte die verschiedenartigste Beurteilung erfahren. Vom höchsten Lob bis zur geringsten Wertschätzung sind dabei alle Stadien vertreten. Das hat mancherlei Gründe. Einmal hat sich seit der Reformation bei den Protestanten die Ansicht über den Beruf der Glocken sehr zu deren Ungunsten geändert. Denn während in der katholischen Kirche die Glocke eine von Bischofshand geweihte, getaufte „res sacra“ war, der man einen besonderen Namen beilegte, gleich als ob sie ein Lebewesen wäre, hat die neue Lehre sie alles dessen entkleidet. Dabei ist — gottlob — dem Aberglauben gesteuert worden, aber freilich ging auch zu gleicher Zeit ein gutes Stück Poesie verloren und zwar unwiederbringlich. Da hat unser großer Schiller in seinem unsterblichen „Lied von der Glocke“ diese Poesie dem Volke gerettet



und obwohl er nur den *Guß*, nicht die *Glocke* als solche besingen wollte, trotzdem zu einem Gemeingut der Nation gemacht, was vorher höchstens ein paar Fachmänner mit Interesse verfolgten, während der Rest wohl „etwas läuten hörte“, aber sich um das wann, wie und wo wenig kümmerte. Auch hier hat das 19. Jahrhundert gegenüber den Denkmälern der christlichen Kunst- und Kultusstätten eine Ehrenschild getilgt, die nicht weniger drückend war, als der Ausbau der begonnenen Domkirchen: Schiller in seiner Weise dichterisch, in unvergleichlicher Sprache alles zusammenfassend, was Herz und Sinne beim Glockenklange bewegt, ein evangelischer Pfarrer und verdienstvoller Kunstarchäologe, Heinrich Otte<sup>10)</sup>, indem er zum ersten Male eine umfassende Darstellung alles dessen versuchte, was uns über Glocken, ihr Werden, Sein und Vergehen überliefert worden ist. Wenn „klassisch“ etwas zu allen Zeiten Schönes und Wertvolles bedeutet, dürfte vielleicht auch des Letzteren Schrift so genannt werden.

Wer von den Tönen reden will, die beim Glockenklange im Herzen eines empfindenden Menschen mitklingen, wird immer wieder am besten bei dem Altmeister Schiller in die Schule gehen, und wer die realere Seite der Sache, die Glockenkunde pflegen möchte, der wird zunächst nur eine Nachlese zu dem zuerst 1858 erschienenen Werk Ottes, „Glockenkunde“ zu liefern imstande sein. Das schließt aber nicht aus, daß in beiden Gebieten ein schönes, neues Feld der Bearbeitung erschlossen ist, und daß schon emsig angebaut wird. „Die Nachbarin des Donners“ hat seit Schiller eine Reihe unserer besten Dichter dichterisch angeregt und schöne Verse gezeitigt. Namen wie Vogt, Herwegh, Gerok, Lenau, Eichendorff, Uhland, Goethe, Halm, Copisch, Rosegger, Reimick, Conrad Ferdinand Meyer verbürgen dies zur Genüge.

Ebenso hat — um wieder die Welt der Wirklichkeit zu betreten — Ottes Vorbild eine Reihe hochinteressanter Einzelnachrichten über Glocken allenthalben zutage gefördert und sicherlich hat sich der Sinn für ehrwürdige Kunstdenkmäler, seien



sie Stein oder Erz, so belebt und gefestigt, daß wohl nicht mehr zu befürchten steht, daß Menschenhand sie zerstört, es sei denn, daß einer mit dem Teufel im Bunde stünde, oder die Meinung des Herrn Thiers unbedingt teilt. Was den ersteren, den Gottseibeiuns, angeht, so kann man ihm billigerweise nicht allzusehr verübeln, wenn er der Glocke, als „res sacra“ und weitschallendem Werkzeuge Gottes nicht sehr grün ist. Sehr richtig legt daher Goethe dem Mephisto die Worte in den Mund:

„Jedem edlen Ohr  
Kommt das Geklingel widrig vor,  
Und das versuchte Bim-Baum-Bimmel  
Umnebelnd heiteren Abendhimmel  
Mischt sich in jegliches Begebniß.“

Der französische Historiker Thiers<sup>17)</sup> geht sogar in der Abneigung noch weiter: wir lesen in seinem „Traité des superstitions“, daß kein wirklich geistreicher Mensch etwas für Glocken übrig haben könne, höchstens Bauern, Kinder und Dunmköpfe. Diese offenbar sehr „geistreiche“ Bemerkung ergänzt er mit dem für uns Deutsche wenig schmeichelhaften Zusatz: Deutsche und Flamländer hätten die dicksten und größten Glocken gemacht, und der Begründung: „cela vient de leur peu de politesse“. Selbstverständlich gibt es auch eine ganze Anzahl Franzosen, die in ihrem Urteil über Glocken Thiers' Meinung nicht teilen. Unter ihnen Napoleon I., der sie für eines der vorzüglichsten Mittel der Gesittung des Menschen erklärt haben soll. In der Tat sehen wir ihn die in den Stürmen der Revolution geraubten Glocken, soweit sie nicht schon zu Kanonen eingeschmolzen waren, den Kirchen zurückerstatten, doch will dies für die innerste Gesinnung des Korsen nichts beweisen, da er sich gerne den Anschein gab, als komme er als Freund der Kirche und ihrer Einrichtungen. Herrn Thiers aber ist man versucht, ohne übrigens die Freude am Glockenklang jemand aufzwingen zu wollen, die Verse zuzurufen:



„Du Armer, deß Gemüthe  
Kein Glockenlied mehr hört,  
Wer hat die Jugendblüthe  
Des Herzens Dir gestört?  
Schilt Du die Glocken immer  
Ein seelenloses Erz!  
Ihr Leben schwindet nimmer,  
Gestorben ist — Dein Herz.“

(Käbler, Glockentöne.)<sup>19)</sup>

Mag Glockenklang immerhin, wie viele wollen, durch Suggestion wirken — so verkümmere man die Wirkung nicht. Als Luther das Geläut bei einer ihm nahegehenden Beisezung vernahm, soll er gesagt haben: „Die Glocken klingen heut ganz anders als gewöhnlich!“ Nicht die Glocken klangen anders, aber sein Herz wurde anders bewegt bei dem Gedanken an den Anlaß zum Geläute. Und so lasse man das Volk klagedurchzitterte Töne und hellen Jubel heraushören und gönne ihm die Freude an der Poesie, die den Glocken zu eigen und darum von unseren Dichtern hundertfältig verwendet worden ist. Wer hätte nicht als Schulknabe „die wandelnde Glocke“ von Goethe auswendig gelernt, ungern, aber nicht wegen des Inhalts, sondern nur wegen am Spielen dadurch verlorener Zeit? Wer hätte nicht innigen Anteil am Schicksal des „ehrenwerthen“ Meisters zu Breslau genommen, dessen jähzornige Tat uns Wilhelm Müllers „Glockenguß zu Breslau“ ergreifend darzustellen weiß; wer hätte nicht im Geiste die Angst mit durchgemacht, die das Kind vor der „wandelnden Glocke“ hertreibt „durch Ager, feld und Busch zur Kirche, zur Kapelle?“ Das sind nur die allgemein bekannten Glockenverse. Noch manches liebe Mal finden wir in Prosa und Poesie die Glocke und ihre Sagen verwertet, wobei namentlich das gespenstische Selbstläuten eine beliebte Rolle spielt. (Cauff, regina coeli bis hinauf zu Gerhart Hauptmann, der in seinem Drama „Die versunkene Glocke“, als letzter am Glockenseil zog.)



Und selbst die, die den grünen Wald, das Wandern dem engen steinernen Gotteshaus vorziehen, verschließen sich dem Reiz des Glockenklanges nicht.

„Des Sonntags in der Morgenstund'  
Wie wandert's sich so schön  
Am Rhein, wenn rings in weiter Rund'  
Die Morgenglocken gehn.“

(Rob. Reinick.)

Ja besonders scharfe Ohren wollen vernehmen, wie es durch die grünen blätterrauschenden Bäume hin wie Glockenklang erklingt.

„Man höret oft im fernen Wald  
Von oben her ein dumpfes Läuten,  
Doch niemand weiß, von wann es schallt,  
Und kaum die Sage kann es deuten.“<sup>19)</sup>

(Uhländ.)

Und von dieser Poesie ergießt sich ein Schimmer auch auf die, die mit Glocken zu tun haben. Berufsarten, die nicht alltäglich vorkommen, wie die des Gießers und des Glöckners, werden leicht von der Unkenntnis der damit verbundenen Obliegenheiten mit verklärendem, geheimnisvollem Schein umgeben. Dieser strahlt im dunkeln Treppenhaus über Stufen und Leitern und treibt uns, dem zu folgen, der die Glocken läutet, über den Stuhl hoch in die lustigen Räume der Glöckner- und Wächterstube, belebt uns den Raum in der Phantasie mit dem Türmer und seinem holdseligen Töchterlein, das einer in der Stadt sein „hochgebornes Schätzelein“ glücklich nennt. Auch dies ist ein beliebter Gegenstand dichterischer Verwendung. Doch dürfen wir diese Tatsache für unseren Zweck nur sehr mittelbar verwerten, da auf den großen Kirchen-Münstertürmen kein weibliches Wesen dauernden Aufenthalt nehmen durfte.

Vielleicht aber bedarf es dessen gar nicht, um den Versuch zu rechtfertigen, im Geiste eine Wanderung durch die Glocken- und Wächterstuben der großen deutschen Münster- und Domkirchen anzutreten.



Über steile Leitern und enge Treppchen steigen wir Hunderte von Stufen empor. Wir erreichen die Glocken zur rechten Zeit, es läutet und fast überwältigend umbraust der Klang unser Ohr. Aber wir halten tapfer aus, klimmen weiter hinan, statten den Turmwächtern einen Besuch ab und halten Rast von des Aufstiegs Mühe, lauschen und schauen :

„Ein Glockenton-Meer waltet  
In süßen uns und hallet  
Weit über Stadt und Land;  
So laut die Wellen schlagen,  
Wir fühlen mit Behagen  
Uns hoch zu Schiff getragen  
Und blicken schwindelnd von dem Rand.“<sup>20)</sup>

Wir sehen uns im Heim der Wächter neugierig und gründlich um, sie sind's gewöhnt und verargen es uns nicht. Dann erklettern wir den Turmhelm, die Pyramide so gut und so weit es eben geht, bis in schwindelnde Höhe „Zwischen Himmel und Erde“. —



2.

## Von Türmen.

„Vor alten Türmen soll man sich neigen.“



**A**lso wohlan! Auf zur Münsterstadt, auf zum Turm! Tausende und Abertausende sind schon vor uns den gleichen Weg gezogen, zu Fuß, zu Pferd, zu Wagen in alter Zeit, mit der Eisenbahn und den anderen neuzeitlichen Beförderungsmitteln in unseren Tagen. Weit mehr als jetzt war ehemals das Münster Anziehungspunkt und Ziel für den Wanderer und Fremden, deren früher kaum einer vorüberzog, ohne es staunend zu betrachten (denn der öffentlichen Prachtbauten waren nicht so viele wie jetzt) und auch wohl im Innern der langen Hallen eine Andacht zu verrichten. Der moderne Mensch wirft vielleicht vorbeihastend nur einen flüchtigen Blick auf das Denkmal aus Zeiten, wo weder Dampf noch Elektrizität den rasenden Fortschritt bedeutete. Doch nicht alle gehen achtlos an ihm vorüber. Manche versenken sich im Gegenteil bei seinem Anblick mit Vorliebe in Zeiten, in denen der Turm auf „bessere, glücklichere Menschen“ herabsah, die sie in der Phantasie aus traulicher Stube behaglich durch die bunten Fensterscheiben über Domplatz, Markt und Gassen hinausschauen lassen.

Daß beide übers Ziel schießen, bedarf keiner besonderen Erwähnung. Auch hier liegt, wie bei allem, die Wahrheit in



der Mitte. Keine Schwärmerei, keine Mißachtung! Aber mit offenem Sinn und empfänglichem Herzen für große Werke und Gedanken vergangener Zeiten an sie herantreten, da bewundern, wo es am Platze ist, das ist der beste Leitsatz für den, der sich unserer Wanderung anschließen will. Daß ihm dabei unbenommen bleibt, die vom Bücherstaub trockener, kritischer Werke brennenden Augen im ewig frischen Born der Sage und Dichtung zu netzen, wird er bald erfahren.

Je näher beim Ziel, desto leichter unterschätzt der Wanderer die Entfernung, die ihn noch davon trennt. Der Wunsch, es endlich zu erreichen, besflügelt den Gedanken, aber nicht in gleichem Maße den Schritt. Bei weithin sichtbarem Ziele ist diese Täuschung und Enttäuschung besonders häufig. Meilenweit ragen uns oft die Riesentürme entgegen und geben so lange Gelegenheit, ihre Konturen sich vom Himmel abheben zu sehen. Je deutlicher die Einzelheiten erkennbar werden, desto lebhafter wird der Wunsch, sie aus der Nähe zu schauen — da ist der gewaltige Bau dem Blick entzogen, wir sind in der Münsterstadt eingerückt, und die Häuser verdecken den Turm, und zwar — eine Folge der mittelalterlichen Bauart — oft so lange, bis wir unmittelbar vor ihm stehen. Und nun sind wir enttäuscht, da der Platz uns nicht genügend groß erscheinen will, um einen Gesamteindruck des Bauwerks zu ermöglichen, so wie wir ihn gerne möchten, in Ruhe und ohne dem Genickmuskel durch fast senkrechttes Emporschauen Außergewöhnliches zumuten zu müssen. Und dabei ist es heute noch viel besser damit bestellt, als ehemals, wo die Häuser dicht an die Kirche heranrückten und An- und Einbauten aller Art sie umgaben, mit Ausnahme freilich von Freiburg, wo man von vornherein einen beträchtlichen Platz für den Münsterbau frei hielt<sup>21</sup>).

Die Domsfreiheit ist eine neuzeitliche Errungenschaft, die übrigens weder von allen Kunstfreunden und -verständigen freudig begrüßt noch überall sehr glücklich durchgeführt ist, so-



Freiburg i. B. Das Münster.



daß gar oft Münster durch Freilegung an künstlerischer Wirkung eingebüßt haben.

Da stehen wir nun vor den gewaltigen Massen und schauen um und hinan, voll Bewunderung für die Meisterwerke des Geistes, der Kelle und des Meißels.

Es dürfte schwer zu sagen sein, welcher Teil des Ganzen besonders und allgemein die Aufmerksamkeit des Beschauers erregt. Wenn wir bedenken, daß Deutschland gerade im Turmbau so Gewaltiges geschaffen hat, so ist es wahrscheinlich dieser Bauteil, der die Blicke auf sich und mit sich hinanzieht bis zur höchsten Spitze. Die Phantasie des Volkes regt er sicherlich am lebendigsten an, vielleicht auch darum, weil er am wenigsten einem praktischen Bedürfnis entspricht, denn von allen Teilen der Münster- und Kirchenbauten ist er der entbehrlichste. Was über das Glockenhaus und die Wächterstube hinausgeht, ist Eufus. Aber gerade da beginnt so recht eigentlich das Feld der Poesie, der Kunst und der Symbolik<sup>22)</sup>. Der aufwärtsstrebende Turm soll die Seele mit hinaufziehen zum Himmel, in dessen Blau er zu ragen scheint. Wie er sich herauschält aus dem Grunde und der Erde, stets sich verjüngend, wie alles an ihm dem Abschluß zustrebt, so auch das Leben der Menschen, das sich zuspitzt auf den Eingang in die himmlische Heimat aus irdischer Tiefe. Aber dem gläubigen Herzen bedeutet der Turmbau noch mehr: die Kirchtürme sind die Prediger, die die Wehr und Verteidigung der Gottesgemeinde bilden: „wie der Turm Davids ist dein Hals erbaut mit Brustwehren“ (Hohelied 4, 4). Wie die Turmspitze soll die Gesinnung stets nach oben gerichtet sein. Der Hahn dient, wie wir noch hören werden, neben praktischem Zweck als Wetterfahne auch als Symbol und wie die Kugel als Sinnbild der Vollkommenheit gilt, so bedeutet der runde Knopf des Turmabschlusses den vollkommenen Glauben. Ja man hat — etwas weit hergeholt — die Schalllöcher in ihrer Anordnung zu einem oder zweien gedeutet auf den einen Gott



und die beiden Testamente. Die Uhr gemahnt den Priester, des Tages siebenmal den Herrn zu preisen und noch viel anderes mehr. Es hat die Kirche ihr Haus vielfältig ausgedeutet und erklärt.

Ob allen ihrer Glieder gleich und leicht verständlich, bleibe dahin gestellt. Jedenfalls hat auch das Volk sich beim Anblick der gewaltigen Türme zu symbolischen Gedanken weltlicher, naiverer Art mächtig angeregt gefühlt<sup>23)</sup>. Dem Erhabenen ist bei ihm das Schreckliche gepaart. Ragt der Turm hoch in die Luft, trifft ihn auch am ehesten der Blitz und wirft der Sturm ihn um. Der Turm gleicht den Großen der Welt, er überragt andere, so lange er fest steht im Grunde; wankt er aber und stürzt, fällt er tiefer und zerschellt. Und der treffende Volkswitz denkt weiter: wer beim Turme wohnt, muß sich das Läuten gefallen lassen, und schließt daraus wohl auf die Unnehmlichkeiten der Stellung in der Nähe hoher Herren. Wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten. Auch wirklich sichtbar nimmt er das wahr: der lange Schatten, den der Turm bei niedrigem Sonnenstand wirft, gibt ihm zu denken.

Während so die einen besonderen, tiefen Gedanken im Turmbau ausgedrückt sehen, ihn für ein Sinnbild des alles Mittelmäßige Überragenden halten, denken andere nüchterner. Für sie ist er ein Bauwerk, das, von verschiedenem Material hergestellt und zu mannigfachen Zwecken errichtet, sich meist über die Höhe gewöhnlicher Gebäude erhebt. Die Bauart will entweder besondere Festigkeit durch dicke Mauern und starke Quadern erreichen, oder erstrebt außergewöhnliche Höhe bei leichter Konstruktion, vereint auch wohl beides, je nachdem des Turmes Bestimmung sein soll. Hier dient er als Festung, dort als Euginstand und hoher Ausguck; mächtiger Feuerschein aus der Spitze strahlend, deutet auf seinen Beruf als Leuchtturm hin, durch Glockenklang aus den Fenstern und Öffnungen erweist er sich als Glockenträger, ja es kommt auch vor, daß er nur der



architektonischen Schönheit dienstbar gemacht, keine praktische Verwendbarkeit anstrebt. Über weltliche und kirchliche Gebäude schaut er hinaus. An den letzteren finden wir ihn seit dem elften Jahrhundert wohl ziemlich allgemein, entweder in organischer Verbindung mit dem Langhaus, diesem vorgebaut, oder dem Vordertheil des Kirchenbaues aufgesetzt. Derartige Portal-türme sind dann zumeist auf der Westseite des Gotteshauses errichtet, nach Form und Bauart in mannigfacher Fülle<sup>24)</sup>, nicht isoliert wie der Campanile in Italien, sondern in Verbindung mit dem Langhaus der Kirche erstellt. Zunächst ein hoher schmaler Bau, quer vorgelegt, ein Turmhaus, darinnen ein Glockenstuhl und an den Enden Seitentürme, die bald höher bald niedriger als das Glockenhaus erscheinen. Die anfänglich massive Wand wird in gotischer Zeit mit einem großen Maßwerkfenster durchbrochen. Auch die Zahl der Türme an einem Gotteshaus wechselt. Hier erhebt sich — angeblich besonders bei Pfarrkirchen — ein Turm, dort ragen zwei in die Luft, oder sind doch wenigstens im Bauplan vorgesehen, auch drei kommen vor, die Seiten-, Chor- und Vierungstürme nicht zu vergessen. Viereckig in den unteren Geschossen, gehen sie, zumal in der gotischen Periode, oben ins Achteck über als natürliche Überleitung vom Erdgeschoß zur Spitze, eine Pyramide krönt sie, während sich bei anderen eine mehr oder weniger steile Spitze findet, oder eine niedere Kuppel wölbt. Statt der viereckigen Anlage erscheint die runde, Galerien in verschiedener Höhe und Form umlaufen den Bau, bald ist oben ein Raum für den Wächter geschaffen, bald fehlt er. Ecktürmchen zieren den Ansatz des Daches — ein Heer von Verschiedenheiten und doch, natürlich bei allen auch eine gemeinsame Reihe baulicher Grundgesetze, die überall wieder zur Anwendung kommen, denn die Münstertürme haben trotz ihrer Unabhängigkeit voneinander sehr viel Gleichartiges, wie es der Stil bedingt, und obendrein wissen wir aus der Verbreitung der Bauhütte u. a.,



daß fast zwischen allen Beziehungen bestehen: gemeinsame Baumeister oder Handwerker und die gleichen Konstruktionsgedanken. Der eine lernt vom andern, vermeidet seine Fehler, ahmt seine Schönheiten nach. Dies gilt nun allerdings besonders vom gotischen Bau, weniger vom romanischen. Die Türme der letzteren Epoche präsentieren sich einfach, prunklos, und wie sie nicht die himmelstürmende Tendenz haben, an die Wolken zu reichen, so fehlt ihnen auch äußerlich das Hinzuziehende. Senkrecht ragen die Wände, höchstens, daß in der Anordnung der Fenster, unten breitere, oben schmalere, sich ein Streben nach Verjüngung geltend macht. Die Spitze ist da nicht hoch, das Dach nicht sehr steil. —

Auch örtliche Verschiedenheiten fallen uns auf; wo die Natur gewaltige, aus ihrem Inneren erschlossene Steinmassen dem Bau zur Verfügung stellte, öffnete sich für den Steinmetz in deren Bearbeitung ein reiches Feld der Betätigung. Anders da, wo der Bruchstein fehlt oder vom Backstein ersetzt wird, wie z. B. an der Frauenkirche in München und St. Martin in Landsbut. Da war an so zierliche Bauten, durchbrochene Pyramiden, wie sie die mittel- und süddeutschen Münster schmückten, nicht zu denken. Im Norden Deutschlands, besonders auch in den Hansestädten, stehen die Türme da, wuchtiger, breiter, nüchterner, wie auch der Sinn ihrer Erbauer, wenn man sie den süddeutschen vergleicht. Auch fehlt hier die Verjüngung, denn die holzgefügte, von Metall, Schiefer oder Ziegel bedeckte Spitze ist doch ein ganz anderes Gebild als der durchbrochene Steinhelm der Pyramiden. Die Beschaffenheit der Gegend läßt sie noch weiter hinausschauend werden, über Wasser und flaches Land, als dies bei ihren süddeutschen, oft von Bergketten umreichten Brüdern der Fall ist. Doch bei allen Verschiedenheiten ist allen gemeinsam der Eindruck, den wir von ihnen empfangen, daß wir vor etwas Gewaltigem, Außergewöhnlichem stehen, und dem entzieht sich auf die Dauer selbst der nicht, dem der Turm zuerst nur eine



kalte Menge aufeinander getürmter Steine ist, in Stockwerke eingeteilt und mit einer Spitze oder Kuppel bekrönt. Je länger wir hinschauen, desto mehr beleben sich die Massen, und das Auge begreift aus den einzelnen Teilen, daß das Ganze nicht nur nützen und gefallen, sondern einen Gedanken ausdrücken will. Indem der Blick den Umrissen und Linien folgt, wird er emporgezogen und neben der praktischen Aufgabe des Baues, die Glocken zu beherbergen und eine Warte zu sein in Frieden und Krieg, begreift er des Turmes Symbolik. Geistlich und weltlich wie sein Zweck, waren auch die Interessen derer, die ihn erstehen ließen und sein Wachstum förderten, je nachdem er ihnen ein „Finger Gottes aus der Erde gesteckt“ oder ein Wachturm war. Unabhängig davon sehen wir die Kunst im Dienst seiner Gestaltung und Ausschmückung tätig. Mancherlei Zweige ihrer hohen und niederen Ausübung finden wir an ihm beschäftigt, im Verein und edlen Wettstreit ein Gesamtbild zu schaffen, wie es uns die größeren Turmbauten darstellen, an deren Vollendung wir uns jetzt erfreuen, froh des Gewordenen aber voll Interesse für das Werden, nur bedauernd, daß die nicht immer reiche Überlieferung uns dabei so viele Fragen unbeantwortet läßt. Die Gedanken schweifen angesichts des gewaltigen Bauwerks zurück in die Zeit, da es noch nicht so hochgen Himmel ragte. Auch die größten Türme haben kleine Anfänge und wachsend treten sie, Riesen vergleichbar, die Zwerge im Wege nieder; Häuser und Hütten, die ehemals auf dem Domplatz standen, werden abgerissen, um dem Neubau Platz zu machen, der zu Gottes oder Unser lieben Frau Ehr erstehen sollte. Der hohe Zweck hat, zumal im Mittelalter, seine Wirkung nicht verfehlt. Ablässe, Stiftungen, Testamente schaffen die Mittel, Gaben aller Art fließen dem Bau zu. Der Meister ist gefunden, der Plan genehm, das Werk kann beginnen!

Wie die Kirche immer großen Wert darauf gelegt hat, bei besonderen Anlässen in glanzvollem Fest ihre Macht und



Strasbourg i. E. Das Münster. Fassade.



Pracht zu entfalten, so besonders, wenn es galt, den Bau zu weihen, der schon durch seine Größe alles andere überragend neben Gottes Herrlichkeit auch der Kirche Gewalt verkünden sollte. Und das festesfrohe Mittelalter griff jede Gelegenheit zu feiern begierig auf; die Kirchweihe ist sogar bis in unsere Tage ein vollstümliches Fest geblieben, und wenn so jedes Dorfkirchlein seine Weihe festlich begeht, so darf man gewiß annehmen, daß auch der Grundstein zum Münsterbau und besonders zu seinen Turmbauten ebenso feierlich gelegt wurde, wie man die Vollendung des Werkes festlich vollführte. Zu dieser Annahme sind wir trotz spärlich fließender Nachrichten wohl berechtigt. Bischof und Domkapitel oder Geistlichkeit und Vertreter der Bürgerschaft zogen dann im Zuge an die Stelle, wo in die ausgehobene Erde der Grundstein eingelegt wurde. So geschah es z. B. als am 30. Juni 1377 in Ulm auf dem mit 464 Schritten abgestochenen Platz der Bürgermeister Ludwig Kraft mit hundert auf den Grundstein gelegten Goldgulden den Reihern der Gaben für den Bau eröffnete<sup>25)</sup>. Der erste Stein zum jetzt stehenden Kölner Dom ward 1248 an Mariä Himmelfahrt im Beisein des damals erwählten Königs Wilhelm von Holland gelegt<sup>26)</sup>.

Von der Weihe des Platzes, wo sich später die Vorderfassade des Straßburger Münsters erheben sollte, erzählt die Sage das folgende: feierlich hatte 1276 an Mariä Lichtmess Bischof Conrad von Eichtenberg den Platz geweiht und eine Schaufel Erde aus dem Grunde gehoben; ungeduldig harrten die Arbeiter des Augenblickes, wo sie ebenfalls die Stätte, die des Bischofs Fuß berührt hatte, betreten durften. Im Drängen entstand Streit, zwei Arbeiter schlugen sich und bald lag der eine von des Gegners Schaufel niedergestreckt im Blute. Neun Tage süßte der Bischof die Freveltat am heiligen Ort, ehe er den Beginn der Grundarbeiten gestattete. Die Erzählung, auch anderwärts vorkommend, ist eine drastische Ausschmückung des



heiligen Feuereifers, mit dem das Volk an das gewaltige Werk herangetreten sein soll<sup>27)</sup>.

Nun galt es, dem Grundstein das Fundament nachfolgen zu lassen, den Fels auch im wörtlichen Sinne zu schaffen, auf dem die Kirche gebaut werden sollte, denn es waren gewaltige Lasten zu tragen, vor allem aber an der Turmstelle, da wo der Bau am höchsten, massivsten und sein Druck am wenigsten verteilt ist. Vielleicht stieß man bei den dazu erforderlichen Erdarbeiten auf das Grundwasser oder zerstörte ein paar niederen Erdbewohnern, Ratten, Molchen, Kröten die gewohnte Behausung und scheuchte sie auf. Sofort ist die Sage bei der Hand. Wenigstens berichtet sie, das Straßburger Münster sei auf ein ungeheueres Gewölbe gebaut, unter dem ein unheimlicher See woge. Stoeber in seinen „Sagen des Elsass“ erzählt uns<sup>28)</sup>, wie man um Mitternacht ein grausiges Geplätscher und Ruderschläge vernommen hätte, und daß allerlei häßlich Getier im und am See wohne, Schlangen, Salamander, Kröten und lichtscheues giftiges Gesindel der Tierwelt mehr. Anderorts schießt man einen zum Tod verurteilten Mann, statt die Strafe zu vollziehen, in die gruselige Tiefe und verspricht ihm das Leben, wenn er sie auskundschaftet. Die Trommel rührend geht er hinein, aber der Klang verhallt, und der Delinquent kehrt niemals wieder<sup>29)</sup>. Sicherlich gefiel sich die Legende in den Gegensätzen: Die Spitze des Turmes ragt ins lichte Himmelblau, die Grundmauer in dunkle Erde; oben die Wärme des Sonnenlichts, unten die Frösteln erzeugende, dumpfige, kalte Luft.

Wie man das ganze Bauwerk des Turmes wohl gelegentlich einer Pflanze verglichen hat, so möchte man wännen, daß es gekrönt von der knospenden Kreuzblume unten ein weit verzweigtes und starkes Wurzelwerk tief in die Erde sende. Dem ist nun freilich nicht so. Die Grundmauern, auf denen die gewaltigen Turmbauten ruhen, sind gar nicht so kolossal, ja man ist erstaunt, wie sorglos der mittelalterliche Baumeister oft



in dem Punkte verfuhr. Da blieben denn verdächtige Risse und besorgniserregende Senkungen nicht aus, nur gar zu oft wich der Turm aus dem Senkel oder stürzte völlig ein. So löste sich z. B. in der Stuttgarter Stiftskirche nach zeitgenössischem Bericht 1506 während des Hochamtes oben am Turm ein Stein, durchschlug das Dach und verursachte gewaltigen Schrecken und schleunige flucht, gottlob ohne ernstlichen Unfall zu bewirken<sup>80</sup>). Das bekannteste Beispiel für Risse und Ausbrechen von Steinen bietet wohl der Ulmer Münster-Turm. Die Chronik des Sebastian Fischer erzählt nämlich<sup>81</sup>), im Jahre 1492 seien eines schönen Sonntags während des Gottesdienstes zwei große Steine des Turmgewölbes heruntergefallen und darauf sei der verantwortliche Baumeister Matthäus Böblinger schleunigst aus Ulm entflohen. Das ist eine sagenhafte Nachricht. Böblingers Namen findet sich zwei Jahre nach dem angeblichen Vorkommnis noch in einen Stein auf dem Turmkranz eingehauen, und sein Träger blieb auch nach wie vor was er war, ein hochangesehener Meister von Weltruf. Historisch ist aber, daß der Turm zu ernstlichen Bedenken begründeten Anlaß gab, und daß er darum von dem Baumeister Burkhard Engelberg unterfahren wurde, d. h. die fundamente und der Unterbau verstärkt wurden, wobei namentlich die Bogen der Turmhalle nach den Seitenschiffen zu vermauert wurden, wie wir aus einer Inschrift wissen. Die Schäden am Turm werden uns nicht wundern, wenn wir hören, daß bei Untersuchungen des fundamentes in Ulm, 1881 angesetzt, die größte Tiefe der Grundbauten nur ca. vier Meter betrug und auf einen, allerdings guten Kiesgrund führte, über dem sich Schichten von Lehm und Sand vorfanden<sup>82</sup>).

Ja, in Freiburg soll die fundamentierung des Westturmes nur 2,80 Meter unter die Erde reichen und auf einem harten Kiesboden aufsitzen. In Straßburg grub man 1665 bis 19 rheinische fuß, um den Beginn des Baugrundes zu ermitteln. Man fand eine künstlich geschaffene Bettung von Kohlen,



Ziegeln und Lette, und unter dem Turm obendrein fünf Fuß lange Grundpfähle von Eichenholz.

Man darf also wohl sagen, daß man es mit der Fundamentierung im Mittelalter nicht allzu ängstlich nahm<sup>33)</sup>. —

Rasch wuchs der Bau aus den Grundmauern heraus über die Erde, und alles schien ein schnelles und sicheres Gelingen zu verbürgen. Die Kirche wußte die religiöse Begeisterung zu wecken und wach zu halten und zu Gaben aller Art zum Werk sorgte sie stets für eine offene Hand. Da schenkte der eine Gläubige Kleider, ein anderer stellte zum Materialientransport Tiere, für deren Fütterung ein dritter aufkam. Private erboten sich, selbst zu arbeiten, die Steinmehzen aus ihrer Tasche zu lohnen, und diese selbst wollten nicht zurückstehen und arbeiteten Überstunden im Winter und berechneten nur die Beleuchtungskosten. Die Zünfte bezeugten ihren Eifer durch reiche Stiftungen.

Was die Sache noch besonders förderte, war, daß, im Turmbau zumal, die geistlichen Interessen den weltlichen nicht entgegenliefen, sondern daß im Gegenteil beide dasselbe Ziel verfolgten. Der Ulmer Münsterbau — neben anderen — ist eine Tat des Bürgers, in Frankfurt a. M. sehen wir den Rat allenthalben eifrig den Bau des Pfarrtums der Bartolomäusdomkirche fördernd eintreten, und Material, Bruchsteine unentgeltlich liefern, vor allem aber das Wichtigste: Geld<sup>34)</sup>. Die Worte des Marschalls Trivulzio, daß zum Kriegsführen Geld, Geld, Geld gehöre, könnte man auch für das Münsterbauen gelten lassen. Hier schaffen freiwillige Stiftungen, Legate, Schenkungen und im Notfall eine vom Bischof auferlegte Steuer und das nie versagende Mittel des Ablasses, das wir denn auch fast überall angewendet sehen, Rat.

Man tut bekanntlich gut, sich das Mittelalter in Geldsachen nicht zu ideal vorzustellen; vielfach spielte auch bei den Kirchenbauten der Gedanke eine Rolle, daß hier ausgeworfene



Summen dort wieder hereinkommen. In der Tat hatte die Geschäftswelt der Münsterstadt von den Bauten großen Vorteil, der Umsatz nahm zu, an den Anfuhrten der Steine wurde verdient, die Werkleute verzehrten ihr Geld in der Stadt; vom Baumeister wurde nicht umsonst an manchen Orten im Vertrag „Hausfähigkeit“ d. h. Unfähigkeit am Ort verlangt. — Und nun begann am Bau ein reges Leben. Hier klopf'ts emsig in der Bauhütte, oder es knarrt der Krahn, der die Lasten hinaufziehen soll. Dort werden die oft weithin verschriebenen Steine angefahren, denn es war durchaus nicht einerlei, welche Art Gestein man verwendete; ein besonders wetterfestes mußte es sein, das Jahrhunderten trocken konnte. So begegnen wir in Freiburg am Münster hartem Sandstein, den man vom nahen Schlierberge, dann aber auch aus den Brüchen von Thennenbach, Haimbach und Pfaffenweiler holte. Erwins Dom zu Straßburg zeigt den roten Vogesensandstein aus Marlenheim, Wasselnheim, Haslach und Grefweiler. In Köln machte man sich früher die Brüche vom Drachensfels dienstbar, doch erwiesen sich ihre Materialien nicht als besonders dauerhaft, fielen vielmehr rasch der Verwitterung zum Opfer. Beim Ausbau trug man daher Sorge für bessere Steinarten, die man an verschiedenen Plätzen, besonders Oberrkirchen zu finden glaubte.

Sehr erleichternd wird die Bauleitung dabei stets empfunden haben, daß die großen Dome am Wasser oder in der Nähe der Wasserstraßen lagen, wodurch der Transport zu Schiff ermöglicht wurde, der den Kassen weniger Kosten verursachte. Diese Kasse, wie überhaupt der ganze Verwaltungsapparat, wurde von einem Mann oder auch wohl mehreren Männern besorgt, die den Namen operarii, magistri fabricae führten, und besoldet — wenn auch schlecht — Buch führen ließen, Einnahmen und Ausgaben prüften und namentlich auch später das Ausleihen von Geldern aus der Baukasse besorgten, als der Bau selbst stockte, und nur noch für Reparaturen Geld verwendet wurde.



Neben ihnen — meist geistlichen Herren — wirken die eigentlichen technisch vorgebildeten Baumeister, gleichfalls besoldet; ihre Obliegenheiten und Rechte regelt ein besonderer, mit den Bauherren abgeschlossener Vertrag, in dem Arbeit und Gehalt vereinbart war. So baute z. B. seit 1471 am Freiburger Münster Meister Hans Niesenberger unter allerdings leichten Bedingungen, die ihm nicht einmal den dauernden Aufenthalt am Ort zur Pflicht machten. Die Ulmer verlangten mehr: z. B. von Matthäus Böblinger Haushäbigkeit, verboten ihm anderweitige Tätigkeit als Architekt und sicherten sich die Pläne im Falle seines Wegzugs. Wenn man davon und nun gar von den Reisen hört, die diese Meister teils als Bauleiter, teils als Sachverständige zu machen hatten, erwacht der Wunsch, Näheres über die Männer zu erfahren, die so Gewaltiges kühn geschaffen haben, so daß, wie wir sehen, Clemens Brentano den Straßburger Münsterbau nennt „den Traum eines tief sinnigen Werkmeisters“, der erwachend vor seinem eigenen Werke erschräke. Es ist merkwürdig und höchst beklagenswert, daß so wenig über die Persönlichkeit und Lebensumstände dieser kühnen Geister überliefert ist. Man hat eine Erklärung für den Mangel an Nachrichten darin gesucht, daß man behauptete, die ursprünglichen Architekten der Gotteshäuser seien Geistliche gewesen, und erst seit dem 12. Jahrhundert hätten sie weltlichen Meistern das Feld geräumt; der letzteren Taten groß zu rühmen, hätten die Chronik schreibenden Mönche oder Gelehrten keine Veranlassung gehabt, weil man jene für nichts mehr als Handwerker gehalten hätte<sup>35)</sup>. Das ist eine unrichtige Annahme. Ein früher nicht genügend beachtetes Material zur Geschichte der Münsterbauten, die Baurechnungen, weisen einmal schon sehr früh Laienbaumeister nach, und alles, was wir sonst von den Meistern wissen, läßt sie durchaus nicht als gewöhnliche Handwerksmeister erscheinen, sondern als zum Teil sehr angesehene Künstler von Ruf, und daran ändert auch nichts, daß sie auch wohl einmal



persönlich den Meißel ergreifen, ihr Meisterzeichen einhauen oder sich selbst im Bilde und Stein verewigen. Sie waren auch jedenfalls nicht, wie viele meinen, so bescheiden, um himmlischen Lohnes willen auf die irdische Berühmtheit verzichten und ungenannt hinter ihrem Werke verschwinden zu wollen. Wie es eigentlich gekommen ist, daß wir so wenig von ihnen wissen, sicher zu wenig für ihre Bedeutung, muß dahingestellt, aber Tatsache bleiben. Denn wie spärlich oder unstritten sind doch die Nachrichten über den Erbauer des Straßburger Münsters Erwin von Steinbach, wenn er überhaupt von Steinbach genannt werden darf. Wie wenig nachgewiesen ist die Annahme, daß Erwin auch am Freiburger Turm gebaut habe. Wir wissen nicht eben allzuviel historisch Beglaubigtes über Gerhard von Rile, den Meister des Kölner Dombaues. Nicht überreich sprudeln die Quellen zur Lebensgeschichte der berühmten Ulmer Baumeister<sup>36)</sup>, der Enfinger, des Matthäus Böblingen, und wie ungenügend erscheinen an seiner Bedeutung gemessen die Berichte über den Werkmeister des Domes zu Regensburg<sup>37)</sup>, Conrad Korißer, einen gewiß feurigen Geist, vielleicht allzu kühn, so daß er 1514 als Aufrührer auf dem Schafott endete. Sicher dagegen ist, daß zur Zeit der großen Turmbauten nur weltliche Architekten an diesen tätig waren, und ebenso zweifellos, daß das Bild, zu dem wir bei vorurteilsfreier Betrachtung des Baubetriebes an ihnen gelangen, von dem früher entworfenen sehr stark abweicht. Es ist vor allem zur Gewißheit geworden, daß eine lang und weit verbreitete Ansicht, der Baumeister der großen Münsterkirchen und ihrer Teile sei ein biederer Steinmetzmeister gewesen, irrig und durch die falsche Erklärung des Wortes „Steinmetz“ entstanden ist. Wenn auch hier wie überall, die Grenzen zwischen Kunst und Handwerk schwanken, da beider Tätigkeit oft unmerklich ineinander übergleiten, so stand doch der Baumeister, in der Sprache der Gotik, der „Werkmann“ dienstlich wie geistig über den handwerksmäßig beschäftigten



Steinmetzgesellen, die er ja anwarb und entließ, anleitete und in den Grundlehren der Bauwissenschaft unterwies. Obendrein war er Vorgesetzter, insofern er das „Steinwerk“ d. h. alle Steinmetzarbeiten nicht etwa an Meister vergab, sondern in eigener Regie vornehmen ließ, und durch Parlirer, Vorarbeiter die einzelnen Arbeiter prüfen und kontrollieren ließ, wobei die Steinmetzzeichen, mit denen wir uns noch zu beschäftigen haben werden, gute Dienste taten. Der Baumeister war auch technisch und künstlerisch anders und umfassender vorgebildet, als das Heer der Steinmetzhandwerker. Er nannte sich allerdings „Steinmetz“, aber das war, ohne den Zusatz Geselle oder Meister, die Bezeichnung jedes den Stein zu Bau- oder Kunstzwecken bearbeitenden Künstlers, eines Standes, von dem Michel Beham sagt: „nach hohen cünsten strebe, steinmetzen, singer, tichter“<sup>38</sup>).

Zieht so die Begrenzung der Arbeitsgebiete zwischen Baumeister und Handwerksmann schärfere Linien, so soll damit des letzteren Verdienst nicht irgendwie herabgesetzt werden, denn gewiß hat es auch in den Kreisen der Gesellen der Hütte manchen mit schönem Talent und hohen technischen Fertigkeiten gegeben. Nur von dem Piedestal, auf das sie jahrhundertlang in unverdienter Wertschätzung gestellt wurden, mußten sie heruntersteigen, so hoch auch räumlich genommen ihre Werk- oder doch Arbeitsstatt zum Versetzen der bearbeiteten Stücke sich befand. Denn dem mittelalterlichen Baumeister war ja bei Türmen der gotischen Zeit das Allerhöchste gerade hoch genug. Vielleicht zu hoch für Menschenkraft und allzustraff gespannt, zersprang auch der Bogen. Die Pläne waren oft unausführbar, ihre Ausführung blieb unvollendet. Die Freude der Bürger nahm ab, die Liebesgaben in Ablatzgeldern, Testamenten, Stiftungen für den Bau flossen spärlicher, der Ehrgeiz und das Rivalisieren ließ nach.

Es ging doch nicht so rasch mit dem Ulmer Münsterturn, der ein „Futteral“ für den Straßburger werden sollte und ein



König neben dem „prinz aller hohen thürn“, wie Opitz den letzteren nennt. Auch noch sonst begegnen wir einem fast kindlichen, naiven einander Gleichgültigen, so namentlich auch bei Glocken. Die Ulmer wollten außer dem „futtoral“ auch ein besonders schönes Geläut und hätten gar zu gern die herrlich klingende Glocke von Illertissen gehabt. Sie boten, so erzählt eine auch anderwärts vorkommende Sage, so viel Sechser, als man von Ulm bis Illertissen, einen Weg von 24 km, legen könnte, aber vergebens<sup>39)</sup>. Von anderen hören wir, sie hätten Nägel in eine Glocke eingeschlagen, von der sie befürchteten, sie könnte an Klangschönheit die große von St. Stefan in Wien übertreffen<sup>40)</sup>. Neid und Mißgunst treffen wir bei den Gemeinden, wie bei den Einzelnen. Die Sage schmückt es aus, indem sie den Vater von Neid verblendet nicht vor dem Meuchelmord am eigenen fleisch und Blut zurückschrecken läßt. In Bremen erzählte man: Vater und Sohn bauten an der Domspitze. Der Sohn zum Ärger des Vaters, weil mit mehr Erfolg und Beifall, weshalb der letztere sein Kind wegschickt, die an gefährlichem Ort in der Höhe „vergessene Art“ zu holen. Dabei stürzt dieses vom Schwindel erfaßt in die Tiefe. Die Legende läßt nun den Turm zwar fertig werden, doch bleibt er stets reparaturbedürftig. Beim Bau der Marienkirche in Krakau ist's der Bruder, der den Bruder ersticht, und das Messer soll in einem Seitengang der dortigen Tuchhalle befestigt gewesen sein<sup>41)</sup>.

Ähnliche Erzählungen kehren in vielerlei Formen wieder, ebenso wie es eine stereotype Sage bei hochstrebenden Dombauten ist, daß sich der Baumeister, um das Werk zu fördern, dem Teufel verschreibt, der ihn zum Lohn vom Turmkranz herunter-schleudert.

Eine sehr schöne Lesart der Sage von der Eifersucht der Baumeister liefert St. Lorenz in Nürnberg. Nach ihr verdrängen zwei Meister rücksichtslos den eigentlich zum Bau Ersehenen, besteigen den Turm, scheinbar in schönster Eintracht, im Herzen



aber voll Haß und Neid. Fast zu gleicher Zeit reißt oben in ihnen der Gedanke, den Nebenbuhler aus dem Fenster zu schleudern, und das Ende vom Liede ist, daß beide einander in die Tiefe reißen und hart neben dem gerade unten wandelnden Dritten zerschellen. Dieser eröffnet nun dem Rat, wie sehr sie ihn ohne alle Veranlassung mit ihrem Haß verfolgt hätten. Da wird der Bau ihm übertragen und zugleich gestattet, den Vorfall in einem Wahrzeichen zu verewigen. Er aber entgegnet: „Das sei ferne von mir. Eher will ich alle Erinnerung daran verwischen.“ Sprach's und vermauerte das Fenster, durch das der Sturz erfolgt war und beseitigte damit die Spur des Vorfalls. „Die Sage“, so schließt die Erzählung, „konnte er nicht verwischen“<sup>42)</sup>. (In Arnstadt in Thüringen soll auch ein am Turm eingehauener Hund daran erinnern, daß er seinem Herrn nachsprang, der aus der Glockenstube von einem eifersüchtigen Baumeister herabgestürzt wurde.) Brotneid hat auch unter den Glockengießern viel Unheil angerichtet, namentlich da, wo die zünftigen Widersacher, den nicht zu ihnen Gehörenden, ihnen aber an Kunst und Geschick Überlegenen zu Fall bringen wollten. So wird erzählt, Meister Claus von Mühlhausen habe den Klang der bei ihm für den Erfurter Dom bestellten Glocke nicht mehr erlebt, da er, getötet durch Gift, das ihm Neider beibrachten, an dem Abend vor St. Cyriac 1477, an dem der Guß von statten ging, sei zu Grab getragen worden<sup>43)</sup>.

Die Entstehung solcher vielfach nachweisbaren Mären ist nicht schwer zu ergründen. Geschicklichkeit, die nicht jedem zu eigen, Ruf als Meister des Gusses waren das Verbrechen, das vielen Tod brachte. Im Gebiet des Bauhandwerks spiegelt die Sage — nur etwas drastisch — den Kampf der Maurer wieder, deren Arbeitsfeld in der gotischen Zeit ein immer beschränkteres wurde, während die Steinmetzen sie überall im Bau verdrängten und über das Ganze noch oft einen feinen, steinernen Spitzenschleier, ein zierliches, schlankes Maß- und Stabwerk ausbreiteten, das die



formen des Turmbaues spinnwebartig überzieht. Bei seiner Betrachtung stehen wir im Grenzgebiet zwischen Handwerk und Kunst, zugleich aber in dem zwischen Baukunst und Plastik. Wir wissen, daß die Baumeister und Bildhauer die gleiche Vorbildung hatten, und Baurechnungen und andere Belege beweisen uns, daß die Baumeister als Schöpfer einer Reihe von plastischen Werken nachgewiesen sind, die entweder unsere Bewunderung erregen, oder den Gedanken nahelegen, daß vom Richtscheit und Zirkel bis zum Meißel doch noch ein weiter Weg ist.

Wo so viele Künste und Fertigkeiten sich zum Bilden und Zieren des Gotteshauses vereinigten, konnte die Plastik nicht fehlen<sup>44</sup>). Es lag ja auch so nahe, sich ihrer zu bedienen, zur Verherrlichung und Veranschaulichung Gottes, Christi, der Jungfrau Maria und aller der zahllosen Heiligen der Kirche, die biblische Geschichte und die ganzen Heilslehren körperhaft gebildet darzustellen. Dies Streben ward gefördert durch den Umstand, daß in der Zeit der gotischen Kirchenbauten ein reiches Angebot von technisch zu plastischen Leistungen Befähigten da war, die ihre Fertigkeiten gerne verwenden wollten. Denn die Bauart der Gotik, insbesondere die Tätigkeit der Steinmetzen dabei setzte eine ziemliche Gewandtheit mit dem Meißel voraus, bei all der durchbrochenen Arbeit, den Schnörkeln, Ornamenten u. a. m. und mit der Vollendung des handwerksmäßigen Könnens wuchsen sie unmerklich auch in den Drang hinein, sich plastisch, künstlerisch zu betätigen und mehr zu tun, als den Stein zu behauen. Damit ist freilich nicht gesagt, daß die Skulpturen nun auch alle das Gepräge der Vollendung an sich trügen, im Gegenteil! Man hat darauf hingewiesen, daß sie „nicht nur in Größe und Adel der Auffassung und Schönheit der Formen, sondern ebensosehr in der Richtigkeit der Verhältnisse, Wahrheit der Haltung, Verständnis für die Details, namentlich für den Faltenwurf“ im Vergleich zu früheren plastischen Leistungen einen Rückschritt be-



deuteten, der aber 3. T. auch darin eine Entschuldigung findet, daß der Bildhauer der Gotik nicht ganz frei, sondern stets nur mit Rücksicht auf die Architektur arbeiten konnte. Doch gleichviel — in der Zeit der großen Turmbauten trug auch die Plastik<sup>45)</sup> zu deren Verschönerung wie zur Verzierung des Ganzen reichlich bei. Es ist ganz klar, daß der eigentliche Raum für ihre Schöpfungen das Innere der Kirchen war; hier waren diese vor Sturm, Regen und Schnee sicher und leichter der Betrachtung aus der Nähe zugänglich. Trotzdem haben sie auch den Turm geschmückt und zwar an allen Teilen, vom Portal ebener Erde bis zur höchsten Spitze. Wissen wir doch, daß Marienstatuen als Abschluß auf den Münstern in Ulm und Straßburg vorkommen oder doch vorgesehen waren. Einladend war es sodann, Kranzgesimse mit einer Statuentreihe zu zieren. Vor allem aber war es das Portal, an manchen Bauten ein Bestandteil des Turmbaues, das mit Werken der Bildhauerkunst übersät war. Hier empfing den Eintretenden eine körperhafte Erzählung alles dessen, was Grundlage ist des Glaubens und seiner Lehren, dessen Geheimnisse drinnen mit dem Worte gepredigt und im Sakramente gefeiert wurden. Hier finden wir von Baldachinen überdeckt, neben Einzelstatuen auf Pfeilern und in den Hohlkehlen aufgestellt ganze Zyklen, verschieden an künstlerischem Wert, Feinheit der Empfindung und Ausführung, bald aus dem Stein herausgehauen, bald besonders gebildet und durch Haken mit der Umgebung verbunden. Hier und da zeugt eine leere Nische von verschwundener Pracht, oder stark beschädigte Reste lassen ahnen, was hier ursprünglich dargestellt war. In vielen Fällen sind auch moderne Figuren an Stelle der alten getreten.

Es wäre eine Riesenarbeit, die plastischen Schmuckstücke auch nur eines bedeutenderen Dombaus alle eingehend zu betrachten, beschreiben und zu würdigen. Bei ihrer Musterung bedarf es überdies eines sehr bibelkundigen Führers, der wohl vertraut ist mit Zeichen und Gestalten der christlichen, ja auch heidnischen



Kunstsymbolik. Obwohl zahlreiche Figuren das Verständnis ihrer Bedeutung erleichtern durch Spruchbänder, Bandrollen, auf denen diejenigen Stellen der Schrift, die sie darstellen sollen, verzeichnet sind, so ist doch die Erläuterung oft nicht leicht und fast ein Studium für sich zu nennen, bei dem obendrein nicht übersehen werden darf, daß viele Statuen unkünstlerisch und ohne weiteres Interesse, andere unerklärlich sind und bleiben werden. Ein gewisses System in der Behandlung ergibt sich freilich bald, als Folge der Aufstellung und des Ortes. Hier ist Christus, dort die Jungfrau Maria der Mittelpunkt in Handlung wie in Gruppierung. Engel, Propheten oder Jünger als Umgebung und Begleiter darzustellen, liegt nahe und ist darum ein beliebtes Motiv. Natürlich steht die große Liebestat Jesu, der Kreuzestod im Vordergrund des künstlerischen Interesses; von der Verkündigung des kommenden Heils, von der Geburt Christi bis zur Himmelfahrt und zum Weltgericht führt uns unsere Wanderung durch die Plastik, bei deren Werken wir bald deutlich den Zusammenhang erkennen, während bei anderen ein solcher fehlt und künstlerische Gesichtspunkte allein für Unordnung und Darstellung maßgebend gewesen zu sein scheinen. Wir erblicken heilige, geistliche und profane Gestalten im buntesten Wechsel, Allegorien wie die Kardinaltugenden, die freien Künste u. a. m. fehlen nicht. Die Kirche und Synagoge erscheinen personifiziert<sup>46</sup>). Der heiligen Schrift entlehnt ist eine schier unendliche Fülle von Episoden, Geschichten im Bilde; Adam und Eva, Abraham, Joseph treffen wir in Nischen und Hohlkehlen, die Verkündigung des Heilandes in mancherlei Form, Mariä Heimsuchung wird dargestellt; endlich erscheint Christi Gestalt selbst, und eine Reihe neuer Motive und Figuren erweitert den Bilderkreis. Christi Geburt, die Anbetung der Hirten bildet der kunstfertige Meißel; des Heilands Erdenwallen, Leid, Tod und Auferstehung führt er dem Beschauer vor, bald schablonenhaft, ohne Rücksicht auf den Gesichtsausdruck der Statuen, bald geschickt nüanciert je nach dem



Vorgang. Apostel erscheinen einzeln und in Reihen, Gestalten aus Christi Gleichnissen daneben, unter den letzteren die törichten und klugen Jungfrauen als besonders beliebter Darstellungsstoff z. B. in Erfurt, Straßburg, an der Sebalduskirche in Nürnberg. Wer nennt die Namen aller der Heiligen, die Portale und Postamente an Türmen bevölkern, Laurentius, Magdalena, Elisabeth, Michael, Mauritius? Gewissermaßen als die Vermittler zwischen Welt und Heiligen erscheinen auch Geistliche plastisch dargestellt, so z. B. der „Abt“ und „Diakon“ in Freiburg, der „Mönch“ am Straßburger Münster mit seinem gleich ihm sagenumwobenen Nachbarn, dem „Kaiser“.

Denn die Sage berichtet, die eine Statue bedeute den Kaiser, dem ein Mönch, in der anderen Figur abgebildet<sup>47)</sup>, in welschem Land mit der Hostie Gift gereicht habe: wahrscheinlich eine Lesart der Erzählung, daß Kaiser Heinrich VII. also gewaltsamen Todes gestorben sei. Als die Kunde von dieser Pfaffentat nach Straßburg gedrungen sei, habe man zur Erinnerung und zum abschreckenden Gedächtnis daran die Figuren ausgehauen und aufgestellt.

Beide waren im Bilde die Vertreter der im Mittelalter gewaltig mit einander ringenden obersten Gewalten. Ein Kaiser thront wie auch ein Bischof am Münster in Freiburg, Ottos I. Gestalt steht über der Eingangstür des Magdeburger Domes. Auch andere Große der Erde begegnen dem Beschauer der Bildwerke. Die Reiterstatuen der Könige in den Nischen des ersten Stockwerks des Straßburger Münsters, die 1291 dort aufgestellt wurden, sind freilich verschwunden. Von ihnen erzählt nur noch die Sage: drei „gute“ Könige, Chlodwig, Dagobert und Rudolf von Habsburg hätten alle ihre Schätze dem Bau der Münsterkirche zu Straßburg geopfert. Für gute Könige hatte die französische Revolution so wenig Sinn, wie für schlechte; sie wurden, wie in Wirklichkeit, so auch im steinernen Bilde gestürzt. Merkwürdigerweise wurden die Statuen aber doch später



wieder erneuert, und als vierter im Bunde trat — recht passend — Ludwig XIV. hinzu.

Fürsten und Heroen kommen sodann. Zwei der ersteren finden wir am Freiburger Münster, und der Straßburger Herkules ist „eine der populärsten und bekanntesten Figuren am Münster gewesen und noch im (Arnoldschen) Pfingstmontag flucht der Herr Starkhans ‚Doz Herkeleß am Münster‘“<sup>48)</sup>.

Aber auch gewöhnliche Sterbliche werden vom Bildhauer dargestellt. Ja hier und da ist es der Baumeister selbst, dessen Züge so der Nachwelt überliefert werden.

„Was die Alten oft erfannen, sei's im Bilde, sei's im Stein,  
Oft beruht's auf leichtem Scherzen, oft auf dunklen Gräbelein  
Ja sich selbst und ihre Zeiten prägten oft die Künstler aus,  
Trugen spielend diese Bilder selbst in's hehre Gotteshaus“<sup>49)</sup>.

Wir erblicken so den Meister Matthäus Böblingen im Halbrelief, das als Selbstporträt gilt, in Ulm — 230 Stufen hoch — im Treppenübergang ausgehauen; nach Vermutungen des Professors Adler stellen die Konsolen des Freiburger Münsters gar eine ganze Baumeister-Familie dar<sup>50)</sup>; ob dies freilich zutrifft, mag eine offene Frage bleiben. Hierhin gehören auch die beiden Werkmeisterfiguren von der Südseite des nördlichen Straßburger Münsterturmes. Die eine davon hält eine Sonnenuhr, die andere die Hand schützend vor das Auge und blickt nach oben. Beide sind „kleine häßliche Menschen mit grimassierenden Gesichtern“<sup>51)</sup>, das Antlitz mit zahlreichen Falten, der Kopf des einen mit einer Kappe bedeckt. Was man alles in die beiden Figuren hineingelegt und gedichtet hat, veranschaulicht Stöber in seinen Sagen des Elsasses aufs beste. „Vorn an dem Pfeiler“, erzählt er, „steht, sinnend und träumend, der Werkmeister des Münsters, den Plan des letzteren vor sich hinhaltend und hinaus starrend in die weite blaue ferne. Ihm zur Seite, etwas rückwärts am Pfeiler stehet sein Sohn, gestützt auf den Meisterstab



in seiner Einken. Wie beseligt schaut der Vater vor sich hin, als suche und sähe er schon in der Ferne den majestätischen Bau, den sein Genius erschaffen: die zwei riesenhaften Thürme emporragen, hoch in die Lüfte.“ Und der Sohn bewundert und mißt des Vaters Riesenwerk, harret aber vergeblich des Ausbaues des zweiten Turmes<sup>52)</sup>.

Man wird wohl am besten tun, sich mit der Einsicht zu bescheiden, daß wir Bestimmtes über die beiden Statuen nicht zu sagen vermögen.

Wenn wir von weltlichen Figuren noch des „Dogtes“ und des „Schulzen“ am Freiburger Münster gedenken, der Rittergestalten, des später noch genauer zu betrachtenden „Männle“ auf der Spitze der Heilbronner Kilianskirche und seines hohen Gefährten, des Landsknechtes, so genüge dies als Schluß unserer Aufzählung.

So ziemlich die ganze Schöpfung, Sonne, Mond und Sterne, Erde, Mensch und Tier bilden den Motivenkreis der plastischen Darstellung in und an Turmbauten. Ja sogar die Mißgestalt, Halbmenschen, Zwitterwesen und monströse Gebilde erscheinen an ihnen in Konsolen, Friesen und Reliefs.

Was aus der ursprünglich reichen Fülle dem Wind, dem Wetter und der Zeit getrocknet hat, woran die Stürme der Revolutionen und Kriege glücklich vorübergingen, ist freilich nicht alles von gleich hohem, künstlerischem Wert. Im Gegenteil, man hat seine Bewunderung oft übertrieben, doch bleibt genug des Schönen und Herrlichen. Vor allem zeichnet sich in diesem Punkte wieder das Freiburger Münster aus, wenn wir auch nicht mehr so blind lobend vor seiner Plastik stehen, wie frühere Beschreibungen.

Wie der Turm einem mächtigen Stamme vergleichbar gen Himmel ragt, so gleichen die Statuen, obwohl leblos am Leblosen, den Vögeln in den Ästen, die ihn beleben, bevölkern und bis in die höchsten Zweige fest hinaufklettern.



Am Frankfurter Dome finden wir, ein Wahrzeichen des Turmes, im obersten Gange einen in Stein gehauenen Hund, an einem Knochen nagend<sup>58)</sup>.

Auf dem Dach des Magdeburger Domes klettert ein steinerner Mönch, der sich „bei Teufelholen“ vermaß, in Pantoffeln den höchsten Dom zu erklimmen, und das Teufelholen sehen wir auf dem Dach von St. Lorenz in Nürnberg an seinen Folgen, wo ein scherzhafter Steinmetz den verlorenen Hut des vom Satan Entführten plastisch gebildet hat.

Überhaupt sprudelt heitere, ja für unsern Begriff tolle Laune des öfteren auch in anderen Werken der Steinmetzen. Allerhand schalkhaften Einfällen hat ihr Meißel form gegeben, und da waren die sogenannten Wasserspeier<sup>54)</sup> so recht eigentlich der Platz für Meister wie Gesellen sich auszuleben. Die auf den großen Flächen der Kirchendächer bei Regen angesammelten Wassermassen ließ man durch eine Röhre aus den Rinnen am Dachrand weit hinauspeien, statt sie, wie bei uns jetzt geschieht, in einer Kandel auf oder unter die Erde zu leiten. Vielleicht, daß nun einmal ein besonders spaßhaft veranlagter Steinmetz den Speier benutzte, um aus dem Stein eine Figur zu hauen, genug, schon seit dem Beginn des 13. Jahrhunderts tauchen diese Wasserspeier auf, am Langhause und an den Türmen über den Rand in die Luft ragend und weithin sichtbar, oft auch nur blind, d. h. nicht wirkliche Abläufe bildend. So sehen wir, zumal an den unteren Enden der Strebebogen diese Gebilde angebracht, in älterer Zeit Tierkörper, später aber auch Menschenfräßen und seltsame Gestalten „phantastische, liebenswürdige Schöpfungen, welche teils nach festen Prinzipien, teils in spielendem Übermut der Steinmetzenlaune über den ganzen Bau gebreitet sind“, in großer Mannigfaltigkeit einzeln oder in Serien, die im Zusammenhang dargestellt sind, und so betrachtet sein wollen.

Im letzteren, freilich selteneren Fall, führen sie östlich die Sünde, das Schlechte, westlich die Buße, das Heil und die Er-



rettung vom Bösen im Zyklus vor. Das geschieht z. B. am Ulmer Münster<sup>69</sup>). Zum Verständnis bedarf es allerdings wieder tiefer Kenntnis der kirchlichen Kunstsymbolik, besonders der Deutung der Tierbilder. Man hat darauf hingewiesen, daß in der gotischen Baukunst die Kirche sich alle drei Reiche dienstbar mache, das Mineralreich im Baustein, die Pflanze im Ornament, in der Kreuzblume u. a., das Tier endlich in den Tierfiguren der Wasserspeier, und hat in diese viel hineinsymbolisiert, zum Teil wohl zu viel, und da tiefe Bedeutung gesucht, wo der Steinmetz nur einen, oft sehr derben Witz machen wollte; denn an einer Gestalt, die die Hinterseite des Körpers dem Beschauer zuwendet, oder einem Manne, dem übel ist, und dem zwei Kumpane schadenfroh den Kopf halten, ist nicht viel zu deuteln. Es ist also wohl zutreffend, wenn v. Merz sagt: „Über die Bedeutung dieser phantastischen Gebilde würden wohl nur die alten mutwilligen Steinmetzen Auskunft geben können. Launige, humoristische, ironische Spottgeburten sind sie ohne allen Zweifel, aber eine besondere Sinnbildlichkeit ist schwerlich in ihnen zu sehen.“ Andere freilich denken anders. Ihnen bedeutet das Schwein die Juden, der Löwe den Teufel, der Hund die Heiden. Sicher ist, daß zuweilen eine Verspottung der katholischen Kirche in ihnen bezweckt wird, vor allem der sittenlosen Geistlichen. Dafür bietet der Heilbronner Kiliansturm reiches Material. Affe in Mönchskutte, Mönch und Nonne in einem Vogelleib vereint, erscheinen hier als Beleg. Daneben begegnen wir allerlei Tiergestalten: Kater, Ochse, geflügelte Bulldogge und Mensch und Tier in komischer Situation vereint in einen Reiter, der offenbar des Reitens unkundig, sich verzweifelnd an sein Roß anklammert, um nicht zu Fall zu kommen. Auch die vier Evangelisten sind bei den Scherzen der Steinmetzen nicht verschont geblieben, die ihnen eigenen Symbole, der Adler des Johannes, der Löwe des Markus, der Ochse des Lukas zc., haben in der Höhe der Heilbronner Kilians-



kirche, am südlichen Magdeburger Domturm z. B. Verwendung gefunden.

Gleichfalls als Werk des Meißels, wenn auch weniger kunstvoll, stellen sich die zahlreichen Inschriften dar, denen wir in reicher Mannigfaltigkeit und fast an jedem Turmbau begegnen. Bald trifft der Blick eine einfache Zahl, bald ein einzig Wort oder einen kurzen Satz, dann aber wohl auch eine langatmige Erzählung in Prosa oder gebundener Rede. Außerlich meist schmucklos, verwittert, beschädigt oder erneuert bilden derartige Inschriften oft eine wertvolle, namentlich für ältere Bauteile nicht selten einzige Quelle, aus der wir unsere Kenntnis der Baudatierung schöpfen können. Sie verraten den Beginn des Werkes, belegen die Fertigstellung des Turmes bis zu gewisser Höhe und finden sich in den obersten Regionen als Anhaltspunkt für die Zeit der Vollendung der Spitze oder des Kreuzes; sie nennen uns den Baumeister oder mehr oder weniger wichtige Einzelheiten aus der Baugeschichte und plaudern von des Bauwerkes ernsten und heiteren Losen.

Als einziges, aber treffliches, statt vieler gewähltes Beispiel für den Wert eingehauener Zahlzeichen mögen die der St. Martinskirche in Landshut<sup>56)</sup> erwähnt sein. Hier steht über dem Portal die Zahl 1432, in der Höhe des Langhauses zeigt ein Schildchen die Zahl 1472, und 1577 lesen wir an einer Rippe der obersten Galerie des Turmes. Kurze, aber beredte Zeugnisse zur Datierung des Emporwachsens des Turmes. Am Magdeburger Dom lesen wir oberhalb der Treppentür des obersten Umganges im nördlichen Turm die Zahl 1520. Das Ulmer Münster war 1492 bis zur Höhe des Wächterhauses gediehen, denn eine Inschrift, die uns später noch einmal begegnen wird, erzählt von einem Besuche des Kaisers Max. Daß man auch den Besuch dreier gewöhnlicher Sterblicher auf Turmeshöh' für wert erachtete, in einer Inschrift verewigt zu werden, beweist eine in der Wächterstube der Münchener Frauentürme aufgehängte Tafel<sup>57)</sup>.



Das Freiburger Münster ist an eingemeißelten Zeichen aller Art reich. Am Turmpfeiler, ehe man die Vorhalle betritt, findet man Inschriftartiges: Die Umrisse von Broten, ungleich groß, und daneben die Jahreszahlen 1270, 1317 und 1320, Jahre bezeichnend, in denen das Brot besonders wohlfeil oder teuer war. Ebendort am inneren Pfeiler prangt das Normalmaß einer Elle durch einen Eisenstab angezeigt; die Umrisse eines Zubers geben die Einheit für den Kohlenverkauf an; dabei stehen die Worte:

M. CC. XC. V. D<sup>r</sup> ZUB<sup>r</sup>. VIII. VF. GEHV FOT  
SVN. EINEN. KARREN. TVON. HOLZ.

Der südliche Pfeiler trägt die Umrisse von Back- und Ziegelsteinen und die Größe des Klosters mit zwei eisernen Nägeln bezeichnet. Auch über die Jahrmärkte werden wir an dieser Art dauernder Anschlagssäulen belehrt:

„Ein. jar . merkt . wirdet . uf . dn . nehst̄n . mentag . vn . zistag . nach . sact . niclaus . kilwi . Und . der . and<sup>r</sup> : uf . dn . nehst̄n . zistag . vn . mitwuchn . nach . all<sup>r</sup> . heilign . tag . vn . bed . jar . merkt . ei . tag . vor . vn . ei . nach . gevriet“<sup>58</sup>).

Auch den Baumeister nennt die steinerne Zeichensprache daselbst. Wenigstens will ein sehr verdienstvoller Forscher der Baugeschichte des Freiburger Münsters den an der Nordwestecke des Turmes befindlichen Meisterschild<sup>59</sup>), den ein gewelltes Band von sieben Fäden schräg durchschneidet, als ein redendes Wappen der „Steinbach“ deuten, ob mit Recht, ist freilich sehr fraglich. Auch die St. Kilianskirche in Heilbronn ist reich an Inschriften, darunter eine ältere, höchst wichtig für die Baugeschichte, denn da lesen wir<sup>60</sup>):

„Anno 1013 iar in Sant Chilianus Er legt man virwahr an dissem Bou den ersten Stein. Got geb den Stiftern allen Lan, ouch den, die habend witer verricht von dissem Stein hie offenbar im 1510 iar.“



Zwei Verse vom Turm seien noch mitgeteilt; der eine, alte lautet:

„Kund sey yedem und offenbar  
als man gezelet hat fürwahr  
nach der Geyurt gottes unsres Herrn  
fuffzehnhundert und dreyzehn mehr  
ist under dießer Schrift gegraben  
ain gut vest fundament, das dragen  
thut den großen bau allhie hinauf  
ain gutes werck und schöner stainhauf  
zu nutz un eer gemainer stat  
— man sollliches auffgeführt hat  
ain löblicher Rat thet befehlen das,  
hans schweyner des maysters namen was.  
Gott geb uns unser sünden ablas.“

Über auch das 19. Jahrhundert hat eine Tafel an demselben Turm angebracht, launige Verse der Baumeister an ihren längst heimgegangenen Kollegen gerichtet:

„Lieber Meister Hans verzeiht, Daß so manches ward erneut,  
Weil das Wetter, frost und Wind, Gar rauf lust'ge Stellen sind.  
Treulich zwar wie's vorher gweß, Denn uns dünkt, 's wär halt das Best'.  
Frommer Kunst und Euck zur Ehr Gab die Stiftung 's Geld uns her.  
Gott behüt' vor Not, Streit, Neid, Stadt und Stiftung allezeit.  
Ob die Sach' so recht ist g'wesen, Erst in Zukunft wird man's lesen  
Anno Domini war's geschrieben Achtzehnhundert achtzig sieben.“

Es liegt in der Natur der Sache, daß sich derartige Inschriften verschieden nach dem Ort, der Redeweise, der Zeit und dem Inhalt überall vorfinden, wo ein außergewöhnliches Ereignis den Zeitgenossen besonders wert erschien, der Nachwelt im Stein überliefert zu werden. Daß dabei die elementaren Zufälle eine sehr große Rolle spielen, bedarf keiner besonderen Erwähnung. Hier ist's der Blitz, dessen Zerstörungswerk gemeldet wird, Brandschaden dort oder glückliche Bewahrung vor seinen Schrecken, Sturm, Regenguß, Erdbeben und ihre Verheerungen bilden bei anderen den Inhalt der Worte in Stein



oder Erz, denn auch in Metall gegossene Tafeln wurden in die Mauern an geeignetem, sicherem Orte eingelassen. „Dein Haus, o Gott, ist ein Gedächtnis Deiner Wunder geworden, dafür preiset dich die dankbare Gemeinde“ lesen wir am Turm der St. Jakobikirche zur Erinnerung an die Errettung des Turmes beim großen Hamburger Brand 1842. Wir werden der einen oder anderen Inschrift noch an passender Stelle begegnen.

Bei unserer Wanderung durch die gewaltigen Mauer Massen streift unser Blick auch Zeichen, in die Steine eingemeißelt oder aus ihnen herausgearbeitet; zuerst gleitet er achtlos darüber hinweg, da aber die Zeichen sich oftmals wiederholen und in den mannigfachsten Formen vorkommen, so erregen sie unsere Aufmerksamkeit. Bald gewahren wir einen Kreis, bald einen Strich, ein Kreuz, einen Winkel, Schriftzeichen aller Art, Buchstaben, Zahlen und vielerlei andere Formen. Am Freiburger Münster hat ein scharf spähes Auge nicht weniger als 220 derartiger Zeichen entdeckt<sup>61)</sup>, in Ulm sind 224 zusammengezählt worden, wir finden sie eingemeißelt in den Quadern und Steinen von St. Stefan in Wien, das Straßburger Münster ist mit ihnen übersät, St. Kilian in Heilbronn ist besonders reich daran, und in stattlicher Zahl bedecken sie die Bausteine der Dome zu Regensburg, Landshut, Mainz, Bamberg, Basel, Frankfurt, Magdeburg, Merseburg, und vieler anderer mehr, und zwar am Langhaus, Chor wie Turm, außen und in den Wendeltreppen. Sie sind unregelmäßig angebracht, bald oben, bald unten, bald rechts, bald links am Stein, jedoch nicht unbedingt an allen zu finden. Was nun hat es mit ihnen für eine Bedeutung?

Unter den zahlreichen bei den Dom- und Turmbauten benötigten Arbeitskräften spielten in der Gotik, wie wir sahen, die Steinmetzen eine große Rolle. Nach ihrer am Münsterbauplatz gelegenen Arbeitsstätte, der „Bauhütte“<sup>62)</sup>, benannte man auch die Werkstattsgemeinschaft aller Gesellen und Parlierer, die am „Werk“ tätig waren, einen Arbeitsverband, der aus kleinen Un-



fängen sich entwickelnd allmählich eine feste Ordnung gewann und sich weit über die Lande verbreitete. In der Blütezeit der Gotik war die Hütte hoch angesehen, da sie unter ihren Mitgliedern auf eheliche Geburt, Fleiß, Können und ehrbaren Wandel hielt, die Art und Dauer der Ausbildung streng regelte.

Hatte nun ein Lehrling fünf Jahre in einer solchen Hütte treulich gearbeitet, so ging er seinen Werkmeister um ein Zeichen<sup>63)</sup> an, das er als Geselle fortan auf den von ihm verarbeiteten Steinen anbrachte. Der Werkmeister durfte ihm dies Zeichen nicht vorenthalten, wenn allen Bedingungen genügt war. Verkauf eines Zeichens war verboten, ebenso verfrühte Verleihung vor vollendeter Lehrzeit. Mit dem Zeichen ging der Geselle auf die Wanderschaft und schlug es an allen Bauten an, wo er tätig war, so daß wir aus ihm entnehmen können, wo und vielleicht auch wann er gearbeitet hat. Das ist zum Beleg für den regen Verkehr und Austausch von Steinmetzen bei Dombauten sehr interessant, aber für die Kunst beweist es nichts, denn das Zeichen erfand und verlieh der Werkmeister. Der Steinmetzgeselle meißelte es in seine Steine ein, gewiß als Ehrenzeichen, daß er hier gearbeitet hatte, aber doch stets nur nach den Plänen des Meisters und unter dessen Überwachung, die ja gerade durch die Zeichen sehr erleichtert wurde. Ein Zeichen zum Versetzen der Steine, wie eine der vielen Vermutungen über ihren Zweck und Ursprung wollte, sind sie nie gewesen. Denn ein geheimnisvolles Dunkel umgab früher die Hütte und ihre Glieder, und die Annahme, die letzteren seien im Besitze eines Hüttengeheimnisses gewesen, war nur geeignet, den Schleier undurchdringlicher zu machen, statt ihn zu lüften. Je weniger man wußte, desto mehr erfand man, bis die moderne Forschung die romantisch gefärbte Brille durch eine Lupe ersetzte, das Phantasiegebäude erschütterte, einriß und andere nüchternere Ansichten verfocht. Freilich fehlt dem Neubau auch noch das Dach, denn abgeschlossen ist das Urteil über die Steinmetzzeichen noch nicht. Gelieben ist ihnen der



Ruhm, daß sie uns ermöglichen, wichtige Schlüsse auf die Baugeschichte der Münsterbauten zu tun. Sie zeigen uns nämlich, wie viel Gesellen an einem Bauteil arbeiteten, und wie weit der Bau in einem Menschenalter gedieh. So hat eine scharfsinnige Untersuchung der Steinmetzzeichen dargetan, daß der herrliche Turm des Freiburger Münsters mit 34 Gesellen begonnen ward, denn wir finden die Zeichen der 34 vor. So rückten mit dem Turmbau von ihnen zwölf bis zur Höhe der St. Michaelskapelle vor, während im übrigen 14 neue Handwerker arbeiteten. Am Glockenstuhl finden sich 26 weitere Zeichen u. s. f., und im ganzen ergeben sich 68 Gesellenzeichen verschiedener Art, ohne die unzugänglichen oder schwer sichtbaren zu zählen. So läßt sich auch die interessante Tatsache dartun, daß der Turm in 6 Jahren die Höhe von 60 Metern erreichte.

Verschiedentlich haben Gelehrte und Architekten diese Zeichen zum Gegenstand einer oft sehr reichhaltigen Sammlung gemacht, und der diese begleitende Text bildet eine Literatur von ziemlichem Umfang, aber auch voll schwer oder nicht zu beweisender Theorien; u. a. gehört dahin die Meinung, daß die Zeichen nach einem bestimmten geometrisch-architektonisch-symbolischen System von den Meistern gebildet worden seien.

Auffallend bleibt ja allerdings, wie wenig uns derart überliefert worden ist, daß es leicht in den Stand setzte, uns eine klare Vorstellung von dem Wesen, Zweck und Aufkommen der Zeichen zu bilden.

Bei unserer besichtigenden Wanderung durch den Turm ist uns schon aufgefallen, daß, während an manchen Stellen nur schmale, lange Schlitze in der Mauer spärlich das Tageslicht eindringen lassen, an andern in überreicher Menge durch hohe und breite Öffnungen, Fenster, das Licht hereinfluten kann.

Wie man es liebte, den Turm als steinernen Recken und riesigen Gesellen persönlich zu fassen, von seinem gewaltigen Leib zu reden, seine Haube einer Zipfelmütze, seine Glocke der Stimme



zu vergleichen, so lag nahe, im Bilde zu bleiben und die Fenster die Augen zu nennen, und man übertrug dann auch ganz folgerichtig die Anschauung, daß im Auge sich das Herz spiegele, ins Gebiet der kirchlichen Baukunst mit den Worten: „Ein Blick auf die Fenster einer Kirche genügt in der Regel für den Kunstkenner, um zu urteilen, welchen künstlerischen Wert das Gebäude hat“<sup>64</sup>).

Die Entwicklung der Turmfenster gibt sich von selbst. So weit der Raum unbewohnt war, hatte man keine Veranlassung, ihn durch Glasfenster, durchbrochene Platten oder andere Mittel von der Außenwelt abzuschließen. Im Gegenteil, da wo die Glocken hängen, hatte man geradezu ein lebhaftes Interesse daran, eine möglichst große Öffnung zu schaffen, durch die die Schallwellen entweichen konnten, und in der Tat sehen wir oft reichlich bemessene Fenstermaße, die uns von unten bequem einen Einblick in den Glockenstuhl gestatten. Bei anderen freilich entzieht eine Reihe Bretter im Fenster dem Auge den Anblick der Ursache des Klanges, der zwischen ihnen hinaus ins Weite dringt. Damit ist denn auch die Glocke gegen Regen und Schnee geschützt und die Temperatur im Glockenbau beeinflusst.

Andere Grundsätze verfolgte man bei den bewohnten Teilen des Turmes, namentlich in der Wächterstube; hier machte man die Fenster eben gerade so groß, als es Wachtdienst und Umschau erforderten, verstopfte aber im übrigen, so gut es ging, jede Öffnung, um das unbetene Eindringen von Regen, Schnee und Wind zu verhüten.

Auch technische Gründe redeten bei der Fensteranlage mit. Es mußte festgestellt werden, wie viel Durchbrechung das Mauerwerk erleiden könne, ohne zum Tragen des Druckes, der auf ihm lastet, untauglich zu werden.

Und nicht zum wenigsten beeinflusste der Stil die Fensterform. Weisen die altchristlichen Gotteshäuser große Lichtöffnungen auf, so stehen denen bei romanischen Bauten kleine gegenüber, und



darüber gespannt ein Rundbogen; zumal bei Türmen teilt man diese Fenster gern durch eine Säule in zwei Teile ab. Ein praktischer Kopf schrägte die Leibungen, d. h. die Seitenwände nach außen aus, um möglichst vielem Licht den Zutritt zu gewähren und das Aussichtsfeld zu erweitern. In der Gotik werden analog der vertikalen, hochstrebenden Tendenz dieser Bauweise die Turmfenster länger, die sie teilenden Pfeiler zierlicher gestaltet, im Spitzbogen, der Decke, und im Fenstermaßwerk und seiner reichen Ornamentik erschließt sich dem Steinmetz eine neue Werkstatt.

Auch die besonders an den Westfassaden der Münster, zwischen den Türmen oder an ihnen sich vorfindenden Rosenfenster sind Gebilde der Gotik, die, wie sie alles riesenhaft bilden wollte, auch die romanischen kleinen Fensterrunden vergrößerte bis zum Umfang jener auch Radfenster genannten Lichtöffnungen, die mit buntem Glas bedeckt, namentlich bei durchscheinender Sonne einen wunderbaren, feenhaften Eindruck auf den im Innern der Kirche stehenden Beschauer machen.

War nun endlich der Turmbau allen Kosten und Hindernissen zum Trotz bis zur Dacheshöhe gediehen, so entstand die Frage, in welcher Form man seine Bedeckung vornehmen wollte, und welches Material dazu verwendet werden sollte; ja oft mußte man schon vorzeitig dem Bau eine provisorische Nothbedachung geben. Während bei gotischen Türmen die Steinmetzen an der Pyramide in Krabben, Wimpergen, Rippen und der Kreuzblume ein hohes Feld der Tätigkeit fanden, hörte bei gewöhnlichen Turmbauten ihre und der Maurer Mitwirkung an der obersten Galerie auf, und Zimmerleute und Dachdecker bezogen ihr Reich; war der Dachstuhl aufgeschlagen, so galt es, ihn zu decken, und neben dem praktischen Zweck des Schutzes vor Regen und Wind verfolgte das Turmdach auch oft einen künstlerischen: schön und prunkvoll zu wirken. Da schien manchen das edelste Metall, das Gold, gerade kostbar genug, um die Herrlichkeit Gottes auf



seinem Hause zu verkünden. Das goldene Turmdach begegnet uns in Sagen, aber meist ist der Wunsch der Vater des Gedankens geblieben. So wird erzählt, beim Einfall des Herzogs Magnus von Braunschweig in das Stift Hildesheim hätte Bischof Gerhard für den Sieg ein goldenes Dombach gelobt: „Gibst du uns den Sieg, so sollst du unter einem goldenen Dache wohnen“<sup>65</sup>). In Wirklichkeit begnügte man sich, mit billigerem Stoff Türme zu decken, und selbst das verursachte Kosten über Kosten. Ziegel, Schiefer, Blech, Zink dienten dazu, sodann Blei, und als sich dieses als zu schwer erwies, statt seiner Kupfer als beliebtes Material. Auch geschindelte Dächer fehlen nicht; war ein solches bei Feuersgefahr höchst unpraktisch, so war ein Bleidach im Sommer für den Türmer eine Bedachungsart, für die er sich je weniger erwärmen konnte, je glühender die Hitze unter ihr ausstrahlte.

Die „Bleikammer“, d. h. der Raum, in dem die zum Decken nötigen Bleimassen aufbewahrt und bearbeitet wurden, erinnert daran. In Krakau<sup>66</sup>) nannte man „Bleihof“ die Stelle, wo das Blei lagerte, das zur Verwendung an der dortigen Marienkirche von jedem die Stadt auf der Weichsel oder per Achse berührenden Transport erhoben wurde. An eben dieser Marienkirche war es auch, wo bei Eötarbeiten am Dach infolge von Nachlässigkeit der Arbeiter im Jahre 1250 ein die Kirche verheererender Brand entstand. Überhaupt spielt das glühend gewordene Metall des Daches bei Turmbränden eine furchtbare Rolle, wenn bei der gewaltigen Hitze die großen Platten sich wie Papier bogen und rollten, wie wir öfters in den Berichten lesen können.

Dagegen war ja nun freilich der durchbrochene Steinhelm bei gotischen Türmen gefeit. Doch hat man ihm — nicht ohne Grund — nachgesagt, er sei kein Dach, und es sei ein Widersinn, die lustigen Steinmassen ein solches zu nennen. Seine hohe Spitze hatte neben der symbolischen Bedeutung auch den Wert,



München. Türme der Frauenkirche.



daß ein möglichst geringer Seitendruck von ihr ausgeübt wurde. Das gilt natürlich auch von den gedeckten Turmspitzen, die man auch darum gern hoch hinführte, um den Wetterhahn möglichst weithin sichtbar zu machen. Je schlanker sie waren, desto geringer war auch die Fläche, die sie dem Winde entgegenstellten. Das Aufstellen und fügen des Dachstuhles war die Aufgabe der Zimmerleute, das Eindecken die der Dachdecker, von deren gefährlichem, aber unerforschtem, oft waghalsigem Hantieren wir noch das eine oder andere Stücklein hören werden. Natürlich fehlt nicht der Stolz, ein so gewichtiges Werk, wie Gefüge und Verstrebungen der Turmspitze ausgeführt zu haben, und auch hier begegnet uns die zum Ausschmücken stets bereite Sage. So soll am Turm der Münchener Frauenkirche ein Künstler der Konstruktion einen angeblich im Gefüge des Daches fehlenden Balken hinterlegt haben, ohne daß man etwas davon merken könne<sup>67)</sup>.

War nun der Dachstuhl gezimmert und gedeckt, so blieb nur noch übrig, den Knopf, das Kreuz, den Hahn oder die Fahne anzubringen, und der höchste Punkt war erreicht. Wie bei der Überschau über jede abgeschlossene Arbeit Raum- und Zeitmaße eine Rolle spielen, so auch hier. Es war dem, der hoch oben die letzte Hand an die Turmspitze legte, durchaus nicht einerlei, wie hoch seine Werkstatt lag, und denen, die ihn hinaufschickten, die ihren Stolz darein setzten, etwas Außergewöhnliches zu besitzen, ebensowenig. Darum bedeutet es vielleicht auch mehr als eine Reihe toter Zahlen, wenn wir versuchen, uns an der Hand der einzelnen Höhenangaben einen Begriff von der erreichten Höhe zu machen. Je schwerer früher die Maße kontrollierbar waren, um so leichter wurde übertrieben, und das um so mehr, als man etwas darin suchte, alle anderen Turmbauten zu schlagen. Dieses Gleichmuthun hat etwas sehr Naives, fast Lächerliches; zum Lachen, aber im besten Sinne des Wortes, sind auch die genauen Berechnungen des Mister Jones, — von dem



Bermann erzählt, er habe herauskalkulieren wollen — wie groß der Riese sein müsse, der sich des Wiener Stefansturmes als Zahnstocher bedienen wolle. Er kommt allerdings zu ganz niedlichen Resultaten<sup>88</sup>).

Ein altes Sprichwort sagt: „Hohe Türme mißt man nach ihrem Schatten, große Menschen nach ihren Neidern.“ Beide haben in Maß wie Neidern Verwandtes; den einen sprechen sie ein paar Meter Höhe ab, den andern machen sie Verdienste streitig. Es ist jetzt freilich damit besser bestellt, aber so ganz verschwunden ist das Rivalisieren noch nicht. Köln und Ulm haben einen, wenn auch harmlosen Streit noch in unseren Tagen ausgefochten, wessen Turmspitze die höhere sei. Jetzt darf sich wohl Ulm rühmen, mit seinem 161 m hohen Münsterturn den Vogel abzuschießen und Köln um 5 m (156) hinter sich zu lassen. Hamburg hat nicht umsonst Türme im Wappen: an hochragenden Türmen ist dort kein Mangel. 144 m ragt sein Nikolaiturm himmelan, 1 m weniger St. Michael, weit niedriger, doch noch stattlich genug die Türme der Katharinen- und Jakobikirche der Hansestadt. Straßburg folgt mit seinem 142 m hohen Münsterturn, nach ihm Wiens St. Stefan mit 136 m, Landshut um 4 m überragend, während Freiburg 125 m Turmhöhe aufweisen kann. Da fangen Bauten wie der Genter Belfried (118 m), die Lübecker Marienkirche (124 m), Magdeburgs Dom (105 m), die Münchener Frauentürme (gar nur 99 m) schon an, gemessen an ihren Riesenbrüdern, als klein zu gelten, und ragen doch noch immerhin in beträchtliche Höhe.

Die Höhe ermißt sich recht anschaulich auch an der Zeit, die es erfordert hat, bis die Baugerüste dahin emporgediehen waren.

Das Wort: „Rom ist nicht in einem Tag erbaut worden“ läßt sich auch sehr wohl auf die großen Münster- und Dombauten anwenden. Dem gewaltigen Anlauf folgte oft ein jäghafter Sprung, dem kühn entworfenen Plane eine langsame Aus-



führung. Der Gründe dafür sind mancherlei. Da das Werk unmöglich in einem Menschenalter zur Vollendung reifen konnte, haben viele Generationen daran gearbeitet, mit verändertem Geschmack, wechselnder Begeisterung. Die neue, von Luther verkündete Lehre brachte andere Kultusbedürfnisse, die auch auf die Baukunst nicht ohne Wirkung bleiben konnten; das Abnehmen der Marienverehrung ließ auch das Feuer des Strebens, der Gottesmutter einen herrlichen Tempel zu bauen, erkalten. Der wahre Grund aber liegt vornehmlich in der Welt der Wirklichkeit: beim lieben Geld.

Denn neben der Kirche regierte dieser Faktor auch das mittelalterliche Leben. So lange die Macht der Kirche ungemindert war, half den stets stockenden Münster- und Turmbauten ein Abfluß wieder auf. Aber als dies nicht mehr so allgemein verfiel, waren die Kassen betrüblich leer, und ein Arbeiter nach dem andern stieg vom Baugerüst, ohne ersetzt zu werden. Aus frischer Bautätigkeit ward gelegentliche Reparaturarbeit, bis die neueste Zeit, wie wir sahen, vollführte, was vor hunderten von Jahren kühne Geister gewollt hatten. Man kann fast sagen, daß unter den landläufig bekannteren deutschen Münsterkirchen nur die von Freiburg voran ging der Vollendung des Planes entgegen. Ihr Turm war angeblich in 28 Jahren erbaut. Sicher ist, daß 1274, nach sechs Jahren, der Turmbau schon 60 m hoch war.

Erwins Dom zeigt weithin, daß der geplante zweite Turm fehlt; seine Baugeschichte belegt auch den Wechsel der Geschmacksrichtung. Denn man hat sich nicht allgemein für den etwaigen Ausbau des Südturmes begeistern können; ganz abgesehen von den technischen Bedenken, ob die Fundamente eine solche Mehrbelastung ertrügen, huldigen viele nicht der Ansicht Goethes, der ihm einen „königlichen Bruder“ erstehen lassen will. Kölns Dom lag in Trümmern, das Turmgeschloß einer Ruine ähnlich, und 652 Jahre waren ins Land gegangen, als seine Vollendung



Ulm. Münstersturm mit dem Totdach.  
(Aus „Pfeiderer, Das Münster in Ulm“.)



sich vollzog. In Frankfurt stockte der Turmbau seit 1514, in Ulm erblickte man statt der Pyramide das Noldach. Unausgeführt ist bei St. Stefan in Wien der zweite Turm geblieben, die Münchener Frauentürme sind zwar unter Dach gekommen, aber die Haube war nicht die ursprünglich geplante Bekrönung.

Man kann ruhig behaupten: Die Zahl der projektierten, nicht ausgebauten, namentlich gotischen Turmbauten ist größer als die der vollendeten.

Das war natürlich für die gläubigen Kinder der Kirche eine traurige Tatsache, mit Betrübniß gewahrten sie es und beklagten es als die Folge des Verschwindens von Religion und werktätiger Frömmigkeit auf dieser schlechten Welt. Das Volk drückte es auch noch konkreter aus und ließ in zahlreichen Sagen den Gottseibeius die Schuld tragen. So erzählt es, zur Erklärung der Stockung im Kölner Dombau, der Teufel, der sie bewirkt habe, sei durch die Kraft einer Reliquie zwar unschädlich gemacht worden, vereitle aber die Vollendung des Baues mit allen Mitteln. Andere Zeiten, andere Lieder! Die Lotteriegelder und das neu belebte Interesse haben in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts den „Satan“ schnell und gründlich ausgetrieben. Denn früher hieß es, der Böse hätte sich erboten, eine Wasserleitung von Trier nach Köln zu bauen, auf der eine Ente schwimmen könnte, und schneller fertig zu werden, als der Meister mit dem Dom. Der letztere geht die Wette ein mit dem Beding: wenn er verliert, ist er dem Teufel verfallen. Dieser baut auch rasch den Kanal — aber kein Wasser, geschweige denn eine Ente kommt nach Köln. Der schadenfrohe Baumeister teilt unvorsichtigerweise seiner Frau den Grund mit: „der dumme Teufel“ hatte vergessen, von Zeit zu Zeit Luftschachte anzubringen. Aber als Juwelenhändler verkleidet betört Satan die Frau des Baumeisters, sie verrät das Geheimnis und verdirbt ihren Mann. Eines Tages steigt dieser auf den Turm und siehe da — Enten schwimmen auf dem tatsächlich fertigen Kanal. Da stürzt sich



der Meister mit den Worten: „Hab ich verloren, so sollst du mich wenigstens nicht lebendig haben“ vom Turm, und der Teufel in Gestalt eines Hundes springt nach. Beides war im unvollendeten Turm zu schauen, auch sollen gute Ohren an der Erde noch das Rauschen des hergeleiteten Baches deutlich vernehmen<sup>69)</sup>.

Wir wissen, daß die Kirche im Prinzip keine Freundin der Sagen und ihrer Erhaltung im Volk gewesen ist, weil diese meist — die Helden-sagen voran — heidnischen Ursprungs waren. Als sie aber nun die Veranlassung zu den gewaltigen Dom-bauten war, ließ sie auch — zunächst unbewußt — viele der alten Sagen wieder erstehen, die ehemals im Volke umgingen und sich doch hier und dort noch erhalten hatten. Die Riesen-dome machten durch ihre Massen dem Volke Eindruck<sup>70)</sup>. Da Konstruktion wie Bauausführung im Großen wie in den Einzelheiten etwas Neues, Unbekanntes bot, so nahm man für Hererei, was man nicht mehr verstehen konnte. Einen sehr fruchtbaren Gedanken hierzu verdanken wir einem kleinen Aufsatz über „Volks-sage und Kunst-geschichte“<sup>71)</sup>, in dem dargelegt wird, daß die Einführung des Satans als Helfer beim Plan-entwerfen und beim Bauen selbst nichts als die heidnische Sage von den Walhall bauenden Riesen ist, in christliches Gewand gekleidet. Jetzt duldete die Kirche sie, ja machte sie ihren Zwecken dienstbar. Der himmelanragende Turm konnte nicht nur als das Streben, dem Himmel näher zu sein, gedeutet werden, nein, er konnte auch als Beweis gelten für die Sucht, alles zu über-bieten, „hoch hinauszuwollen“, was der Demut zuwiderlief. Auch der einzelne Meister fand in der gotischen Baukunst Gelegenheit, sich auszuleben, seine Ideen zu verwerten, in grotesken Tier-gestalten und Wasserspeiern sich zu ergehen und sein Handzeichen in den Stein zu hauen als stolzes Monogramm: „ipse feci“.

Da war nun die Sage vom Teufel der Kirche eine will-kommene Handhabe, einer ihr unbequemen, allzufreien Entwicklung des Persönlichen vorzubeugen, und wo die Demut mangelte, die



Hoffart, d. i. den Teufel die Hand im Spiele haben zu lassen. So trifft alle die, die nicht um Gottes oder „Unser lieben Frau“ willen arbeiten, sondern aus Ruhmsucht und Eitelkeit, die Strafe. Der Teufel beschleicht sie und packt sie an der schwachen Seite an. Es will mit dem Plan nicht recht vorangehen oder ein anderer baut schneller und schöner, da kommt die Versuchung zum Ehrgeizigen: ein Federstrich, der ihn dem Teufel verschreibt, und wunderbar gedeiht der Bau; der verhasste Rivale kann nicht mehr mit, und alle Welt preist den Meister. Aber Lügen haben kurze Beine. „Auf der Sinne des Tempels“ wird die Versuchung gerne wohnend gedacht, an demselben Ort fordert die Hölle ihren Lohn und macht sich bezahlt, indem sie ihr Opfer hohnlachend hinabschleudert, wie wir im einzelnen sehen werden, wenn unsere Turmwanderung uns in die obersten Regionen geführt haben wird.

So heißt der nordwestliche Turm des Bamberger Domes beim Volk geradezu der „Teufelsturm“<sup>72)</sup>.

Überhaupt hat das Volk auch Türmen hier und da einen Namen beigelegt. Man braucht nur an den Regensburger zu denken, angeblich nach den das Baumaterial befördernden Eseln benannt. Bleiturm treffen wir in Magdeburg, während Heidentürme z. B. am St. Stefansdom zu Wien und in Regensburg vorkommen und mannigfache Erklärung ihres Namens gefunden haben, unter denen die, wonach die Kirchtürme bei Einfällen heidnischer Scharen eine Zufluchtsstätte waren, eine hervorragende Stelle behauptet.

Auch andern Sagen werden wir noch begegnen, je nachdem sie sich auf einzelne Teile des Turmes beziehen, doch vermögen wir nicht annähernd ihre Fülle zu erschöpfen. Von Christian IV. von Dänemark wird erzählt, man habe ihm 1605 bei einer Besichtigung der Katharinenkirche in Hamburg gewünscht, er solle so lange leben als der gerade damals vollendete Turm stehen bleibe, nach anderen habe der König selbst sein Leben nach dem



Turm bemessen. Richtig sei er 1648 gestorben, nachdem wenige Tage vorher der Turm umgefallen war.

Hier liegt derselbe Gedanke zugrunde, der auch die Glocken klingen oder springen läßt, wenn ein Großer der Erde stirbt.

Daneben treffen wir rein örtliche Sagen und Erzählungen an. Von den letzteren mag des „Stefansturmreibens“ in Wien gedacht sein. Ehedem mußten gefallene Mädchen mit einem Strohkrantz bedeckt zur Strafe und zum Spott am Stefansturm stehen<sup>73)</sup>. Die Ähnlichkeit des Kranzes mit einem Abreibwisch führte zur Meinung, sie müßten den Turm abreiben. Später ging dieser Scherz ohne alle böse Nebenbedeutung auf alle ehrbaren Mädchen über; sie muß den Stefansturm reiben, ist gleichbedeutend mit: sie ist eine alte Jungfer.

Die Türme ragten aber nicht nur aus ästhetischen, künstlerischen und symbolischen Gründen so hoch gen Himmel. Gotteshaus und Festung waren ehedem nahe verwandt, und die besonders im Osten vorkommenden, die Turmspitze umgebenden, wie Schilderhäuschen aussehenden Ecktürmchen beweisen dies direkt, und mehr denn einmal wurden Weiber und Kinder in die Kirche gebracht, und diese verschanzt und verteidigt. Bei der Kampfweise der früheren Zeit, der Unzulänglichkeit des Nachrichtendienstes, war ein hochgelegener Ausguck strategisch enorm wichtig und wertvoll, und so diente der Turm dem Frieden wie dem Krieg. Wir wissen von Rüdiger von Starhemberg, daß er die Stellung der Türken von einer Bank auf dem Stefansdom erkundete, und werden noch des näheren erfahren, daß auf einem Bremer Turm eine Kanone aus dem Turm hinausragend ganz unzweideutig verkündete, daß man sich oben nicht bloß des friedlichen Geläutes versah. Der Rat der Städte hat dem Turmbau manchmal auch aus dem Grund Vorschub geleistet, weil er einen Beobachtungsposten haben wollte, und deswegen bedurfte es an einigen Orten seiner Erlaubnis zur Besteigung. Man wollte so der Spionage vor-



beugen. Titot erzählt in seiner Beschreibung der Kilianskirche, der Heilbronner Rat habe 1556 den Türmer mit Gefängnis bestraft, weil er ohne amtliche Erlaubnis einen Fremden hinaufgelassen habe<sup>74)</sup>. Der Breslauer Elisabethturm war 1806 militärisch besetzt<sup>75)</sup>.

In dieser Verwendbarkeit des Kirchturms zu militärischen Zwecken liegt der Hauptgrund dafür, daß so manche Kugel ihn umsauste oder traf in der Absicht, den Späher auf seiner Spitze unschädlich zu machen, denn ihm galt sie, nicht eigentlich den Gotteshaus, außer im Bauernkrieg, wo die Bauern das Freiburger Münster dem Erdboden gleich machen wollten. 1713 und 1744 umsausten dieses wiederum feindliche Geschosse, und obwohl die Generale der Feinde vereinbart hatten, Münster und Turm nicht zu treffen<sup>76)</sup>, bekam es doch etwas ab. So ähneln die Türme auch alten Kriegern, die wettergebräunt, runzelig, die Haut von Schrammen und Wunden bedeckt, von manchem Strauß erzählen können.

Auch hier ist St. Stefan in Wien der Veteran der Veteranen. 1683 haben ihm die Türken gar manche Beule in den Kopf geschlagen, daß man viel Geld und 4 Jahre nötig hatte, ihn auszuheilen; zum Andenken hat man Kugeln in die Mauern des Turmes eingelassen.

Von dem einen, südlichen Magdeburger Domturm, dem die Spitze fehlt, wurde lange Zeit erzählt<sup>77)</sup>, Tillys Artillerie habe sie ihm von einer westlich der Stadt gelegenen Anhöhe aus weggeschagt, und auf ein Gutachten militärischer Behörden hin, in dem die Möglichkeit dieses Ereignisses anerkannt wurde, unterblieb bei der Erneuerung des Turmes die Anlage einer Spitze. Wir wissen aber jetzt, daß Tilly unschuldig ist. Schon auf Abbildungen des 16. Jahrhunderts fehlt die Spitze, und eine alte erhaltene Predigt stellt fest, daß 1540 ein Wetter sie abgeschlagen hat. Ebenfalls von Magdeburg berichtet eine Erzählung, die Bürger hätten bei einer Belagerung ihrer Stadt durch den Kurfürsten Moritz von Sachsen 1550/51 auf die Türme der Sebastians-



Kirche und den südlichen Domturm über 433 Stufen bis auf den obersten Umgang drei Geschütze gebracht und ins Lager des Feindes bei Buckau geschossen. Über ihre Erfolge berichtet eine alte Chronik: „Ein Bürger zu Magdeburg, der das Geschütz auf dem Domturm bestellte, hat, indem er nach der Feinde Lager geschossen, zwei Faß Zerbster Bier, einen Mann und ein Weib vor den Fässern und einem Pferde einen halben Kopf hinweggeschossen.“ Der durstige Feind, dem vielleicht das Bier am leidesten tat, antwortete mit Schüssen auf den Domturm und dabei soll am 28. Mai 1551 eine seiner Kugeln 10 Meter Geländer der Turmgalerie weggerissen haben<sup>78)</sup>.

Die Magdeburger Türme haben überhaupt bewegte Tage gesehen. Die Höhe des St. Jakobsturmes war besonders die Zielscheibe für die Belagerer (1550), weil von hier manch todbringendes Geschöß in ihre Reihen flog. „Vom 16. Dezember 1550 bis zum 9. März 1551 soll der außerordentlich trefflichere Büchsenmeister Krißmann allein 400 Menschen und 70 Pferde von hier aus getötet haben, bis er selbst von einem herabfallenden Stein erschlagen wurde. Als dann die „60 Ellen hohe Spitze“ so beschädigt war, daß sie abgetragen werden mußte, rückte man das Geschütz nur etwas niedriger und schoß, von feindlichen Kugeln umsaust, ruhig weiter. (Peters, *W., Magdeburg u. s. Vaudenk-mäler. Magdebg.* 1902. S. 90.)

Die Franzosen haben in den Kriegen von 1806 bis 1813 allenthalben die Türme beschossen und beschädigt. 1809 schlugen ihre Kugeln in Wien am Stefansturm in alte vernarbte Schußwunden, 1806 beschoß Vandamme den Breslauer Elisabethenturm, weil sich ein militärischer Posten dort befand, und es wurden dem Turm 40 Blessuren beigebracht. Der Glockenstuhl wurde bombardiert, und der Aufenthalt in der Wächterstube ward herzlich ungemütlich. Und als gar eine Bombe oben platzte (mit großem Dampf, aber ohne zu zünden), schrie der Wächter schon sein Feuerjo hinab.



Dem Ulmer Münster versprach Napoleon solange Schonung, als sein Turm nicht Späherzwecken diene. Kaum aber bemerkte er, daß man ihn doch als Beobachtungsposten verwendete, so schlug auch schon eine warnende Kugel im Wächterhäuschen ein, die später noch lange gezeigt wurde. Dem Hamburger Katharinenturm schlugen die französischen Kugeln im Mai 1813 manche Wunde und zündeten, doch gelang es, den Brand stets im Keime zu ersticken, dank der Wachsamkeit der zwölf Mann, die auf dem Turm- und Kirchenboden in Bereitschaft lagen. Noch jetzt ist über der ersten Durchsicht die Bank und der Durchguck sichtbar, von wo sie den Feind beobachteten<sup>79)</sup>.

Von mancherlei anderen Bombardements meldet die Geschichte. Die letzte Beschießung eines Münsterturnes, wenn man es überhaupt so nennen darf, war die des Straßburger Münsters im Kriege 1870. Die Beschädigungen waren sehr geringfügiger Natur, nur das Kreuz der Spitze war schief gebogen. Man hatte, um die Beobachtungsposten auf dem Turm zu warnen, einige Schüsse hierher gerichtet. Eine merkwürdige Geschichte aus diesen Belagerungstagen erzählt uns der preußische Generalleutnant Hartmann in seinem Buch: „Erlebtes aus dem Kriege 1870/71<sup>80)</sup>.“ Er traf nämlich auf der Plattform einen wohl 70jährigen Wächter, namens Grabowski, einen Deutschen von Geburt, der aber, der Heimat überdrüssig, nach Frankreich ausgewandert und Münsterwächter in Straßburg geworden war. Als nun die Deutschen Straßburg belagerten, erwachte da oben die Vaterlandsliebe mächtig in ihm, und er soll sich jedes Erfolges der Deutschen ehrlich gefreut haben.



Haben wir nun den steinernen Bau von außen zur Genüge gewürdigt, so können wir jetzt seinem Inneren einen Besuch abstatten und das Genick durch die Weinmuskeln ablösen lassen.



3.

Beim Mesner und in der  
Turmtreppe.

5\*



**W**ir beginnen bei vielen Kirchen unsere Wanderung im Turm ohne Weiteres, während wir bei anderen zuvor die Bekanntschaft des Mesners, auch Kirchner oder Küster genannt, machen müssen, der auch wohl mit nicht gerade niedlichem Schlüssel erst die Türen öffnet, durch die der Weg führt. Sein Heim ist dann ebener Erde, entweder in der Nachbarschaft oder im Münster selbst. Vertraut mit Weg und Steg und den Geschichten seines Gotteshauses, gibt er unter Umständen einen kundigen Cicerone für uns ab, und die ihm oft täglich obliegende Erklärung alles Sehenswerten ist ihm so geläufig geworden, daß sie stets wieder in den gleichen Sätzen geboten wird. Er führt mancherlei Volk, vom hastenden Sohn Albions, der ihn nur auffucht, weil Bädeler es so vorschreibt, zum verliebten Paar, dem die Wendeltreppen einen willkommenen Ort zu einem verstohlenen Küßchen abgeben, bis zu denen, die wirkliches Interesse hergebracht hat. Er geleitet uns durch die Hallen des Schiffes, in denen die Schritte dröhnend schallen, wo das Halbdunkel des Chors nur vom ewigen Lichte am Altar erhellt wird, wie durch sein Reich. Kein Wunder, wenn auch seiner sich die Sage bemächtigt und von seinen Erlebnissen im dunklen Münster in mittenächtiger Stunde Schreckhaftes zu erzählen weiß<sup>81</sup>).



Nun beginnt der Aufstieg in der Turmtreppe. Bequem ist es nicht allzusehr, die Wendeltreppen hinaufzuklimmen, die entweder im Turminnern oder einem besonders angebauten Treppentürmchen nach oben führen. Ausgetretene Stufen erinnern an die Tausende und Abertausende, die auf ihnen schon emporstiegen, ein Seil oder ein eisernes Geländer erleichtert das Steigen und behütet vor dem Fall. Kritisch wird die Lage freilich, wenn an besonders dunkler Stelle — denn nur von Zeit zu Zeit dringt durch Lichtlöcher das Tageslicht herein, — eine Schar Besucher heruntersteigend uns begegnet; da heißt es für den nach innen Ausweichenden vorsichtig sein und das oft spiegelglatte Seil fest anfassen. Ab und zu sind wohl Ruhepunkte angebracht, an denen dem Auge eine Vorahnung des Bildes auf dem Turmkranz geboten wird, und der Blick über das Kirchendach und die Nachbardächer, deren Höhe bereits erklimmen ist, schweift. Eine gewisse Müdigkeit, die Folge der ungewohnten Steigtätigkeit der Beine ist rasch überwunden, und weiter geht's hinan. Während die einen gewissenhaft die Tritte zählen, sehen sich die andern im Treppenhause um. In der Landshuter St. Martinskirche ist den ersteren bald geholfen, denn die Zahl der zurückgelegten Stufen ist genau nach je 100 angegeben und obendrein auch das Größenmaß des Uhrzeigers und der Ziffern angemalt.

Sehr oft gewahrt man in der Wendeltreppe Zeichen aus alter Zeit in die Wände eingeritzt, eine Büste, ein Spruch erinnert im Bild oder Wort an den Baumeister. So findet sich im Ulmer Münster bei der 250. Stufe in Halbreliëf das angebliche Selbstporträt des Meisters Böblinger; den Kopf bedeckt eine Mütze, die Nase ist abgeschlagen. Vielleicht von roher Hand, denn Narrenhände zerstören und beschmutzen natürlich auch die Wände des Aufstiegs mit Initialen, albernen Witz und Inschriften. Nicht als ob launiger Witz verbannt sein sollte — die Steinmetzzeichen und Wasserspeier, sprudeln ja, wie wir sahen, über von toller Laune. Auch Steinmetzsprüche finden sich vor. So



steht in der mehrfach erwähnten Turmtreppe von St. Martin in Landshut bei einem Totenschädel zu lesen: „ich sag niemants sterben frey“. Daneben reden Jahreszahlen von den Wänden die ehrwürdige Sprache verfloßener Jahrhunderte. Häufig geht die Wendeltreppe nur bis zu einer gewissen Höhe außerhalb des Turmes und ist dann innerhalb desselben weitergeführt. In Wien, im St. Stefansdom steigt man über 553 steinerne Stufen bis zur Höhe des Langhauses in einem Eckpfeiler des Turmes empor, dann in seinem Innern weiter auf 200 hölzernen Stufen, dabei ist die Schneckenstiege, bei der 56 Stufen an einem Stamme derart angebracht sind, daß man in einer geraden Linie bis an das Ende sehen kann. Wir erfahren auch, daß als Material für die Treppen sowohl Holz wie Stein verwendet wurden; in Magdeburg setzte man in der Domturmtreppe sogar alte Leichensteine ein. Die hölzernen Stufen waren ja freilich leichter zu beschaffen und hinaufzubringen, bedeuten aber auch die furchtbare Gefahr, beim Turmbrand zu verbrennen und so den Rückzug des Turmwächters abzuschneiden. Das ist bei Steinen nicht zu befürchten, auch trotz der Zerstörung durch Gebrauch und Zeit länger. Nur einmal erwiesen sich die hölzernen Treppen als ein Segen: in Erfurt brach man, als die Franzosen Miene machten, sich an den Domglocken zu vergreifen, rasch die hölzernen unteren Treppen ab — und die Glocken waren gerettet. Neuerdings konstruiert man die Treppen aus naheliegenden Gründen aus Eisen, wie z. B. in der Kuppel des 1867 vom Feuer zerstörten, aber wieder aufgebauten Frankfurter Pfarrturmes. Dem Steigenden freilich sind die Holztreppe wohl am liebsten, weil es sich auf ihnen am besten hinanklimmt. Und ebenso dankbar wie diese Erleichterung empfindet er Ruhepunkte, wie sie z. B. im Treppenhause des Erfurter Domes angebracht sind<sup>89)</sup>. Ein solcher, historisch sehr merkwürdiger ist die Starhemberg-Bank am Wiener Stefansturm, die ihren Namen trägt nach dem heldenmütigen Verteidiger Wiens, dem Grafen Rüdiger von Starhemberg, der



hier 1683 auf der nach Nordosten gerichteten Bank oft seinen Sitz hatte und die Türken und ihr Lager beobachtete (er erhielt vom Kaiser das Recht, den Stefansturm im Wappen zu führen). Mit Interesse verweilt der Blick auf der Stätte und vergegenwärtigt sich den Feldherrn und die schreckliche Zeit und Not der Türkengefahr, die noch in unseren Tagen im Glockenklang weiterlebt, wenn, wie wir hören werden, die „Türkenglocke“ ertönt. Die Situation, Spannung und Aufatmen wirkt mächtig auf uns ein; sie hat auch dem Dichter Joh. Gabriel Seidl Anregung zu einem Gedicht gegeben, das uns den Ketter Wiens am Morgen nach der Entsetzung auf der Höhe von St. Stefan vorführt:

„Am Tage nach dem Türkensturm,  
Den Wien bestanden hat,  
Besah sich hoch vom Stefansturm  
Der Rüdiger die Stadt.

Da lag sie goldig überglänzt  
Die schöne Stadt vor ihm  
Von Rebenhügeln reich umkränzt  
Umschirmt von Cherubim . . . . .

Des Kampfes Nebel war enteilt,  
Der Himmel wieder blau,  
Der Wunden schmerzlichste geheilt,  
Lebendig Strom und Au.

Die Häuser standen friedlich da,  
Die Glocken klangen rein,  
Und alles schien entfernt und nah  
Ein Friedensreich zu sein —“

Jede Unterbrechung der einförmigen Tätigkeit des Steigens lenkt die Aufmerksamkeit auf Anderes und von der Müdigkeit ab. Denn wenn vielen schon im gewöhnlichen Leben der Gang auf den Speicher eines hohen Hauses als ein besonders ermüdendes Unternehmen vorkommt, um wieviel mehr der Besuch eines der



Riesentürme! In München gelangen wir über 52 Treppen auf 464 Stufen zu dem Knopfe der Frauentürme. Magdeburgs Dom bleibt um 44 Stufen dahinter zurück; in Landshut klimmen wir in der St. Martinskirche auf 494 Stufen bis zum ersten Turmfranz, in Straßburg führen uns 350 zur Plattform. Im Kölner Dom wandern wir über 101 zu den Portalgalerien und über abermals 36 bis zur großen, den ganzen Dom umgebenden Galerie hinauf. Wieder 98 Stufen bringen uns an die obere am Dachrand, während wir im Ulmer Münsterturm über nicht weniger als 679 Stufen bis zur Höhe von 143 Metern gelangen.



Sehr oft führt den Turmbesucher der Weg am Ende des Treppentürmchens ins eigentliche Turmhaus, auf eine Art Boden. Er betritt hier die Glockenstube.



4.

## Im Reich der Glocken.

„Unter allen Glocken ist die Lands-  
butter die höchste, die Straßburger  
die schönste, die Wiener Glocke die  
größte.“

Alter Spruch.





Wir betreten das Reich der Glocken<sup>89</sup>). Ein hoher, oft durch mehrere Stockwerke gehender Raum, das ganze innere Turmgebäude ausfüllend, nimmt uns auf. Die Ausstattung ist inwendig über den Rohbau sehr oft wenig hinausgediehen, die Wände entbehren des Bewurfes. Ein vielfach verzweigtes, mächtiges Balkenwerk, zumeist Eichenholz, durchquert ihn, mehr zu praktischen Zwecken bearbeitet und zusammengefügt, als kunstvoll behauen und oft nur an den Stellen geglättet, wo schon seit Jahrhunderten Hände und Ärmel der Turmbesucher darüberstreichen. Der Anzahl der Glocken entsprechend führen Seile von diesen durch Löcher im Boden nach dem tiefer liegenden Platz der Läuter hinab. Es ist ein luftiges Bereich; die Öffnungen des Turmes sind nicht mit Glasfenstern versehen, sondern höchstens mit horizontal und parallel angebrachten Brettern verschlossen, durch die die Schallwellen hinausdringen, weit in der Runde mit einer Schwingung „tausend Verbindungen“ schlagend.

Die gewaltige Wirkung ihres Klanges, die z. B. die Stimme der Erfurter großen Glocke bis Gotha dringen läßt, steigert sich natürlich, je näher wir der Stelle kommen, von wo sie ausgehen, und beinahe unerträglich, übermächtig umfluten uns die Wellen



des Geläutes an der Glocke selbst, so laut, daß wir unser eigenes Wort, selbst das geschriene, nicht hören können, und daß manche zarter Besaitete schleunigst Reißaus nehmen. Wir aber harren mutig aus, bis die längeren Abstände zwischen den einzelnen „Pulsen“ uns das baldige Ende des Geläutes ankündigen, das dann langsam und allmählich, wie es begonnen hat, verklingt.

Nun kann unser Ohr ausruhen und die Betrachtung dessen, was wir bislang nur haben „läuten hören“, (freilich anders als heute) ohne recht Bescheid zu wissen, woher der Klang kommt und wie er entsteht, dem Auge überlassen. Das lebhaft geweckte Interesse legt uns zahlreiche Fragen in den Mund, und unser Führer erweist sich als erfahrener Kenner „seiner“ Glocken, von denen er allerlei ernstes und heiteres zu berichten vermag.



Er erzählt zunächst von der Glockenstube.

Ernst Moritz Arndt nennt den Geschützdonner einmal „das Geläute des Todes aus Kanonen“. Das ist die Umkehrung des Bildes, in dem man den Glockenraum als der Kirche Geschützkammer bezeichnet; wenigstens hat der Kaiser Josef II. ihre Bewohner „die Artillerie der Geistlichkeit“ genannt. Nicht so höfischen und höflichen Ausdrucks bedient sich der Volksmund, um Ähnliches zu sagen, indem er die Glocken als „der Pfaffen Büttel“ bezeichnet<sup>84</sup>), mit denen diese die Säumigen zur Kirche zitieren. Poetischer mutet es uns an, wenn man sie die Sprache nennt, in der die Kirchtürme ihre Gedanken ausdrücken. Und das Volk liebt und versteht diese Sprache, es läßt sich von ihr rühren, bewegen, erheben, erschrecken, begeistern, trösten und meistern. „Die Glocken haben kein Hirn und regieren doch große Leute“, sagt ein alter Spruch, wie denn überhaupt die Glocke vielfältig, in ernster und witziger Form vom Volke zu, mitunter



treffenden Vergleichen und Bildern herangezogen worden ist. Namentlich die Selbstgefälligkeit und Schwachhaftigkeit wurden oft mit ihrem Klang verglichen. Man „hängt etwas an die große Glocke“, „Glocken und Narren läuten ganz gern“, aber „die Glocken klingen übel, die man sich selbst läutet“. Ja, ein kluger Kopf fand heraus: „die Glocken rufen die Leute in die Kirche, bleiben aber selbst draußen“. Und in Anlehnung an letztere Entdeckung dichtet Edmund Dorer die folgenden Strophen kurzer, aber nicht übler Abfertigung<sup>85)</sup>:

„Der Pfarrer spricht zur Glocke:  
Du ruffst mir wohl die frommen,  
Doch bist nicht frommer drum;

Bim, Bum!

In die Kirche kommen sie,  
Du aber selber nie.

Hum, Hum,

Bim, Bum!

Die Glocke drauf zum Pfarrer:  
Was rechts ist, weiß gar mancher,  
Und schwenket doch links um,

Bim, Bum!

Die rechte Route weist

Auch oft, wer selbst nicht reist.

Hum, Hum,

Bim, Bum!“

Bis zum nächsten Geläut haben wir jetzt hinreichend Zeit, uns den Glockenstuhl zu ansehen, das heißt jenes gewaltige Gerüst, welches das enorme Gewicht der Glocken trägt, die Lager, in denen die vom Seil angezogene Glocke sich bewegt. Der Glockenstuhl steht frei, in keinerlei direkter Verbindung mit den Turmwänden, damit seine Bewegung beim Läuten sich nicht auf das ihn umgebende Mauerwerk überträgt; er ragt bei großen Turmbauten oft durch mehrere Stockwerke hindurch, wie sich ja auch von außen an den hohen Schallfenstern zeigt. Das Material des Gerüsts lieferten große und dauerhafte Holzstämmen, die der Zeit vortrefflich getrotzt haben, nur dem Feuer gegenüber sich machtlos erweisen. Der älteste deutsche Glockenstuhl ist der des Freiburger Münsterturmes<sup>86)</sup>. Da sich aus seiner Konstruktion, der Art des Anbringens der Holzbohlen, die sein Gefüge zusammenhalten, notwendig ergibt, daß er aufgestellt wurde, bevor



der Turmbau bis zu seiner Höhe gediehen war, so müssen seine langen und mächtigen Schwarzwaldsföhren vor dem Jahre 1273 aufgestellt worden sein, ehe der Turm ausgebaut war. So hat er also schon 600 Jahre treuer Dienstzeit hinter sich! Freilich nicht alle Kirchen verfügen über solche haltbare Glockenstühle, und schon früh erwog man den Gedanken, das Holz durch ein unverwüßlicheres Material zu ersetzen. Daß man auf gewalztes Eisen verfiel, liegt nahe, doch ist der Beweis, daß dies einen Fortschritt bedeute, noch nicht erbracht, da nicht feststeht, inwieweit Erschütterung und Rost seine Dauerhaftigkeit beeinträchtigen. Auch die Gewichtsfrage spielt dabei eine Rolle, denn ein derartiges eisernes Gerüst, mag es auch schlanker aussehen, stellt ein ansehnliches Gewicht dar. Der alte, die „Schillerglocke“ zu Schaffhausen tragende, hölzerne Glockenstuhl z. B. wurde durch einen eisernen ersetzt, der nicht weniger als 11 904 Kilogramm wiegt<sup>87)</sup>.

War der Turm bis zu einer gewissen Höhe gediehen und zur Aufnahme von Glocken fähig, so hob auch schon der Wunsch der Gemeinde im Geiste mit einer Leichtigkeit, die dem modernsten Hebezeug alle Ehre machen würde, die schwersten Glocken in sein oberes Geschloß. Bis sie erklangen, mußte freilich erst etwas nicht so Poetisches, aber um so Notwendigeres klingen, nämlich die harten Taler, denn so ganz ohne diese ging es selbst bei dem frömmsten Glockengießer nicht ab, und es galt, einen Stifter der Glocken oder Geld aufzutreiben. Entweder brachte man nun die Summe durch unverdrossenes Sammeln auf, oder es gelang, Einzelne besonders für den Guß zu interessieren und namhafte Beisteuer an Geld von ihnen zu erlangen. Solcher Stifter sind viele und sie gehören allen Gesellschaftsschichten an: Fürsten, Geistliche und Laien. Die Primglocke von St. Stefan in Wien z. B. hat 1365 Erzherzog Rudolf IV. gestiftet; in Bremen soll ein Fräulein von Rheden, mit Vornamen Susanne, wenigstens die Kosten des Aufhängens einer Glocke in St. Martin getragen



haben, woraus die Familie dann Ansprüche auf das Geläut herleitete. Die Münchener „Winklerin“ soll diesen Namen nach ihrem Stifter tragen. Das neue Geläut im Freiburger Münster stifteten Geistliche, in Breslau verkünden Steinbilder im Elisabethenturm die Tüde und Namen der Kirchenvorsteher, die das Geläut gefördert haben. In neuester Zeit ist es bei großem Geläut an historisch geweihter Stelle die kaiserliche Huld, die stumm gewordene Kanonenrohre zu veränderter, friedlicher Sprache bringt.

War das Geld beschafft, ein hochherziger Stifter gefunden, so galt es nun, zum Gusse einen „ehrenwerthen Meister gewandt in Rath und That“ zu gewinnen.

Die Kunst des Glockengusses gehört zu jenen außergewöhnlichen Berufsarten, deren Erzeugnisse nicht den Bedürfnissen des täglichen Lebens oder dem Luxus dienen und darum ein beschränktes Absatzgebiet haben. Ehedem, wie viele gewerbliche Tätigkeit im Dienste der Kirche von Mönchen ausgeübt, ward sie erst allmählich die Kunst weltlicher Meister, die im Umherziehen durch das Land die Nachfrage nach Kirchen- und sonstigen Glocken befriedigten. Eine Sesshaftigkeit war für sie erst von dem Augenblick an durchführbar, wo entwickeltere Verkehrsverhältnisse Bestellungen auch nach auswärts ermöglichten, und selbst dann gossen sie die Glocken oft noch am Ort. Die Bestellungen bei den Glockengießern liefen spärlicher ein wie in anderen Gewerben. Natürlich, denn die Glocken sind kein billig Ding und obendrein einmal gut gegossen von großer Dauerhaftigkeit, und Jahrhunderte können spurlos an ihnen vorübergehen. Immerhin blieb — in dem kirchlichen Mittelalter besonders — genug zu tun, um ganze Familien zu ernähren, in denen das Geheimnis, die Praxis, vom Vater auf Sohn und Enkel vererbte. Denn es waren doch beim Gusse mehr als nur technische, leicht erlernbare Fähigkeiten erforderlich, und vielleicht mag es daher auch kommen, daß sich die Glocken-



gießer etwas Besseres dünkten als die gewöhnlichen Rotgießer, daß sie bei den Kapiteln der Stifte und Kirchen wie im Rat der Bürger angesehene Persönlichkeiten waren, auf deren fachmännisches Urteil großes Gewicht gelegt wurde, zumal da sie oft auch Geschütze zu gießen verstanden zu Schutz und Wehr der Stadt. Obendrein brauchte man bei dem hohen Wert darstellenden Glockengut d. h. der einzuschmelzenden Masse, einen Ehrenmann, von dessen Uneigennützigkeit man überzeugt sein konnte. Natürlich gab es auch hier Ausnahmen, und die Sage vom unehrlichen Glockengießer, der das Silber, das übrigens in Wirklichkeit sehr selten verwendet wurde, veruntreut, dafür aber vom Klöppel der fertigen Glocke erschlagen wird, gibt den Beleg dazu:

„Ein Prasseln und ein Toben  
Dröhnt durch die Balken dann:  
Der Klöppel fällt von oben  
Und trifft den falschen Mann.“

(Wolf. Müller, Meister Cancho.)

Auch die andere Lesart, nach welcher der betrügerische Glockengießer von Gewissensbissen in Teufelsgestalt vom Glockenstuhl in die Tiefe geschleudert wird, ist nicht viel jünger als das Gewerbe und verblaßt in unseren Tagen zur einfachen Darstellung des Betrugs. So erzählt Bücking in seinen geschichtlichen Bildern aus Marburgs Vergangenheit<sup>88)</sup>, die drittgrößte der Glocken in der dortigen Elisabethenkirche sei 1792 beim Trauergeläut für den römischen Kaiser Leopold zersprungen. Da hätten sich zwei Glockengießer aus dem Bistum Fulda erboten, den Sprung mit Silber auszugießen, und sich 24 große Laubtaler dazu geben lassen. Den Sprung gossen sie mit Sinn aus und wie das Silber verschwanden sie selbst auf Nimmerwiedersehen.

Um so feierlicher, weihervoller war der Augenblick, wenn sich herausstellte, daß der Glockengießer das ihm anvertraute Gut treulich verwendet hatte, und das Werk den Meister lobte, trotz aller Fährlichkeiten beim Gusse, dessen einzelne Phasen wir bei



Schiller in seinem „Lied von der Glocke“ eingehend und in herrlicher Sprache und reicher Gedankenfülle dargestellt finden; seine unvergleichliche Poesie in Prosa umzusetzen, wäre undankbare Epigonenarbeit, die wir um so eher unterlassen können, als es sich höchstens um die Ergänzung und Erklärung ein paar technischer Fragen drehen könnte. Wir verfolgen also die Entwicklungsgeschichte der Glocke erst wieder von dem Augenblick an, wo der „Meister mit weiser Hand die Form zerbricht“.

War der Guß vollbracht und gelungen, das Probeläuten vor der Kommission der Sachverständigen zur Zufriedenheit ausgefallen, so erfolgte die Glockenweihe oder -Taufe, ein Gebrauch, an dem die katholische Kirche bis auf unsere Zeit streng festgehalten hat. Es handelt sich dabei einmal darum, die Glocke feierlich in ihren Dienst einzuführen und ihr durch Weihen den Charakter einer „res sacra“, eines Kirchengertes besonderer Art zu verleihen; andererseits, ihr den Namen desjenigen Heiligen beizulegen, unter dessen besonderem Schutz sie fortan stehen sollte<sup>89)</sup>. Beide Gebräuche sind, sofern man die Ansicht und den Standpunkt der römisch-katholischen Kirche kennt und teilen kann, ohne Weiteres verständlich; sie sind alt und schon vor tausend Jahren rituell fest formuliert worden. Einen wie hohen Wert man der Weihe beilegte, erhellt unter anderem daraus, daß nur ein Bischof sie vornehmen durfte, indem er die Glocke innen und außen unter den Klängen bestimmter Psalmen wäscht, sie alsdann siebenmal mit dem heiligen Öle salbt, ihr einen Namen gibt und sie schließlich von innen mit Weihrauch räuchert. Ein „Pate“ assistiert dabei. Was war natürlicher, als daß das Volk diesen Vorgang eine „Taufe“ und mit dem Sakrament der Taufe in einem Atem nannte. Es ist hier nicht der Ort, festzustellen, ob mit Recht oder Unrecht. Die Katholiken leugnen diese ihnen vorgeworfene Profanierung des Sakramentes und weisen darauf hin, daß die gewichtigen, zur Taufformel unerläßlichen Worte: „Ego te baptizo“ ja dabei fehlten. Als mit dem Aufkommen der neuen



Lehre die Konfessionen aneinander gerieten, kam auch die Glockentaufe zur Sprache und erwies sich als mit der evangelischen und lutherischen Auffassung unvereinbar. Drei Jahrhunderte wogte der Streit hin und her, in dessen ersten Gefechten auch Luther mit einem kräftigen Worte darein fuhr. „Wenn einer taufet, da keine Person wäre, die sich taufen ließe, oder wenn ein Fladenweiber eine Glocke taufete, die nicht sein kann die Person, so getauft mag werden: Lieber, sage mir, wäre das auch eine Taufe? Nie mußt sagen: Nein!“ Vielleicht darf unparteiische Beurteilung zum Ergebnis gelangen, daß bei dem Sturmlauf gegen die Glockentaufe ein an sich sinniger Gebrauch angegriffen wurde, bei dem die Glocke persönlich, nicht als tote Erzmasse aufgefaßt ist, vorausgesetzt freilich, daß wirklich nicht die Meinung der Kirche war, eine dem Taussakrament entsprechende Handlung an der Glocke vorzunehmen und ihr ernstlich die Kraft beizumessen, Blitz und Unheil abzuwenden. — Im festesfrohen Mittelalter war die Glockenweihe eine willkommene Gelegenheit zu einer Feier, bei der neben Predigt und Gottesdienst auch der weltliche Teil: Essen und Trinken, und zwar reichlich, in der Festordnung nicht fehlte. Einige Zeit vorher erging dann an die Paten eine Einladung, wovon wir des Kuriosums halber — nach Otte — ein Beispiel vom Jahre 1516 erwähnen wollen. „Unsre freundlichen Dienste zuvor. Ersame weise Herren. Wir seynd willens, wills Gott, unsre Glocken auf den Sonntag Exaltationis S. Crucis nächstkommende nach Ordnung der Heiligen Christlichen Kirche zu weyhen und taufen zu lassen: Ist unsre gültliche Bitt, wollet auf vermeldte Zeit um Gottes Willen bey uns . . . erscheinend und Groß-Pate mit sein. Wollet das Lohn von dem Allerhöchsten Gotte und dem Patrono S. Sixto und der heiligen Jungfrauen S. Julianen nehmen, so wollen wir's willig gern verdienen“<sup>90)</sup>. Zufälligerweise ist uns eine ebenfalls das Jahr 1516 betreffende Beschreibung der Einzelheiten einer Glockentaufe in Siegburg mitgeteilt<sup>91)</sup>. Da hören wir, daß die Gäste, vor allem die Paten,



gebeten wurden, eine Gabe für die Glocke mitzubringen. Meister Johan von Overoidt gießt auf dem Marktplatz die mit Inschrift und Reimspruch wohl versehene Glocke; bunt verziert wird sie dann ausgestellt. Ein glänzendes Festmahl wird ausgerichtet und unter Zelten auf dem Markte eingenommen, wobei die Stadtpfeifer aufspielen. Durch drei Schläge an die neu erstandene Glocke verschafft sich — ganz sinnig — der Pfarrer Gehör zur Festrede. Schließlich wird eine Sammlung veranstaltet, deren Erträgnis in der Höhe von 614 Mark drei Heller dem Glockenfonds zugewiesen wird. Die Klosterjungfrauen von St. Anna schickten 100 Mark. Die Gesamtkosten des Gusses wurden auf 1458 Mark veranschlagt. War der offizielle Teil zu Ende, so begann die Fröhlichkeit, bei der übrigens kein allzugroßes Maßhalten gerühmt werden kann — Mittelalter! —. Zu den Kosten des Gusses kamen dabei noch die Kosten anderen Gießens und zwar hinter die Binde der Festgenossen. Sechs Jahre nach dem beschriebenen Feste rügen die in Nürnberg versammelten Reichsstände die Zechereien bei derartigen Anlässen und verlangen dringend Abhilfe. Ob mit Erfolg, steht dahin.

Während nun die katholische Kirche bis in unsere Zeit den alten Brauch beibehalten hat, haben die Protestanten andere Formen für die feierliche Einführung der Glocke gewählt. Es ist unschwer zu raten, daß nicht ein prunkvolles Fest, — noch 1865 wurden bei der katholischen Glockenweihe in Dijon z. B. vier Zentner Bonbons von der Galerie der Kathedrale unter das Volk geworfen und Brot verteilt — sondern schlichte Feier dem protestantischen Sinne mehr entsprach, und daß hier die Predigt den Mittelpunkt des Festes bildet. Weil besonderer Feier geweiht, sind diese Ansprachen oft gedruckt worden und bilden eine wertvolle Quelle nicht nur für die Entstehungsgeschichte der Glocke selbst, sondern für die Zeit- und Ortsgeschichte und das Gemeindeleben an dem glockenweihenden Gotteshause. Gebet hatte den Fuß begleitet, mit Chorälen und Predigt begrüßte man die Glocke



nach glücklichem Einzug in ihr hohes Gemach. Überhaupt lebte die ganze Stadt alle Phasen der Entwicklung auch des Turmbaues mit, ihr Wunsch und ihr Dank stiegen gen Himmel, und bei besonderen Anlässen, glücklicher Vollendung gefahrvoller Arbeiten erklangen ernste und heitere Weisen, sei es in der Kirche unten hinauf, sei es vom Kranz des Turmes hernieder. Des letzteren Einsturz wird als Unheil oder als noch mehr empfunden: als göttliches Strafgericht und Vermahnung zur Buße. In der darnach gehaltenen Predigt ist der Turmbau von Siloah ein gern verwendetes Bild, und Buß- und Betttage sollen die erzürnte Gottheit versöhnen helfen.

Übrigens war, wie wir sehen werden, sowohl das Verbringen der Glocken ins hohe Turngemach, als auch der etwa nötige Transport aus diesem zur Erde zurück ein schwer Stück Arbeit. „Wenn man dich beschuldigt, du habest die Glocken von Notre-Dame in Paris gestohlen, so lauf davon“, heißt ein altes Sprichwort der Pariser. Es gemahnt an die rechtlose Zeit, wo die erhobene Anklage auch schon die halbe Verurteilung bedeuten konnte. Der Volksmund wählte wohl gerade diesen Gedanken, weil er ihm die Anklage eines Verbrechens zu enthalten schien, das ein einzelner gar nicht begangen haben kann, beweist aber darin das Vorkommen von Glockendiebstählen, die natürlich von mehreren ausgeführt wurden, und wer den Transport einer Glocke je mit angesehen hat, weiß, daß er keine Kleinigkeit ist. Die Sage hat nun das ihre beigetragen, noch geheime Kräfte ins Spiel zu bringen, die unrechter Entführung einer Glocke entgegenarbeiten. Entweder kann keine Macht der Welt sie aus dem Stuhle heben, oder sie zerspringt oder klagt in heiserem Klang; die Achsen des Transportwagens brechen, sie versinkt in einen tiefen See, von wo zu besonderen Zeiten gespenstisch ihr Geläut erklingt. Die versunkene Glocke! Selbst wenn der Transport scheinbar gelang, kommt die Strafe nach. Eine im Jahre 1487 vom Herzog von Bayern in Regensburg gekaufte Glocke,



die er in den einen der Münchener Frauentürme hängen ließ, zersprang „vor Herzeleid und Heimweh“ alsbald am Weihnachtsfeste<sup>92)</sup>. Trotzdem waren geistliche Herren einer schönen Glocke gegenüber weder allzu strenggläubig, noch abergläubisch. Die große Magdeburger Glocke befand sich ehemals in Halle<sup>93)</sup>. Als 1541 der Kardinal-Erzbischof Albrecht sie nach Mainz schaffen lassen wollte, erwiesen sich die Domherren als flinker und brachten sie nach Magdeburg. „Susanna“ schien den Aberglauben, daß kein guter Stern über der verpflanzten Glocke leuchte, bestätigen zu wollen; wir erfahren wenigstens von ihrem dreimaligen Umguß. Bei dem im Jahre 1702 notwendig gewordenen wurde sie zu Schiff nach Berlin gebracht und heimgekehrt von Pferden an und auf den Turm geschleift. Die aus erbeuteten türkischen Kanonen gegossene große Glocke vom St. Stefansdom in Wien mit ihren 524 Zentnern (ohne Helm und Sonstiges) wurde Ende Oktober 1711 auf besonders konstruiertem Wagen von einer Schleife von 200 Menschen an den Dom gebracht und nach vollzogener Weihe emporgehoben. Also auch der erlaubte Transport hatte seine Schwierigkeiten!

Daß es zu aller Zeit etwas „auf dem Turm zu vertrinken“ gab, dafür sorgten die Transporteure, und ihre Arbeit war in der Tat eines labenden Trunkes wert, den man den „Hebe-  
wein“<sup>94)</sup> nannte.

Doch nicht immer bezog die Glocke sogleich ihren neuen, hohen Bestimmungsort. Es gab Fälle, wo sie geraume Zeit unten neben der Kirche an einem Gestell hing, ehe man wagte, sie in den Turm hinaufzuziehen. So erzählt man z. B. von einer Wiener Glocke, und auch die 1457 gegossene große Kölner Glocke kam erst sieben Jahre später in den Turm. Die große Glocke der Heilbronner Kilianskirche hat ursprünglich ein halbes Jahrhundert ebener Erde geläutet, ein Gleiches geschah bei der Eßlinger Glocke, und auch in Erfurt erfahren wir von proviso-  
rischem Glockenstuhl.



Vor dem Aufzug galt es zunächst zu entscheiden, ob er außen oder innen erfolgen sollte. Das erstere Verfahren ist das häufigere, und die aufgewundene Glocke wanderte dann durch das geöffnete Schalloch in den Stuhl; im Notfall mußte man die Öffnungen entsprechend erweitern, wie z. B. bei der Breslauer Elisabethkirche und bei der innen aufgezogenen großen Schaffhäuser Glocke von 1486, die nur, nachdem man Aushöhlungen am Portal gemacht hatte, Eingang fand. Nun begann das Emporheben. Das Aufziehen der großen Kölner Domglocke im Jahre 1444 geschah mittelst dicker Seile, nahm drei Tage in Anspruch und kostete 50 Gulden. Daß bei dem Aufwinden, trotz aller Vorsicht, doch die Gefahr groß war, beweist z. B. die Nachricht, daß beim Aufziehen von Glocken in den Rothenburger Rathhausturm das Seil platzte, eine Glocke hinabstürzte und sich noch eine Elle tief in die Erde eingrub<sup>95)</sup>.

Sehr interessant, leider nicht näher erklärt ist die Überlieferung, daß des Kaisers Sigismund Tochter Elisabeth eine von ihrem Vater geschenkte, nach ihm benannte Glocke von 225 Zentnern an einer dünnen seidenen Schnur in die Höhe gezogen habe<sup>96)</sup>, und die im Wiener unausgebauten Stefansturm hängende Glocke soll ein zehnjähriges Mädchen an einer Schraube ohne Ende hinaufgeleiert haben. Neuerdings hat man verschiedene Wege zum Aufzug eingeschlagen. Während beim Kölner Dom die Hebearbeiten von einer hydraulischen Presse besorgt wurden, griff man beim Heben der Naumburger Drei-Kaiserglocke 1894 auf die kräftigen Fäuste von 100 Soldaten des 36. Infanterie-Regiments und zwei je  $3\frac{1}{2}$  cm dicke Seile zurück<sup>97)</sup>, und die neue Schaffhäuser „Schillerglocke“ beförderten 500 frische Schulknaben in lustige Höhe, „zieheth, zieheth, hebth, sie bewegt sich, schwebt!“ Die Krakauer freilich hatten es bei ihrer Marienkirche besonders bequem. Wenigstens erzählen sie, der polnische Herkules Andreas Ciolek habe eine Glocke, die 40 Männer nicht von der Stelle bringen konnten, allein auf den Turm dieser



Erfurt. Dom, große Glocke, gegossen 1497.  
(Photogr. Aufnahme von K. Festge, Erfurt)



Kirche getragen. Das ist so recht eine Erzählung, die gerade durch die Plumpheit der Erfindung auf das Volk wirkt, dem jede Äußerung besonderer Kraft immer ein beliebter Sagenstoff gewesen ist: vom Herkules, der die Erdkugel trägt, zu den Walhall bauenden Riesen und vielem anderem. Das enorme Gewicht der Glocken eignet sich auch trefflich für solche Legenden. Denn es sind recht annehmbare Maße, mit denen die ehernen Riesinnen wie ihre kleineren Schwestern gemessen, ein großes Gewicht, mit dem sie gewogen werden müssen. Wenn wir die Angaben in Ottos „Glockenkunde“ nachlesen, so erwecken sie neben Respekt auch das Gefühl der Freude, daß wir die Glocken nicht zu heben brauchen, obwohl die Gewichte der kleineren und mittleren neben denen der gewaltigen unter ihnen ganz bescheiden aussehen, und wir Deutsche zurücktreten müssen hinter den Moskauern, wo z. B. die eine große „Tsar Kolokol“ genannte Glocke nicht weniger als 3962 Zentner wiegt. Läuten freilich kann man sie nicht, und schade ist, daß man von der größten deutschen Glocke, der 525 Zentner wiegenden Kölner Kaiserglocke, wie wir sehen werden, Ähnliches behaupten konnte. Von da springt unsere Statistik schon um 200 Zentner herunter und verzeichnet die größte Wiener Domglocke mit deren 324. Uebermals abwärts in der Skala steigend treffen wir die Erfurter „Maria Gloriosa“ mit 275 Zentnern genannt, und mit ähnlichen Gewichten belasten die großen Glocken des Domes in Magdeburg und in Frankfurt den Glockenstuhl. Auch der alten Schaffhäuser „Schillerglocke“, der Kölner „Preciosa“ begegnen wir hier mit etwa 230 bis 200 Zentnern. Das Gros der bekannteren Glocken bewegt sich sodann im Gewicht von 200 bis 100 Zentnern. Es folgen die leichten, doch noch schwer genug, und wir können nur wünschen, weder mit dem Gewicht des Ganzen noch dem eines Teiles allzunähe Bekanntschaft zu machen.

Unter diesen Teilen der Glocke ist ein äußerst wichtiger, oft unterschätzter, der Klöppel, dessen Anschlagen an die schwingende



oder auch ruhig hängende Glocke den Klang erzeugt. Ohne ihn ist (außer bei Uhrsglocken wie der berühmten „Schelle“ in Magdeburg) die Glocke stumm, und darum sagt schon Sebastian Brant: „Ein glock on Klüpfel gibt nit thon, ob dar jm hangt ein Fuchschwanz schon“. Und dieser Gedanke ist auch sonst oft zum Ausdruck gebracht worden. Strenge Kritiker haben es unserem großen Schiller nicht wenig verübelt, daß er diesen wichtigen Bestandteil in seinem „Lied von der Glocke“ mit keiner Silbe erwähnt, sein Ruhm ist aber darum nicht geringer geworden! So einfach bei oberflächlicher Betrachtung die Verfertigung und das Anbringen des Klöppels erscheinen mag — in Wirklichkeit ist es technisch gar nicht leicht, das richtige Maß und Gewicht zu finden, und die Geschichte der Glockengießerkunst aller Zeiten erzählt gar manchemal von verfehlten Versuchen des Gießers, das Rechte zu treffen. Als bei der Kölner Kaiserglocke der Klöppel erst nicht anschlug, soll der Meister Hamm zu Kaiser Wilhelm I. gesagt haben: „Majestät, die Glocke hat mir manch' schlaflose Nacht bereitet,“ worauf der Kaiser, der in dem Metall der Glocken ehemalige Kriegsgefährten von 1870 erblickte, zur Antwort gab: „Mir auch!“<sup>95)</sup> Offenbar hatte der Meister das rechte Zusammenwirken von Aufhängen und der Schwingung des Klöppels nicht gefunden.

Bei einer großen Glocke bedarf es naturgemäß eines gewaltigen Gewichts, um sie anzuschlagen, und so kann es uns nicht Wunder nehmen, recht stattliche Zahlen als Gewicht der Klöppel zu erfahren. Derjenige der großen Erfurter Glocke wiegt „nur“ 11 Zentner, ein dort vorhandener Vorgänger noch schwerer, der von der Kaiserglocke weitere 5 Zentner mehr und mißt über 3 Meter. Als 1739 der Klöppel der großen Glocke zu Wien im St. Stefansdom gesprungen war, ward er ersetzt durch einen 15 Zentner wiegenden neuen. Auch Kälte und Wärme sind nicht ohne Einwirkung auf den Klöppel. Vielfach werden „Winterklöppel“ erwähnt, die bei der kalten Jahreszeit



eingehängt wurden; sie waren kleiner als die gewöhnlichen. Neben diesen gußeisernen werden auch hölzerne genannt. Im Magdeburger Dom hängt ein solcher an der Wand, 6 Fuß lang, der, wie man vermutet, einst zum Trauergeläut verwendet wurde.

Bei dem enormen Gewicht lag auch die Gefahr nahe, daß der springende oder herabstürzende Klöppel den Läuter erschlägt. So z. B. der der großen Glocke im Hamburger St. Catharinenturm, der einen Tüter erschlug, als dieser während des Läutens unter ihr herging. Dieselbe Glocke hatte bereits, seit man sie aus der Erde hob, ein Menschenleben auf dem Gewissen. Ebenda hing auch die 1626 gegossene große Läuteglocke, deren Klöppel viel Unheil anrichtete, dem Dienstmädchen des Glockenknechts ein Bein zerschlug u. a. m. Vielfach hat man, um die Wucht des Falles zu brechen oder abzuschwächen, Kasten mit Sand oder ähnlichem unter der Glocke aufgestellt ebenso wie unter den Uhrgewichten.

Daß die Sage sich mit Eifer des Klöppels bemächtigt und ihn zum Werkzeug des göttlichen Strafgerichts stempelt, das er vollzieht, indem er herunterstürzend den unredlichen oder dem Teufel verbündeten Gießer erschlägt, haben wir bereits gesehen.

Von untergeordneter Bedeutung, aber doch unentbehrlich ist das Seil, das von der Glocke hinab in die Tiefe zu den Läutern führt, sehr oft durch Öffnungen im Boden der Glockenstube hindurchgezogen. Es muß dauerhaft und fest sein, um die Kraft des Zuges auf die Glocke zu übertragen. Am Gründonnerstag wird es in der katholischen Kirche hinaufgezogen, weil die Glocke bis Ostern schweigt. Bei der Glockenweihe faßt der Pate das Seil an, und wie es hier in die Tauffymbolik hineinbezogen wird als Teil des gottgeweihten Geläutes, so bemächtigt sich der Volksglaube und Aberglaube seiner und läßt es in Krankheit und Nöten heilende und helfende Kraft ausstrahlen. Vielleicht hat diese Ansicht der Umstand gefördert, daß das Glockenseil sehr oft gefahr- und todbringender Leiter des Blitzes war, wie wir bei dem Gebrauch des Wetterläutens sehen werden.



Ist nun seit dem Verschwinden dieses Gebrauches die Gefahr des Glockenläutens bei Gewittern herabgemindert worden, so ist die körperliche Anstrengung in den meisten Fällen die gleiche geblieben, obwohl auch hier die Fortschritte der Technik fördernd eingegriffen haben, zum Teil sogar durch Anbringung von Tretschemeln das Glockenseil verdrängen wollten. So wurde z. B. die „Susanna“ in St. Martin zu Bremen durch solche Schemel geläutet. Uns Modernen sind vielleicht diese Erleichterungen gänzlich einerlei, nicht aber waren sie es unseren Vorfahren, die als Angehörige einer Zunft oder Ausübende eines Handwerkszweiges selbst die Glocken ziehen mußten, ein Brauch, der noch jetzt im Läuten durch Schulkinder nachklingt. So mußten z. B. in der Eßlinger Dionysiuskirche die Kornmesser und Weingießer die Glocke läuten“).

Die Zahl der zum richtigen Inschwungsetzen notwendigen Personen wächst mit der Größe der Glocke. Das Läuten selbst ist freilich nicht nur Sache der Kraft, sondern sehr viel auch der Geschicklichkeit, die namentlich beim steten Anläuten nötig ist. Wie gesagt, trotz aller Fortschritte bedarf es noch immer einer Anzahl kräftiger Arme, um größere Glocken reden zu machen. Wenn wir auch hören, daß der Glockengießer Grueber in Regensburg die Domglocken, deren jede vorher vier Mann Pulfanten, das ist Läuter, brauchte, so praktisch ungehängt hätte, daß fortan ein Mann zum Läuten genügte, so erfahren wir doch auch, daß beim großen Geläut in Magdeburg 33 Personen notwendig sind, für „Susanna“ 18, „Apostolica“ 12, „Dominica“ 5, während 10 Mann die Münchener Salvoglocke bedienen können. Die große Erfurter „Gloriosa“ bedarf deren 16 und noch weitere 2, die den Klöppel anschlagen und zurückstoßen, während früher 24 Mann zu einem richtigen Geläut daselbst nötig waren. Neuerdings können 8 Mann die nach einem System des Dombaumeisters Denzinger aufgehängte, 245 Zentner wiegende Glocke des Frankfurter Domes läuten. Natürlich kann bei einer größeren Anzahl von Pulfanten



ein Tau für die vielen Hände nicht ausreichen. Man hat also oft mehrere Seile angebracht und sie in verschiedene Enden auslaufen lassen, so in der besonderen, der Kaiserglocke dienenden Glockenstube des Kölner Domes 4 Tawe von je 7 Enden, so daß also 28 Pulsanten die Riesin läuten können. Man könnte freilich auch sagen: nicht läuten können, denn bekanntlich versagte sie und erhielt darum vom Volke den für eine Glocke wenig schmeichelhaften Annamen die „Stumme von Köln“ oder die „Schweigerin“. In Fachkreisen der Gießer hat man sich bei dem Fiasco nicht mit einem Scherzwort begnügt, sondern sie schonungslos als Mißlungen bezeichnet. Böckeler, dem wir eine vortreffliche Arbeit über Glocken verdanken, — ein katholisches Gegenstück zur Glockenkunde des protestantischen Theologen Otte — sucht den Fehler in dem Aufhängen nach neuem System statt nach der alten Weise mit hölzerner Achse.

Hat so ein technischer Fehler die Glocke zum Schweigen verdammt, so gibt es auch noch andere Gründe, die sie vorübergehend verstummen machen. Dahin gehört das — allerdings durch um so öfteres Läuten bald wieder wettgemachte — Schweigen als Folge des bereits erwähnten Brauches der katholischen Kirche, am Gründonnerstag, nach dem Gloria die Glockenseile hochzuziehen und bis zum Einläuten des Osterfestes so zu lassen, zum Zeichen der Trauer um Christi Tod. Was die Sage daraus gedeutet hat, werden wir im Zusammenhang der Glockensagen sehen. Die Dichtung steht nicht zurück<sup>100)</sup>:

„Selbst der Türme rege Jungen  
Sind vom stummen Weh durchdrungen,  
Stumm geworden und verklungen.“

Selbl.

Vorübergehend, aber doch nicht selten einige Zeit dauernd war das Verbot des Glockenläutens beim Interdikt, aber nirgends ertönte den Glocken eine so gebieterische Aufforderung zum Stillschweigen entgegen, wie wenn Baufälligkei des Turmes es er-



heißte. Dieser herben Notwendigkeit begegnen wir in der Geschichte kirchlicher Bauwerke allenthalben. Der Erfurter Neuwerksturmturm war so schwach, daß er kein Geläut mehr vertrug, die große Glocke der Hildesheimer Godehardikirche teilte dies Los ein halbes Jahrhundert, in Bremen reihete sich Unser lieben Frau Kirche an und noch andere Türme mit ihr. Die große Glocke in Wien verstummte, da sonst der Turm in zu gefährvolle Schwankung geriet. Man muß unwillkürlich an einen ehrwürdigen Greis denken, dem das hohe Alter die Sprache gelähmt hat! Redet er aber, so sind es inhaltsreiche Worte, die mancherlei Gedanken anregen und lebhaften Widerhall finden.

Wenn die Franzosen einen Menschen der Unbeständigkeit zeihen wollen, pflegen sie zu sagen: „il est comme le son des cloches“. Sie bedenken dabei nicht, daß nicht die Glocken der Vorwurf treffen kann, sondern nur die Wirkung ihres Geläutes. Man hat schon betont, daß ein und derselbe Glockenschlag gleichzeitig die verschiedensten Stimmungen und Empfindungen anregt, und wenn wir mit den Schallwellen davonzufliegen vermöchten, fänden wir dies vollkommen bestätigt. Chateaubriand<sup>101)</sup> sagt von der Glocke, sie vermöge mit einem Schläge zu derselben Zeit in tausend verschiedenen Herzen dasselbe Gefühl zu erwecken, sie zwingt den Wind, Überbringer einer Botschaft zu sein, überrasche die Ehebrecherin zur Nacht, überzeuge den Gottesleugner, entwinde tönend dem Mörder den Dolch.

Es sind vor allem religiöse Empfindungen, die ihr Klang, dem Dienste Gottes geweiht, wachruft. Er ladet die Gemeinde ein ins Gotteshaus zu gemeinsamem Gebet, zu Gottes Wort, zu Taufe, Hochzeit, oder ermahnt zum Falten der Hände im stillen Kämmerlein, wie z. B. wenn das Angelusglöckchen der katholischen Kirchen ertönt; er verkündet den bevorstehenden Tag des Herrn. Und für die, deren Glauben in irrige Bahnen geraten ist, vertreibt er Teufel und Spuk und befänstigt Gottes Zorn, den sie in den gewaltigen Naturerscheinungen, in Blitz



und Donner, erkennen zu sollen glauben. Selbst Ungläubige vermögen sich der Wirkung des Glockenklanges nicht zu entziehen, und wenn er nur einen ersten Gedanken beim Einläuten des neuen Jahres in ihnen wecken ließe! Nicht wenigen Menschen verursacht Glockenklang die wehmütigsten Empfindungen, anderen ein seltsam unerklärliches Gemisch von erhebenden und niederdrückenden Gefühlen.

Aber auch heiteren Sinn hören wir wohl dem Glockenklang unterlegen. In Butzbach lesen wir eine Anspielung der Glocke auf ihren eigenen Klang ihr auf den Leib geschrieben: „Est mea vox bam, bam, potens repellere Satan“<sup>112)</sup>. Von da zum Scherz war nur ein Schritt, und wie hätte der Volkswitz die Glocke ungeschoren lassen können?!

„Nimm einen Mann“ ruft eine in Wien der unentschlossenen, aber doch im Grunde heiratslustigen Witwe zu, die der Glocke Klang als das Ausschlaggebende für oder wider die zweite Ehe bezeichnet hat. „Schad um den Jungen“ hören andere daraus als Klage um den erstochenen Glockengießerehring. Selbst vor der Stätte der Toten macht der lose, aber auch harmlose Scherz nicht Halt. „Komm nur rein, du gehörst schon mein“ ladet die Münchener Kirchhofsglocke ein, und „Dieb, Dieb“ klingt die bei einem Brand in Reutlingen von den Pfullingern gestohlene Glocke. Ehedem wurden Bauern, die schlechte Zahler waren, „verläutet“, und es entstand die Scherzrede: „In einem Pfarrthurm hangend drey Glocken, die erst un kleinst anzogen un glüt spricht: Gem wyn; die ander gröber, so man die non Glocken nent, spricht: Wär zalts; zelest lüt man die groß Sturmglock, die brummt: die puren!“ Ja, fröhliche Weinkenner wollen am Geläut vom Turm die Güte des Tropfens, den man allda verschenkt, erkennen, je nachdem ihnen ernst und schwer: „vinum bonum“ oder nur schrill und kläglich: „äppel, äppel“ entgegenschallt.

Dem Menschen der Arbeit begleitet Glockenklang deren Anfang und Ende, und das Vesper- und Feierabendzeichen ruft zur



Stärkung zu neuem Werk oder zur Ruhe nach getaner Arbeit. Einkehr! Klingt es dem Verirrten, Heimkehr! dem in die Heimat zurückkehrenden Wanderer zu.

Aber auch andere, schreckliche Gefühle erweckt das Geläute der Glocken. Furchtbar heult ihre Stimme, wenn es gilt, den Bürger vor Gefahr zu warnen, vor Feinden der Ruhe und des Lebens. „Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm, das ist Sturm!“ so heißt's in Feuersnot, oder wenn Wasser die Straßen und Felder überflutet. Und zu den feindlichen Elementen gesellen sich noch die Greuel des Krieges und der Revolution, die sich nicht begnügten, der Glocken Klang zum Signal für Mord zu erniedrigen, sondern sie selbst mit roher Gewalt zerstörten und ihre Masse von Werkzeugen des Friedens in Mordwerkzeuge umgossen. Und ist der Kampf vorüber, zieht der Friede ein, so läuten ihn die Glocken ins Land. Da, wo einer nach des Volkes Wille oder von Gottes Gnaden der oberste Herrscher, der Kaiser ist, begrüßt ihn ehrerbietig ihr Klang und verkündet den Augenblick, wo er sich die Krone aufs Haupt setzt, feierlichst dem Volk. Die „Carolus“ genannte große Glocke des Frankfurter Kaiserdomes durfte jahrhundertlang dies hehre Amt versehen. Ein Spiel des Zufalls wollte, daß ihre letzte Stunde kam, als der neue König, der König von Preußen, im August 1867 zum erstenmal als Landesherr die Stadt der Kaiserkrönungen betrat. „Festa decoro!“

Aber auch „des Todes Trompete“ heißt im Volksmund der Glockenklang; er ist es, der des Lebens Abschluß begleitet, in warnendem Tönen da, wo man Blut richtet für verbrecherische Tat, und doch versöhnend wie überall dann, wenn ein Leben sein Ende gefunden hat. „Mortuos plango!“

„Fulgura frango.“ So lautet die kürzeste Form der in zahlreichen Inschriften vertretenen Ansicht, daß Glockenklang die Wetter vertreibt. Diese dem modernen Menschen unfassliche Meinung erklärt sich leicht, wenn wir uns ins Gedächtnis zurückrufen, daß die Glocke eine von Priesterhand geweihte „res sacra“



ist und Blitz und Donner für den Ausdruck der zürnenden und strafenden Gottheit galten oder als Werk böser Geister.

„Der geweihte Schall  
Ist der Hegen fall  
Und vertreibt die Geister überall“,

oder

„Kathrein und Susein treiben die Wetter über den Rhein!“

wie man in Schwaben sagt. Daher die jahrhundertlang gepflogene Sitte des Wetterläutens, das dem Glöckner vor und beim Gewittersturm oblag, und für das er von jedem Ufer des Kirchspiels eine Abgabe, „die Wettergarbe“ bezog.

Vernünftiger erscheint uns die Auffassung derer, die das Wetterläuten nur als eine Aufforderung zum Gebet um Abwendung von Schaden angesehen wissen wollten, und einen weiteren Schritt vorwärts in der Aufklärung stellten die dar, die den Klangwellen eine wolkenzerteilende Kraft beileigten, analog dem Gebrauch der Kanonen zum Wetterschießen; aber irrig ist auch ihre Ansicht durchaus. Das hat im Jahre 1784 ein ehemaliger Professor der Mathematik zu Ingolstadt Johann Nepomuk Fischer<sup>103)</sup> in einem eigenen Schriftchen mit viel Eifer und Begeisterung nachgewiesen, freilich nicht, ohne rücksichtslose Kritik am Gebrauch der Glockenweihe und ihren Folgen zu üben. Von ihm erfahren wir, daß in 33 Jahren der Wetterstrahl in 386 Türmen ungebetene Einkehr hielt und 103 Personen am Strang tötete, denn der Blitz kümmerte sich um die Eigenschaften einer geweihten Glocke blizwenig. In diesem Schriftchen steht auch das schöne, freie Wort, wonach Blitz und Donner nicht Schreckgespenster finsterner Mächte, sondern herrliche Naturerscheinungen sind. An Stelle „nichtswürdiger Verwahrungsmittel“ und der „Affenpöffen der Barbarey“ empfiehlt Fischer die Anlage sorgfältig ausgeführter Blitzableiter, die ja in der Tat im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts ihren Einzug an den Kirchtürmen zu halten beginnen, während andererseits die weltlichen



Behörden das Wetterläuten verboten, 1783 in Österreich und in kurfürstlich bayrischen Landen um dieselbe Zeit. Nur hier und da wurde der Brauch noch bis ins 19. Jahrhundert weitergeschleppt, bis immer weitere Kreise der Auffassung gewonnen wurden, die Dichter in seinem Gedichte „Wetterläuten“ ausspricht:

„Es reiten die Wolken mit Donner und Sturm;  
Es kann sie nicht bannen die Glocke vom Thurm.  
So schreitet das Schicksal, und wenn es dich fällt,  
Du kannst es nicht biegen, ob Feigling ob Held“<sup>104)</sup>.

So ganz machtlos dem Schicksal verfallen nun kann sich das fortschrittliche Wissen von Blitz und Donner als natürlichen Vorgängen freilich nicht bekennen. Benjamin Franklins Erfindung, die Blitzauffangstange<sup>105)</sup>, trat an die Stelle des Geläutes. Die Kirche St. Jakobi in Hamburg eröffnete den Reigen mit einer von Reimarus ausgeführten Ableitungsanlage. Doch scheinen selbst aufgeklärte Leute sich von der Wirkung noch nicht allzuviel versprochen zu haben, wenigstens sagte der Hamburger Pfarrer Ulber in einer in den Turmknopf eingelegten Schrift folgendermaßen: „Weil unsere neuesten und glücklichsten Naturforscher bemerkt haben wollen, daß die Gefahr, welche hohen Gebäuden bei entstandenen Gewittern droht, durch eine metallene Ableitung des Blitzes sehr vermindert werden könne, so haben wir es auch an dieser unschuldigen Vorsichtigkeit nicht fehlen lassen wollen.“

Andere wurden dadurch angeregt, jedoch war bis zur Ausföhrung bei manchen noch ein großer Schritt. So in Freiburg im Breisgau. Schon im Jahre 1776 hatte der geistliche Rat Hemmer sich in einem Gutachten für die Notwendigkeit eines Blitzableiters am Münster ausgesprochen, aber die Sache schlief wieder ein, da eine Kommission die Ansicht vertrat, ein auf dem Schloßberg aufgestellter Blitzableiter genüge für die ganze Stadt vollauf. Erst 1844 kam man zu einer anderen Auffassung, nachdem einige Jahre zuvor der Nachbardon in Straßburg gegen Blitz geschüßt worden war. Die Anlage zu Landshut datiert aus dem Jahre

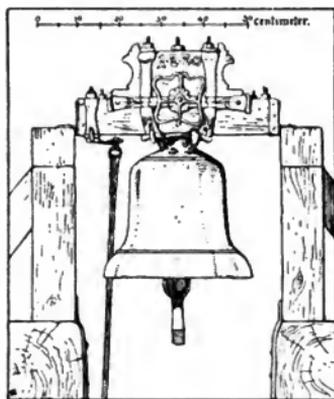


1804, in Heilbronn und Mainz aus den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts. Ob es mit dem von Bermann in seiner Beschreibung des St. Stefansdomes in Wien erwähnten Brauch, die Turmspitze durch Hirschgeweihe vor Blitz zu schützen, seine Richtigkeit hat, bleibe dahingestellt.

Die Glocken haben seit ihrer Einführung alle Zeit viel geläutet, früher aber mehr als in unseren Tagen, so sogar, daß selbst Geistliche das ewige Läuten von früh bis spät in die Nacht übertrieben fanden<sup>106</sup>). Man muß, um sich von dem Gehimmel, zumal in einer mittelalterlichen deutschen Stadt, annähernd eine Vorstellung machen zu können, einmal die Anlässe mustern, gewöhnliche und außergewöhnliche, die am Glockenseil zogen. Schon früh am Morgen ruft Glockenklang die Gläubigen zum Beginn und guten Anfang des Tagewerkes in die frühmesse hinein. Um die Mittagsstunde ertönt neben dem Geläut zum „Engel des Herrn“ die „Türkenglocke“ zur Erinnerung an die Türkengefahr, 1455 von Papst Calixtus III. eingeführt. Am Freitag um 11 Uhr erschallt Glockenklang zum Gedächtnis der Kreuzigung Christi; an die Angst Christi im Ölberg gemahnt der Brauch, am Donnerstag Abend „die Angst“ zu läuten, so z. B. im Freiburger Münster, dessen Silberglöckchen außerdem des Abends von 8 bis 8 $\frac{1}{4}$  erklingt. Ebenda läutete man um 9 Uhr den „Petrus“ (nach Marmon) zur Bewahrung vor Feuer und Licht. In Wien gab ehemals die Primglocke das Zeichen zum Anzünden der Laternen, während das Hornblasen der Wächter das Löschen der Lichter anempfohl. In Straßburg klingt noch jetzt allabendlich eine Glocke von 10 bis 10 $\frac{1}{4}$  Uhr den Feierabend über die Stadt. Um die gleiche Stunde zitterte früher Glockenklang in München durch die Luft, das sogenannte „hüßausläuten“. Hier haben wir Glocken im Dienst geschichtlicher Reminiszenz, was in der Glockenkunde keine Seltenheit ist. Außer der schon erwähnten „Türkenglocke“ hat sich anderwärts noch mancherlei, ursprünglich infolge eines bedeutenden Ereignisses angeordnetes Geläut er-



halten, obwohl der Anlaß und die Erinnerung den Geschlechtern, die es hören, längst aus dem Sinn gekommen ist. Dahin gehört das Läuten zu Heilbronn um 12 Uhr mittags zum Gedächtnis an die Übergabe der Augsburger Konfession, das ehemals in Wien für abends gegen 7 Uhr in dankbarer Erinnerung an den um diese Stunde erfolgten Anmarsch des Entsatzheeres eingeführte Geläut der Ratsglocke, das Läuten der Pestglocke, das noch heute



Freiburger Silberglöckchen.

(Aus: Zeitschrift des Breisgau-Vereins Schwanland. Freiburg i. Br. X. 1883.)

nicht verschwunden ist, obwohl die es veranlassende Seuche schon hunderte von Jahren hierorts erloschen ist.

Zu diesem tagtäglich den Glockenstrang bewegenden Geläute gesellt sich dann noch das vielstimmige Anläuten von Sonn- und Feiertagen und ihren Gottesdiensten, bei dem auch wohl vollwichtig und feierlich die Töne der Glockenriesen erklingen. „Vornehme Glocken läuten nicht alle Tage“ heißt es im Sprichwort. Wo es aber gilt, Besonderes zu verkünden, da haben sie das Wort,



sei es allein, sei es vereint mit den kleineren Schwestern. So erzählt uns Mayer, die Münchener Salveglocke habe das Erlöschen der Cholera 1854 dankerfüllt verkündet und die Todesfälle im Wittelsbachischen Fürstenhaus wehmütig angezeigt; ein weihvoller Moment mag es auch gewesen sein, als von Münsterhöhen in Ulm die Schwörglocke am Abend des 2. September 1870 die Kunde von Deutschlands Sieg erklingen ließ<sup>107</sup>). Die große Glocke in Wien ertönte dem Landesherrn zum Willkommen, und feierlich begrüßte ehemals der Klang der Kaiserglocke vom Frankfurter Dom den zu krönenden König in der alten Krönungsstadt. Die große Glocke des Beffroi, vordem in der Kirche Notre Dame von Brügge (9000 Kilo, gegossen 1680) ließ sich auf dem Hallenturm zum erstenmal aus Anlaß des Friedens von Amiens 1802 vernehmen. Sie wird geläutet am Geburtstag des Königs und zum Jahrestag seiner Thronbesteigung, bei großen Prozessionen und am Gedenktag der Unabhängigkeit Belgiens<sup>108</sup>). Ein besonderes Geläute, ein Vermächtnis des Mittelalters, ist z. B. auch das sogenannte Walpern oder Walpurgisläuten zu Marburg auf der Elisabethkirche, das jedes Jahr am 30. April mittags nach dem 12. Glockenschlag feierlichst anhebt. Es erinnert an die Tage, da im Jahre 1236 am ersten Mai die Gebeine der heiligen Elisabeth von Gregor IX. aus dem Grabe erhoben wurden; die ersten drei Tage des Mai wurden fortan mit der größten Glocke feierlichst eingeläutet, ein prunkhaftes kirchliches Fest fand statt. Mit der Reformation verschwand zwar der Anlaß zum Geläut, aber nicht dieses selbst, obwohl die Erinnerung an seine Bedeutung sich auch bald verwißte. Man erklärte es für ein Gebetsläuten und meinte, wer unter seinen Klängen Bohnen legt, werde eine besonders reiche Bohnenernte einheimfen. Der Name hängt wohl mit dem Umstand zusammen, daß am ersten Mai auch der Namenstag der heiligen Walpurga ist<sup>109</sup>).





Bei der Musterung dieser erwähnten Anlässe zum Geläut und dessen Wirkung darf aber eines nicht übersehen werden. Man sollte meinen, daß alle in einem Kirchturm hängenden Glocken der Kirchengemeinde gehöriges Eigentum seien, über das diese allein für ihre Zwecke zu verfügen habe. Dem ist aber nicht immer so. Neben den geweihten Kirchenglocken kommen auch andere vor, von diesen streng geschieden. Ein bezeichnendes Beispiel dafür bietet der Frankfurter Dom, in dessen drittem Stockwerk vier Ratsglocken hängen, während im zweiten fünf Stiftsglocken untergebracht sind. Zu den ersteren zählt die 1484 gegossene Schlagglocke, die ausdrücklich in ihrer Inschrift bekundet: „Des Raths bin ich, Martin Molner geuß mich“. Bei den verschiedenartigen Anlässen und oft unabsehbaren Wirkungen des Glockenläutens<sup>110)</sup> mußte sich der Rat der Städte bald das Recht sichern, einmal die Glocken auch zu weltlichen Zwecken zu läuten, sodann das Geläut zu kirchlichen Zwecken zu verbieten oder zu beschränken, wobei es nicht immer ohne Streit abging. Mit Glocken konnte man Revolutionen einläuten, zu Verschwörungen das Zeichen geben, — wie bei der Bartholomäusnacht in Paris — und der Staat mußte daher bedacht sein, dies zu verhindern. So ließ noch im Oktober 1848 der Rat von Wien die Glocken des Stefansdomes bewachen, damit sie nicht zum Stürmen im Bürgerkampf mißbraucht würden. Ebenso war es der Staat, der am Ende des achtzehnten Jahrhunderts den Gebrauch der Kirchenglocken zum Wetterläuten verbot. Im Interesse der Beruhigung der Gemüter verbietet die weltliche Obrigkeit auch, die Totenglocke zu ziehen, wenn Seuchen die Bürgerschaft heimsuchen, damit nicht der Umfang des Sterbens an den Glockenklängen für die Toten ermessen werden könne. An vielen Plätzen hat der Rat einen Schlüssel zum Turm und den Glocken.

Während nun im allgemeinen Glockenklang von Turmeshöh' selbst bei fröhlichem und weltlichem Anlaß doch immer ernst und feierlich ertönt, ist es den sogenannten Glockenspielen kaum



gelingen, eine auch nur annähernd ähnliche Wirkung auf den Hörer auszuüben. Gegenüber dem großen Geläut bleiben sie doch ein Spiel, eine Spielerei, oft sehr unvollkommen in der Harmonie und entweicht durch die Wahl der Melodien. Auch das wenigstens allstündlich sich Wiederholende läßt ihre Weisen leicht ermüdend wirken. Ein Franzose hat in trefflichem Vergleiche gesagt: „le bourdon est la grande voix de la tour, réservée aux circonstances exceptionnelles, le carillon est son bavardage incessant“<sup>111</sup>). Das „unaufhörliche Geschwätz“ ist auch vielfach verweltlicht und damit reizlos. Das schließt ja nun nicht aus, daß es doch ein Stück Heimat bedeutet für den, dem seine Klänge alte Bekannte sind, und dies um so leichter, als es der Glockenspiele nicht allzu viele gibt. So heimeln den Lübecker die Choräle vom Turm der Marienkirche an, der Hamburger St. Nikolaiturm trug von 1663 bis 1842 ein Spiel, wir treffen ein solches in Potsdam, Danzig und anderen Orten. Seinem Geburtsland, den Niederlanden, ist es am treuesten geblieben; wir finden es in Delft, Antwerpen, vor allem aber wohl das größte des Festlandes in Brügge auf dem Hallenturm, dem Beffroi; es ist eine Sehens- oder besser Hörenswürdigkeit der stillen Stadt, besonders wenn, was dreimal wöchentlich geschieht, sein Meister selbst die Tasten „schlägt“ und eine Kunst ausübt, die auf wenigen Augen steht und sich von ihm auf einen Schüler vererbt. Dies erweckt allerdings unser Interesse: die hohe Werkstatt und das seltsame Werk. Ein Riesenzylinder mit Stiften besät, wie eine Spieldose im großen, löst durch seine Drehung die Hämmer aus, die die Glocken im Rhythmus und den Akkorden des zu spielenden Liedes zum Tönen bringen. Spielt der Meister selbst, so schlägt er mit der Faust die Tasten einer Klaviatur, aber o Graus! — die Choräle haben dem Walzer Platz gemacht, Gounods Faustwalzer, ein „Müllöcker“ halten die Walze besetzt, und Carl Maria von Webers „letzter Gedanke“ ist morgens der erste und abends der letzte Gedanke des Fremden in Brügge, vorausgesetzt, daß er nicht noch in die



Nachruhe von ihm verfolgt wird. Hier gibt man Mephisto recht mit seinem bereits erwähnten Ausruf:

„Jedem edlen Ohr  
Kommt das Geklingel widrig vor“,

so wenig wir sonst seine Wut gegen die Glocken zu teilen vermögen.

Man sollte meinen, je mehr Glocken im Turngemach hängen, um so eher hätte sich das Bedürfnis geltend gemacht, sie leicht voneinander unterscheiden zu können. Bei ihrer oft stattlichen Zahl in Glockenspielen ist merkwürdigerweise gerade das Gegenteil der Fall. Denn hier fehlt ein Brauch, der sonst allgemein zur Unterscheidung der Glocken beliebt wurde, ganz oder doch an den meisten Plätzen: die Namengebung, zu deren Begründung wir (nach Bona, rerum liturgicarum libri c. 22<sup>112</sup>) die Worte anführen können: „sive ut ceteris proprio nomine distinguantur, sive quia ad pietatem magis conducere arbitrati sunt primi huius ritus institutores si voce alicujus sancti plebs ad ecclesiam vocari diceretur.“

Sobald als sich in der Kirche der Brauch einbürgerte, die Glocken zu weihen und sie unter den besonderen Schutz Gottes oder eines Heiligen zu stellen, war bis zur Beilegung eines Namens nur noch ein Schritt. Da, wo mehrere Glocken im Turme hingen, war die Benennung mit Namen auch ein praktisches Unterscheidungsmittel. So gibt es eine „Maxima“ im Magdeburger Dom, einen „Blasius major“ und einen „minus“ im Dom zu Braunschweig, der letztere auch beachtenswert, da er mit dem Wappen Heinrichs des Löwen geziert, sein ehrwürdiges Alter beweist. In freising begnügte man sich, die Glocken mit Zahlen zu unterscheiden und von einer „Einsferin, Sechserin“ zc. zu sprechen.

Über der Name ist mehr als ein Unterscheidungszeichen. Freigebiger als jetzt hat man früher leblosen Dingen Namen leben-



der beigelegt, weil sich die reichere Phantasie sie beseelt vorstellte. Das Schwert des Ritters, sein Kampfgenoss, erhielt einen Namen, und die Dichter lassen die Helden Zwiesprache mit ihm halten. Das Schiff, dessen Kiel die Wellen durchfurcht, erscheint beseelt und benannt, und auch der Dampfwagen, die Lokomotive, erhielt in den ersten Jahrzehnten deutschen Eisenbahnwesens ihren Namen, und zahlreiche Namen finden wir auf den Rohren der Kanonen und Haubitzen. Fast kann es uns bedünken, als ob alle gefahr-vollen, eigenartigen Berufsarten dieser Namengebung sympathisch gegenüberstünden. Auch der Bergmann gab Gruben und Schächten besondere Namen. Bei lebenden Wesen liegt der Gedanke ja ungleich näher. Das Schlachtross trug stolz klingenden Namen, und der Brauch hat sich bis heute vom edelsten Rennpferd bis zum gewöhnlichsten Ackerpferd erhalten, und die Hunde führen nicht minder ihre Namen.

Da dem allem zweifellos ein sehr poetischer Gedanke zugrunde liegt, so ist es sehr zu beklagen, daß das nivellierende 19. Jahrhundert die Zahl an Stelle des Namens gesetzt hat, besonders die Eisenbahnverwaltung bei den Lokomotiven. Die Benennung der Glocken mit Namen hat freilich schon vor drei Jahrhunderten in der neuen Lehre, der Reformation, einen entschiedenen Gegner gehabt, was rückhaltlos bei aller Anerkennung ihrer Segnungen beklagt werden muß. Die von der protestantischen Kirche geübte Bezeichnung nach dem Gebrauch als Abendglocke, Totenglocke u. ersetzt die Namen, mit denen man die Glocken früher bedachte, nicht ganz, und zwar nannte man sie anfangs männlich, später und dann fast ausschließlich weiblich. Offenbar hat hier die Überlegung mitgespielt, daß das Wort: die Glocke im Deutschen weiblichen Geschlechts ist; auch für männlich oder sächlich getaufte Schiffe gilt bis in unsere Tage das weibliche Geschlecht: Man sagt bekanntlich „die Gneisenau“, „die Leipzig“. Da die Glocke dem göttlichen Dienste geweiht war, so verstand sich der Kreis, aus dem man die Namen wählte, von selbst. Sehr ver-



breitet finden wir darunter den Namen „Sufanna“, offenbar eine Bildung des Volksmundes nach dem eigentlichen: Hosanna! Daneben „Dominica“ u. a. m. Auch den Namen des gesalbten Christus, Gottes Sohnes finden wir Glocken beigelegt, und der Glaube an die Dreieinigkeit ist ausgedrückt in der Bezeichnung „Dreifaltigkeitsglocke“. Eine ganz besonders hervorragende Rolle spielt sodann bei der Namengebung der Kult der Jungfrau Maria. Man denke nur an die „Gloriosa“ des Erfurter sowie des Frankfurter Domes, obwohl manche den Namen nicht durch Maria sondern Campana, d. i. Glocke ergänzen wollen. Andere nannten die Glocke direkt „Maria“ oder nach deren Verehrung im Gebet „Salveglocke“ oder „Ave Maria“.

Ein Heer von Heiligen-Namen schließt sich bei unserer Namensschau an. Die Wetterherren Kaspar, Melchior, Balthasar erscheinen in der Bezeichnung „Drei Königsglocke“, Blasius, der Schutzpatron des Halswehes und die heilige Ursula, die Führerin der 11000 Jungfrauen daneben. Wir finden einen Andreas, Christoph, Benno, die Apostel Petrus, Paulus, Johannes und den heiligen Michael und Gabriel, die Schützer der Türme, in deren Geschossen sie ihre Kapellen hatten. Auch die Benennung der Glocke nach ihrer Verwendung im kirchlichen Leben ist schon alt und vor der Reformation gebräuchlich gewesen: es gab Rosenfranz-, Metten- und Messglocken. Die „Jügendglocke“ erklang, wenn der Priester einem in den letzten Jügen liegenden Gläubigen die Wegzehrung brachte, und wird darum auch wohl „Speisglocke“ genannt. Die in St. Stefan zu Wien hängende „Primglocke“ soll nach ihrem Geläut zur Prima d. i. der ersten Vestunde so geheißsen haben. Andere wollen ihren Namen damit erklären<sup>118)</sup>, daß sie zum Seelenamt des Astronomen Johann Prim zu läuten bestimmt war. Wieder andere denken an „Preim“, da sie zum Gebetläuten gegen die Bräuneepidemie, böhmisch prym, verwendet worden sei. Auch dem hochherzigen Stifter erscheint in manchen Glockennamen ein Denkmal gesetzt.



An Kaiser Heinrichs II. und seiner Gemahlin Kunigunde fromme Werke erinnern die nach ihnen genannten Glocken im Dom zu Bamberg. Die schon oft genannte Kölner Kaiserglocke erzählt im Namen von ihres Stifters Güte. Ähnliches sehen wir bei der Drei-Kaiserglocke des Naumburger Domes. Nach einer Vermutung soll auch die schon erwähnte, „Winklerin“ benannte Glocke im Turm der Münchener Frauenkirche nach ihrem Stifter benannt sein. Eine in Bremen hängende Glocke soll nach Fräulein Susanne von Rheden, die die Kosten des Aufhängens aus ihrer Tasche bestritt, deren Vornamen als Namen führen.

Eine bei geweihten wie ungeweihten Glocken vorkommende Benennung ist auch die nach der Verwendung im bürgerlichen Leben. So kennen wir Desperglocken, eine Arbeiterglocke in Frankfurt, Sperrglocken, mit denen das Zeichen zum Schließen der Stadttore gegeben wurde, Sturmglocken, besonders zur Verkündigung von Feuersgefahr angeschlagen, Torglocken, Ratsglocken, die Schwörglocke des Ulmer Münsters, genannt nach dem Einläuten des Schwörtages, an dem alljährlich der Rat den Eid des neu gewählten Bürgermeisters entgegennahm. Die große Glocke des Genter Velfried hieß der „Roland“, offenbar weil sie, wie Rolands Horn in der Sage, weithin über die Lande klingen sollte. Die große Kollegin vom Velfried in Tournai von 1592 hieß „ban cloque“, eine weitere daselbst hängende „Vigneron“ d. h. eine Glocke, die den Winzer zur Arbeit ladet, eine dritte endlich, des Namens „Timbre“, schlägt die Stunden<sup>114</sup>).

Die Uhrglocken sind eine besondere Klasse von Glocken; da sie, wie sehr oft auch die Feuertglocken, nicht geschwungen, sondern nur angeschlagen werden, so erscheinen sie klöppellos. „ich orglock pin der statt Ulm eigen und hat mich gossen der Seitz Clocken-gisser zu nuremberg nach Christi Gepurt 1414 jar.“ Die „Schelle“ in Magdeburg diente dem gleichen Zweck, in der Breslauer Elisabethenkirche gebrauchte man die „Seigerglocke“ zum Anschlagen der Stunden.



Wie die Glocke in Klang und Schlag das Sonn- und Werktag-  
tagsleben der Bürger begleitete, so waren diesen ihre Schwin-  
gungen bekannt, ihre Namen geläufig. Sprachliche Schwierig-  
keiten waren dabei schnell überwunden. Aus „Hosanna“ ent-  
stand das verständlichere „Susanna“ und man rühmte ihr nach:  
„treibt den Teufel von damna“. Für die „Vincencia“ auf der  
Severikirche in Erfurt behagte dem Volksmund mehr der Un-  
name „der Schreier“ und in Köln die entgegengesetzte Bezeichnung  
„die Schweigerin“ für die Kaiserglocke. Dem Wiener erschien  
zur Benennung einer Glocke auf dem St. Stefansturm der  
merkwürdige Name „Schusterhammer“ passend, daneben treffen  
wir noch den Namen „Dummerin“ für die große Glocke. Hier  
liegt wohl ein wenig Klangmalerei zugrunde. Ob dies auch bei  
dem „Gemperl“, dem Wahrzeichen des Frankfurter Domes, der  
fall war, bleibe dahingestellt, sicher ist wohl, daß das „Bemperle“  
des Bamberger Domes auch eine Anspielung auf den Klang  
darstellt. Aber der Volksmund ging noch weiter zu Bezeichnungen  
über, die uns, wenn sie überhaupt je Sinn hatten, unverständlich  
sind und nur eine Benennung nach dem Schallbild sein können.  
Die Halberstädter tun sich dabei besonders hervor, indem sie den  
Domglocken die Namen: Langhals (á—á), Bratwurst (á—ú),  
Sauerkohl (á—ó), Lämmchen (ám—én) und Stimpimp (ím—pím)  
gaben. Im Mainzer Dom hängt eine Brezelglocke, in Bremen  
eine Warmbiereglocke, in Ulm klingt eine Weinglocke, als Mahn-  
ruf für unsolide Zechbrüder, — kurz eine Reihe der merkwürdig-  
sten Namen tritt auf, die länger zu verfolgen uns zu weit  
führen würde, die aber das enge Verwachsensein der Bürgerschaft  
mit dem Glockenklang aufs beste belegen.

Klang und Name konnte leicht der Bevölkerung zu Ohren  
kommen, ohne daß sie den Glockenturm je bestieg. Weniger  
leicht ist dies mit den Inschriften der Fall, die wir auf den  
Glocken treffen, und auch bei unserer Wanderung fällt unser  
Blick auf eine Reihe von Worten, die auf der Glocke in er-



habener Schrift zu lesen oder, da oft der Rundgang um sie erschwert oder unmöglich ist, nicht zu lesen sind. Sehr häufig bedarf es überhaupt eines geübten Auges, um die Schriftzeichen und ihre Bedeutung zu erkennen. Wohl die meisten Beschauer kennen eine Glockeninschrift — allerdings auch nur diese — genau, seit Friedrich von Schiller sie seinem „Lied von der Glocke“ als Motto vorangestellt hat. Sie lautet: „vivos voco, mortuos plango, fulgura frango“, oder vielmehr vollständiger „miserere domine populo quem redimisti sanguine tuo anno domini MCCCCLXXXVI“. Schiller hat sie zur Weltberühmtheit gebracht, ohne den Klang der Glocke, die sie trägt, je gehört, ihre Form je gesehen zu haben, und die Schaffhäuser<sup>116)</sup>, in deren Münsterthurm sie hing, haben sich dankbar gezeigt, indem sie ihr den Namen „Schillerglocke“ gaben und ihn beibehielten, als die ehrwürdige Zeugin von 4 Jahrhunderten untüchtig wurde und verstummte. Denn die 1486 von Ludwig Peiger in Basel gegossene, 90 Zentner schwere Glocke wurde, nachdem bereits 1700 am unteren Rande ein Stück ausgesprungen war, man sie aber noch fast zweihundert Jahre geläutet hatte, in den neunziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts untauglich, und diesmal erwies sich der Schaden als unheilbar. So klang sie denn am 16. Juni 1895 zum letztenmal und wanderte vom hohen Turm herab in den Münsterhof und wurde im Kirchengarten als Sehenswürdigkeit aufgestellt und so der Nachwelt erhalten. Schiller fand ihre Inschrift, als er Studien über Glocken und Gießerei machte, in dem die „Glocke“ behandelnden Artikel bei Krünitz, einer Enzyklopädie des 18. Jahrhunderts, erwähnt und stellte sie als Leitgedanken seinem unsterblichen Liede voran. So hat sie indirekt den Dichter angeregt, und es war darum eine schöne Betätigung der Pietät, wenn die Schaffhäuser auch die neue „Schillerglocke“, die im Jahre 1898 feierlich eingeweiht wurde, mit der alten Inschrift versehen, wiewohl sich die Begriffe über Glockeninschriften seit dem Guß der alten gewaltig geändert haben.



„Schillerglocke“ zu Schaffhausen (1486).  
(Aus: „Die Münsterglocken zu Schaffhausen“. Schaffhausen 1899.  
Kommissions-Verlag von Carl Schöps Buchhandlung. 1 Mf.)



Ein kleiner Streifzug durch die Geschichte der Glockeninschriften mag dies bestätigen<sup>116)</sup>. Der Gebrauch, Schriftzeichen auf die Glocken zu setzen, ist bedeutend jünger als diese selbst. Erst seit dem 14. Jahrhundert hat er sich — nach Otte — allgemein eingebürgert und zwar — ein Beweis vollkommener Technik — mit erhaben gegossenen Inschriften statt der ursprünglich in die fertige Glocke eingeritzten Zeichen; die bis zum 15. Jahrhundert gebräuchliche romanische Majuskel macht von diesem Zeitpunkt ab der gotischen Minuskel Platz, einer Schriftart, die nicht immer leicht zu lesen ist. Die deutsche Sprache verdrängt allmählich die anfangs gebrauchte lateinische, doch nicht allgemein. Wir finden die Inschriften meist um den Glockenhals oder den Rand herumlaufend, später sogar über den ganzen Glockenleib verbreitet, was diesen in demselben Maß entstellt, wie langatmige Inschriften kurzen, präzisen an Schönheit und Wert nachstehen. Der Glockeninschriften sind Legion. Sie sind berechte Zeugnisse des christlichen Glaubens, Quellen zur Geschichte kirchlicher und profaner Bauten, des Aberglaubens und der Geschmacklosigkeit, je nach der Form, in der sie uns überkommen sind und dem Zweck, den sie verfolgen. Eine äußerst charakteristische Inschrift, die alles enthält, was in solchen Inschriften vorzukommen pflegt, weist die große Glocke der Münchener Frauenkirche auf: „Susanna haif ich in Ihesus Maria vnd lukas markus matheus vnd johannes in der namen gos man mich der durchleuchtig hochgeborn furst vnd herr herr Albrecht pfalzgrave bei rein hertzog in obern und nidern pairn was stifter mir von regenspurg her pracht er mich die posen weter vertreib ich den toden peere ich hanns ernst der goß mich als man zält von gottes gepurt tausend vier hundert vnd in dem newnzigsten jar tetragramaton.“

Diese Zeilen berichten uns also von dem Namen der Glocke, von denen, in deren Namen, zu deren Dienst sie gegossen ward, wer sie stiftete, von ihrer ehemaligen Heimat, von ihrer Kraft,



die Wetter zu vertreiben, die Toten zur ewigen Ruhe einzuläuten, vom Gießen und ihrer Geburtsstunde, und das geheimnisvolle Zeichen am Schluß gemahnt an Glauben und Überglauben, denn es bedeutet den Namen Gottes, des Jehova der Hebräer (ohne Vokalifizierung geschrieben), und ihm sollen die Wetter weichen.

Wie Glockenklang zu Krieg und Frieden klingt, so spiegelt sich auch in den Inschriften Streitsucht oder Eintracht wieder. Zu der über den Bekenntnissen stehenden Auffassung gemeinsamer religiöser Aufgaben haben sich die maßgebenden Kreise bei der Wahl der Inschriften nur selten aufgeschwungen, und wenn sie auch zugeben, daß sie alle an „einem Strang“ ziehen: gerade in der Glocken-Inschrift und Benennung klaffen die konfessionellen Unterschiede oft besonders stark, ja man hat direkt die Inschrift zum Zeugnis der aufeinanderplatzenden Meinungen gemacht. Sehr Streitbar redet die Frauenglocke Jüterbogs von 1697:

„Mir gilt nicht Weyh noch Tauf, ein antichristlich Zeichen,  
Doch soll mein heller Klang zum Gottesdienst gereichen zc.  
Gott laß mich allezeit zu seiner Ehre schallen  
Und ja nicht wiederum in alten Mißbrauch fallen,  
Bis daß der Tag des Herrn erscheinet zum Gericht  
Und mit dem letzten Knall die Welt in Stücken bricht zc.<sup>116)</sup>.“

Beim Friedensfest 1871 zersprang sie „vor Freud“, und auch die neue Aufschrift ist nicht gerade das Urbild der friedlichen Duldsamkeit:

„Zu römischem Mißbrauch erst gezwungen,  
Hab' ich mit Freuden Dank gesungen  
Zum auferstandnen Gotteswort,  
Das bleibe dieses Volkes Hort!  
Als Gottes Hand uns Fried' errungen  
Nach langem Kampf, vor Freud' gesprungen  
Ist mir da Erz und Mund zugleich —.“



Auch die Inschrift einer 1727 neugegossenen Glocke im Turm Unser lieben Frau betont ausdrücklich den Wandel der Bekenntnisse:

„fracta sui divae quondam sacrata Mariae  
sed reparata uni servio **Christe** tibi.  
Tu quoties bibes aure sonos ad templa vocantes  
Dic: citor immensi judicis ante thronum.  
Aes sum, tu pulvis, sit aere perennior aedes  
Isthae et resonet laudibus usque Dei!“<sup>117)</sup>

Das Schaffhäuser Münster hat es gar von 1605 bis 1898, also fast drei Jahrhunderte erlebt, daß zwei seiner Glocken sich in ihren Inschriften als entschiedene Antipoden ausgaben, und wie friedlich klang trotz allem dem gemeinsam der Klang! Die eine, die „Schillerglocke“ mit ihrer bekannten Inschrift, die andere, die „Taufglocke“ mit der Inschrift:

„Zelo fvsā bono campanis consono priscis,  
Lvx postquam tenebras exvperasset atras.  
Fvlgvra non frango nec plango morte peremptos;  
aes ego viventes ad pia sacra vocans.“

Sie ist nun gleich ihrem interessanten Gegenstück für immer verstummt; man hat sie eingeschmolzen ins neue Münstergeläut.

Etwas profaisch, trotz der Form gebundener Rede, läßt der Glockengießer Hering in Leipzig eine Glocke in der Inschrift bekennen:

„Ich bin ja nicht getauft, vertreibe keine Noth,  
Kein Wetter, keinen Geist, ich ruf' euch nur zu Gott,  
Zu seinem heiligen Wort, zum Beten und zum Grabe,  
Wie wohl von Allem dem ich kein Erkenntniß habe.  
Seid, Christen, nicht wie ich; ich thue, was ich kann,  
Denkt ihr an euern Tod, ruft Gott von Herzen an.“

Im wohlthätigen Gegensatz tauft Schiller seine Glocke „Concordia“ und faßt ihren Zweck dahin auf:

„Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine  
Versammele sie die liebende Gemeine.“



„Halbeglocke“ oder „Taufglocke“ zu Schaffhausen (1605).

(Aus: „Die Münstererglocken zu Schaffhausen“. Schaffhausen 1899.  
Kommissions-Verlag von Carl Schochs Buchhandlung. 1 Mk.)

8\*



Da die Glocke vor allem dem Dienste des Allerhöchsten geweiht ist, so ist selbstverständlich, daß die Inschriften dieses Berufes gedenken. Doch geschieht dies selten allein, da immer noch Angaben über andere Bestimmungen der Glocke darin enthalten sind. Auf der ältesten Glocke des Freiburger Münsters von 1258 lesen wir die Worte: „Anno Domini MCCLVIII XV Klas Augusti structa est campana. O rex gloriae, veni cum pace. me resonante, pia populo succurre Maria.“ Wir sehen also den Marienkultus in engster Verbindung mit der Anrufung Gottes, der Bitte um Frieden. Die Worte „veni cum pace“ haben zu Zeiten auch eine wirkliche Sehnsucht nach Frieden auf Erden nach Kämpfen und Stürmen wider Heiden und Türken ausgedrückt.

Die Magdeburger „Susanna“ trägt die Inschrift:

„En ego campana, nunquam denuncio vana,  
Laudo Deum verum plebem voco congreco clerum.“

Also Gott zur Ehre und Gott zum Dienst hängt sie im Turm und ruft Priester wie Volk zum Lobe Gottes des Herrn. Die „Benedicta“ auf der Sebalduskirche in Nürnberg ruft ihnen zu:

„Vox ego sum vitae, voco vos orare, venite.“

„Venite, exultemus Domino, jubilemus Deo salutari nostro“ klingt das Vesperglöckchen des Freiburger Münsters darein, und eine Glocke dieses Gotteshauses trägt direkt den Namen des Erlösers: Christus. Auch das geheimnisvolle A und Q auf Glocken bedeutet wohl weniger ein kabbalistisches Zeichen als vielmehr Gott, den „Anfang und das Ende aller Dinge“. Dagegen haben wir es mit einer wirklichen zauberkräftigen Formel zu tun, wenn wir auf der Betglocke des Ulmer Münsters<sup>118)</sup> von 1453 neben den Worten: „Durch unser vrouwen er liut man mich. Hans Eger von Reutlingen goß mich. Lukas Markus Matthäus Johannes Anno di 1455“ viermal, nach Nord, Ost, Süd und West



ein Crucifix finden mit den Worten: Ananisapta, was man lange mit „Asabthani“ erklären wollte, was aber in Wirklichkeit auf einen talmudischen Namen des Messias zurückgeht.

Seit die Reformation mit Marienkult und Heiligenverehrung aufgeräumt hat, blieb für Glockeninschriften nur noch der gottesdienstliche Zweck übrig, und da die neue Lehre auch den Glockennamen, wie er früher gebräuchlich war, abschaffte, so gewöhnte man sich hier, fortan die Glocken nur nach den gottesdienstlichen oder bürgerlichen Vorgängen zu nennen, die ihr Klang begleitete, und vor allem aus den Sprüchen des Neuen Testaments Vorbilder für sie zu wählen.

Die großen Münsterkirchen weihte man ehemals gern „Unser lieben Frau“. Kein Wunder daher, wenn man den Namen der Gottesmutter auch in den Glockeninschriften findet, mit allen huldigenden Beiworten des sie verehrenden Kultus.

So steht auf der großen Glocke der Greifswalder Marienkirche:

„Ave regina celorum, mater regis angelorum,  
O Maria flos virginum, velud rosa vel lilium  
Funde preces ad filium, pro salute fidelium.“

Auf der Stundenglocke des Freiburger Münsters las man ehemals die Worte:

„Wer mich lob und mich beschau  
Den behöt unser Frau . . .“

Die Ulmer Betglocke von 1455 ist mit der Inschrift geziert (wie wir sahen):

„durch unser vrouwen er liut man mich . . .“

Auch die alte, 1847 gesprungene Mittagsglocke der Münchener Frauentürme diente zu Ehren Mariä:

„me resonante pia laudetur virgo Maria!“



und die Glocke im Dom zu Minden von 1270 hat Mariä Namen zu ihrer Eofung gemacht:

„Ecce sub hoc titulo tua dicor Saneta Maria,  
Ora pro populo, dum sono, virgo pia.“

Der englische Gruß findet sich massenhaft an Glocken aufgegossen:

„Ave Maria gracia plena!“

Neben Gott und der Jungfrau Maria durften die Namen der erprobten Streiter der Kirche, nach denen man zum Teil die Glocken benannte, in deren besonderen Schutz man sie stellte, in den Inschriften nicht fehlen. Die bekannte Münchener „Benno-glocke“ mag diesen Gebrauch belegen. Die Inschrift der Mutziger Glocke von 1350 lautet:

„In Sante Mauricien ere so lute ich gar sere —.“

Das Ausseßglocklein im Münchener Dom läutet im Dienste der heiligen Anna, der Mutter Marias, und noch auf der Kölner Kaiserglocke prangen zu Ehren des heiligen Petrus die Worte:

„Patronus qui voce mea templi atria pandis,  
Janitor et coeli limina pande simul“

über dem Bilde des Schlüsselgewaltigen.

Auch die Getreuen Christi, die Apostel, gaben das Vorbild für Glocken-Namen und Inschriften aller Art; wie der Klang ihrer Stimme des Meisters Lehre in die Welt und in die Herzen trug, so auch der eherne Mund der Glocken, die nach ihnen heißen.

Besonderer Beliebtheit aber unter den Heiligen erfreuen sich die drei Wetterherren, Kaspar, Melchior, Balthasar, deren Namen kurz und bündig an die wetterverschleichenden Inschriften angefügt werden. Diese letzteren sind schier unzählig zu nennen. Von den geflügelt gewordenen Worten: „fulgura frango“ durch



„Neue Schillerglocke“ zu Schaffhausen (1898).

(Aus: „Die Münsterglocken zu Schaffhausen“. Schaffhausen 1899.  
Kommissions-Verlag von Carl Schochs Buchhandlung. 1 Mf.)



tausenderlei verschiedene Formen für den gleichen Gedanken zu zeilenreichen Inschriften, die die Glocke und ihr Klangbereich gegen Feuer und Blitz gefeit machen sollten.

Die Stuttgarter „Guldenglocke“, so genannt, weil ihr Geläut bei Leichenbegängnissen einen Gulden kostete, zeigt folgende Inschrift:

„Ich bit dich her iheso criste am cryze fron du wellest gefengne minen  
thon das er alle ungwitter vertreib und bhiet den menschen sel vnd leib  
durch sirbit marie der muoter din dan im wiver ich gossen bin im jar 1.5.2.0.  
das geschach durch Martin Killung von Bibrach —“

Bekannt ist die als charakteristisch gern zitierte Inschrift zu St. Pauls in Tirol:

„Anna Maria heiß ich  
Alle Wetter weiß ich  
Alle Wetter vertreib ich  
In St. Pauls bleib ich.“

„Nimbus fugo“ rühmt eine andere, und die neue „Brida“ in Burtscheid stellt sich vor mit der Empfehlung: „grando mihi cedit, tonitrus fugit, ignis obedit, vocor nova brida“.

Dem heiligen Benno von Meissen wird eine besondere Kraft nachgerühmt, die von ihm geweihten Glocken gegen alles Wetter fest zu machen. Die Glocke in Biedenkopf in Hessen war gut gegen gar manches Unheil:

„dum turbor procul cedant ignis grando tonitru  
fulgur fames pestis gladius Sathanas et homo malignus,“

also eine ziemlich reichhaltige Zusammenstellung aller Übel, die neben den elementaren Gewalten den Frieden der Menschen stören können.

Aber der eiserne Glockenleib begnügt sich mit nichten, uns Namen und Schutzpatron zu nennen, sondern vergißt es nicht, rühmend den Zweck und die Vorzüge der Glocke festzustellen. Diese Selbstverherrlichung ist aber ziemlich harmlos und eine Folge der



Gewöhnung, die Glocken nicht als tote Masse aufzufassen. Harmlos ist auch der bei vielen von ihnen bezeugte Gebrauch, den Namen des Stifters und des Gießers der Nachwelt in der Inschrift zu erhalten. Man hat sich oft abfällig darüber geäußert und übertriebene Eitelkeit als Beweggrund angenommen. Was den Gießer angeht, sicher mit Unrecht. Wie jedem Künstler muß auch ihm das Recht unverkümmert zustehen, seinen Namen auf seinem Werk zu nennen. Dem Wanderer durch die Glockentuben sind die Worte:

„Durch das Feuer bin ich gegossen,  
X. N. hat mich gegossen.“

der geläufigste Ausdruck des Gießervermerks, dessen Varietäten zahllos sind, wie der Sand am Meer; wären sie uns nicht erhalten, so hätten wir keinen Einblick in die Kunst des Gießens und das Schaffen ihrer Meister, denn das gefräßige Element des Feuers, das nur an den wenigsten Kirchen ohne Schaden zu tun vorüberging, hat die übrigen Quellen, die in Rechnungen, Lieferungsverträgen sehr spärlich fließen, fast alle versiegen gemacht. Man gönne also den Stiftern, durch deren offene, wie den Meistern, durch deren kunstgeübte Hand der Guß gelang, einen Platz in den Inschriften ihrer Geschöpfe und vergesse nicht, welche Rolle bis zu Luthers Lehre die Werkstätigkeit im Leben der Kirche gespielt hat.

Außer vom Gießer erzählen uns die Inschriften auch wohl vom Guß, namentlich da, wo eine Glocke aus altem Erze neu erstand. Die Inschrift der Ulmer Schwörglocke, die länglich, einer Glockenblume ähnlich gegossen ist, bezieht sich sogar auf deren Form, indem sie lautet:

„Flos ego campana nunquam denuncio vana  
Bellum vel festum, flammam vel funus honestum.“

Die beiden ersten Worte heißen, eine im übrigen oft gebräuchliche Form, sonst stets: „aes ego“. —



So sind die Glocken mittheilfam nicht nur für das Ohr, sondern für den, der zu ihnen hinaufsteigt, in den Inschriften auch für das Auge. Freilich gibt es auch solche ohne alle Inschriften, namentlich in alter Zeit; direkten Gegensatz dazu stellt die Zeit dar, da man die ganze Glocke mit Schriftzeichen übersäte, statt kurz und bündig mit ein paar Worten das Wichtigste zu berichten. Manche freilich hielten eine vollständige Glockenchronik für nötig. So lesen wir auf der Glocke der Leipziger Nikolaikirche:

„Gegossen nach dem Bruderkrieg in Dankfestagen 1452,  
Ward ich von einer kaiserlichen Kugel zerschlagen 1633,  
Wieder gegossen trotz Krieg und betrübter Zeit 1634,  
Diente ich 233 Jahre in Freude und Leid.  
Am Sterbetag des Herrn bin ich beim Läuten zersprungen 1867  
Gott zu Preis und Ehre ist mein dritter Guß gelungen 1869.“

Auch die 1756 neu gegossene Glocke von St. Stefan in Bremen trägt ein langes, nicht eben hervorragendes Poem auf ihrem Leib.

Wie abgeschmackt aber die folgende Inschrift sich präsentiert, ist schon verschiedentlich gebührend betont worden; sie steht zu lesen auf der Pfarrkirchenglocke zu Marburg wie folgt:

„Dum sedeo taceo, quae non intelligo pendens  
Eloquor et lingua multum crepitante resultans  
Nunc te ad regna Dei, nunc ad suspendia fures  
Postulo, tunc luctum viduis, tunc gaudia sponsis  
Nuncio, jam laudes doctoris dico creati,  
Jam designo foris commercia, proelia, flammam  
Civibus et quicquid proclamo, scire necesse est.“

Herr Gott dein Wort gestreng und hefftig  
Klingt heller dann einig metall  
Würck in uns durch dein Gnadt so kräftig  
Daß wir thun deinen willen all.

Guß mich Johannes Schirnbein in Marburg  
Ao 1669 Die meuß: August:



„So lang ich sitze, bleib ich stumm,  
Doch schwing' ich mich im Turm herum,  
Und werf mein Jungen hin und her  
So ruf ich dich zu Gottes Ehr,  
Zu Predigt, Orgel und Gesang.  
Den Dieb ruf ich zum Galgenstrang,  
Den Wittwen bring ich Traurigkeit,  
Dem Bräutigam bring ich frohe Zeit,  
Auch des creirten Doctors Ruhm  
Verkünd ich in der Stadt herum.  
Zu Märkten, Schlachten und zu Brand  
Ruf ich die ganze Stadt zu Hand.  
Was man verliest bei meinem Schall  
Ein jeder Bürger wissen soll.“



Wir sehen: allmählich drängt sich auch die Angabe über Geläut zu profanen Zwecken in die Inschriften, die anfangs nur von Gott und heiligen Dingen redeten. Beides findet sich vereint in neuerer Zeit z. B. auf der Kölner Kaiserglocke, wo neben der schon erwähnten Inschrift zu Ehren des heil. Petrus sich auch die Worte finden:

„Die Kaiserglocke heiß ich  
Des Kaisers Ehre preis ich  
Auf heil'ger Warte steh' ich  
Dem deutschen Reich ersch' ich  
Daß Fried und Wehr  
Ihm Gott bescheer!“

Zur Wehr gegen äußeren wie inneren Feind erklingen auch die Glocken der Velsriede. Eine wuchtige Inschrift ziert die Glocke des Genter Turmes:

„Dese clocke die gheheeten is Noelant,  
Als men se luut ist storm int land.“



Aber im Inneren der Stadt kann noch ein Feind wüthen, gegen den es einer starken Wehr bedarf, die — zumal im Mittelalter — nur zu oft ihm machtlos gegenüber stand: das Feuer; das „freundliche Element“, dem die Glocke entsprang, wird das Verderben der Stadt und ihrer Bürger. So lag nichts näher, als beim Glockenguß alle die Wünsche, die man an die warnende Stimme der Feuerglocke knüpfte, in die Inschrift hineinzulegen. Meist wird die Flamme dann in einem Atem mit ihrer Ursache, dem Blitzstrahl, genannt und andere Äußerungen der erregten Natur, wie Hagel und Wasserflut werden hinzugefügt, wie wir bereits sahen. Eine neuerdings beliebte Form ist:

„Wir rufen zwar das Volk zusammen  
Hilf Gott nur nicht zu Feuerflammen.“

Die Glocken erklingen endlich auch, da es „zu Tode“ geht; es hat etwas poetisch Versöhnliches, daß sie dem Guten, wie dem Bösen läuten, wie die Sonne des Herrn scheint über Gerechte und Sünder. Die Breslauer Glocke im Magdalenenenturme ist wohl die bekannteste dieser Art. Sehr sinnig steht in einer Inschrift von 1851 zu Stepfershausen zu lesen:

„Läutet's vom Thurm, fahr auf erschrocken!  
Alle Glocken sind arme Sünderglocken.  
Sie rufen laut über Lebendige und Tote  
Gottes heilige zehn Gebote.  
Dann falt' Deine Hände, Herr Gott verzeih!  
Und bete, daß er dir gnädig sei!“<sup>120)</sup>

Den Schluß unserer Inschriftenschau mögen zwei äußerst gelungene machen; die eine von der großen Glocke in Camburg:

„Im Himmel schweb' ich, zum Himmel heb' ich das Menschenherz.  
Das Leben weih' ich, die Klänge leih' ich zu Freud und Schmerz.  
Zum Tagwerk weck' ich. Am Abend wink' ich zu sanfter Ruh.  
Den Säugling grüß' ich, Die Liebe führ' ich dem Altar zu.  
Zur Hülfe läut' ich, zur Andacht lad' ich der Christen Chor.  
Um Tote trag' ich, Gebete trag' ich zu Gottempor.“



Wien. St. Stefansdom. Große Glocke, gegossen 1711 aus türkischen Kanonen.



Und als nicht minder trefflich darf die Inschrift der neugegossenen großen „Oster“ von Schmalkalden bezeichnet werden, die entstand, nachdem die alte nach nahezu 300jähriger Pflichterfüllung 1847 bei einem Trauergeläute zersprungen war<sup>121</sup>):

„Stumm ein entschlafener Schwan, so harret ich vergessen der Zukunft,  
Ach mich beseelte kein Klang, grüßte kein festlicher Chor.  
Doch da erglühete die Brust mir in läuternder Flamme Umarmung  
Herrlich aus Asche und Gluth rang ich verjüngt mich empor.  
Wieder ertönt wie zuvor mein erhebender Ruf der Gemeinde  
Klagt zu der Weinenden Leid, jauchzt zu der Jubelnden Glück  
Weckt in den Tiefen der Seele das Weh nach Himmlischer Heimath  
feiert die Tage des Herrn, heiligt die weltliche Lust.  
Dir aber, gläubiger Christ, Dir sei ich ein mahnendes Sinnbild,  
Herrlich aus irdischer Nacht steigst du wie ich einst zum Licht.

Gegossen von Robert Mayer in Ohrdruff.

1555

sah mich entstehen,

1847

sah mich untergehen,

1882

sah mich neu entstehen.“



Doch nicht mit Schriftzeichen allein ist eine Glocke verziert. Von der ursprünglich glatten, ganz schmucklosen Form kam man bald auf Verzierungen aller Art. Zunächst umzogen Stäbe, Kränze, Blätter oder Laubgewinde den Glockenhals. Zu ihnen gesellte sich bald das Kreuz, als Symbol des Christentums und als Teilzeichen zwischen den einzelnen Worten der Inschrift beliebt. Dem letzteren Zweck dienen auch eingegossene Münzen und Medaillen, eine Art Huldigung vor denen, deren Namen oder Bildnis sie trugen, und die sich als Stifter oder Patrone verdient gemacht hatten. In allen Stufen der künstlerischen Vollendung präsentieren sich Relief-Bilder von Heiligen, dem



gekreuzigten Christus und andern religiösen Darstellungen. Die weltlichen Großen stellen ihr Wappen zum Zierat der Glocke. Auf der großen Glocke des Stefansturms in Wien erblicken wir den heiligen Josef, von Engeln mit allerlei Handwerkszeug umgeben, darunter die Wappen der Königreiche Böhmen und Ungarn und die Inschrift berichtet, daß Josef, der römische Kaiser, sie gießen ließ. Auf der entgegengesetzten Seite prangt das Bild der Jungfrau Maria mit Wappen und einer Huldigung, daneben das Bild des heiligen Leopold. Im Laubgewinde des Glockenrandes ist Platz genug, die Geschichte der Glocke einzugießen.



Aber zu dieser Geschichte einer Glocke gehört mehr als die Daten, die wir über Guß, Gießer und Geburtsjahr in den Inschriften verzeichnet finden. Von der Geschichte kommt die Überlieferung, und zumal bei Glocken, leicht in das Gebiet der Geschichten, sagenhaften Märlein, die vor der Kritik verschweben wie der Ton des Erzes vorm Ohr und doch den bezaubernden Klang mit ihm gemeinsam haben.

Gewissermaßen den Übergang von Wirklichkeit zur Dichtung und Sage bilden die öfters wiederkehrenden Erzählungen von den von selbst läutenden Glocken, die teils historisch, teils erfunden sind.

Wie wir sahen, ist es keine leichte Arbeit, die großen Glocken zum Läuten zu bringen. Gewaltig müssen daher die Naturerscheinungen sein, die die ehernen Riesen tönen machen, ohne daß Menschenhand den Strang berührt. Als am 5. August 1728 ein Erdbeben den Straßburger Münsterturm in den Grundvesten erschütterte und das Wasser aus den Tonnen der Plattform weit hinaus schleuderte, fingen auch die Glocken an zu läuten — von selbst. So hören wir auch, daß am 8. September 1601 um Mitternacht ein Erdbeben Heilbronn<sup>122</sup>) heim-



suchte und dabei das kleine Schlagglöckchen unter dem „Männle“ zum Läuten brachte, ein Vorgang, der sich 18 Jahre später wiederholte. Auch bei Turnbränden erzählen die Chroniken von von selbst läutenden Glocken, wenn diese berstend in des Feuers Glut hinabstürzen.

Waren es so natürliche Ursachen, die Elemente, so suchte der Mensch, besonders der mittelalterliche, bald übernatürliche Veranlassung und auch hier öffnete er der Phantasie und Sage Tür und Thor. Was lag auch näher, als anzunehmen, daß die göttliche Vorsehung sich des metallenen Mundes zur Warnung bediente vor Dingen, die Menschen nicht voraussehen konnten? So läuten vielfach in der Sagen Geschichte die Glocken von selbst und künden Unheil an, das Land und Stadt bedroht, oder aber sie sind der Ausdruck der Gerechtigkeit, des Gewissens. Dann klingen sie dem Gerechten, dem menschliche Kurzsichtigkeit und Unduldsamkeit das Totengeläut versagt, ins Grab, oder die Armesünderglocke tönt beim Tode eines „scheinbar“ Achtenswerten, eines Wolfes im Schafspelz, wie die Dichtung: „Die Glocken zu Speyer“ zeigt. Eine Art Dankespflicht meint der Volksglaube zu erfüllen, wenn er die Glocke tönen läßt beim Heimgang des Meisters, der sie erschuf, sei es als letzten Abschiedsgruß, sei es als letzte Anklage. Als am 9. Dezember 1712 Meister Johann Nchamer, der Gießer der großen Wiener Stefansdomglocke starb, tat sein Werk von selbst einen gewaltigen Schlag der Trauer um den toten Schöpfer. Auch die Kollegin im unausgebauten Turm soll 1659 und 1688 von selbst geklungen haben „ohne einige Bewegnuß“ des Klöppels, der zerbrach, während ein Gespenst in einem von einem dreibeinigen Pferde gezogenen Schlitten auf dem Platz vor dem Turm sein Unwesen trieb<sup>123</sup>). Gellend wie Anklage aber klingt es dem Volk, wenn die Glocke heult, um Unredlichkeit des Meisters an den Tag zu bringen, sei es, daß er mit Teufels Macht den Guß vollbracht oder schlechtes Glockengut verwendet hat.



Aber man begnügte sich nicht damit, die Glocke zu beleben, ihr Ahnungsvermögen und Pietät beizulegen. Im hohen Glockenturm, im Klangdurchschwirrtten Halbdunkel steht die Wiege einer Reihe von Sagen<sup>124)</sup>, Gebilden der von Ort und Tönen mächtig angeregten Phantasie, die uns überall und in den verschiedensten Formen begegnen und wie die Patina auf dem ehernen Leib zu alten Glocken gehören. In Sinnrätseln beschäftigen sie den Volkswitz; da wird die Frage gestellt:

„Es ist ein Speis', die Niemand isst,  
Es ist getauft und doch kein Christ,  
Es hat ans Stehlen nie gedacht  
Und hat's zum Hängen doch gebracht.“

Und gleiche Antwort erwartet die folgende Frage:

„Ich liebe nur die steilen Höhen,  
Ich niste dort mich immer ein;  
Doch selten nur wirst Du mich sehen,  
Denn ich mag gern verborgen sein.

Ich rede laut in jeder Zunge,  
Du findest mich in jedem Land,  
Mir fließt die Rede stets im Schwunge,  
Im Fluge mach ich sie bekannt.

Ich rufe dich zu Himmelsfreuden,  
Ich leite dich zur Tugendbahn:  
Doch auch den Tod und schwere Leiden  
Zeigt meine Stimme oftmals an.

Ich ward getauft an heil'ger Stätte,  
Dort segnet mich der Priester ein;  
Daß ich in Noth dich schütze, rette,  
Nun sprich, wie soll mein Name sein?“<sup>125)</sup>

Das Volk hängt an seinen Glocken und legt ihnen eine gleiche Anhänglichkeit bei. Darum rühmt es ihnen auch rührende Heimatsliebe nach. Da nun aber im Mittelalter nicht alles eitel



Gefühl war, sondern auch kluge Berechnung eine große Rolle spielte, so sind wir wohl berechtigt, einen plausibelen Grund für die Entstehung dieser Sagen in der Welt der Wirklichkeit zu suchen. Was man mit großen Kosten und vielem Schweiß zur Turmeshöhe gebracht hatte, galt es vor räuberischer Wegnahme, die in früheren Jahrhunderten wahrlich nicht selten war, zu schützen. Da half die Sage aus. Sie dichtete den Glocken eine große Abneigung gegen den Transport an, es sei denn, daß sie, nachdem das Glockenseil hochgezogen ist, am Charfreitag nach Rom fliegen, „um Weck und Kuchen zu essen und Milch zu trinken“. Denn so deutete die Kinderwelt ihr Verstummen vor Ostern. Gegen unredliche Gießer suchte man sich zu schützen, indem man austreute, man merke am Klang alsbald den Betrug. Daß die Kirche über nicht von ihr gebilligte Verwendung von Kirchenglocken zu weltlichen Zwecken wenig erfreut war, läßt sich begreifen; sie haute vor, indem sie auch die Glocke „vor Empörung“ nicht tönen läßt. Aktiven Widerstand erfuhren die guten Ulmer, — so will die Sage — als sie eine Glocke vom Kloster Sulmendingen auf ihr Münster holen wollten. Denn als der Transport über die Riß ging, stürzte sich die Glocke mit den Worten:

„eh ich mich ins Münster häng,  
ich mich in der Riß ertränk“

ins Wasser hinein.

Überhaupt bringt die Phantasie des Volkes die tönende oder stumme Glocke in zahllosen Varianten mit diesem feuchten Elemente in Verbindung, zumal da, wo Meer, See oder Tümpel in Lage, Farbe oder Tiefe den Beschauer unheimlich anmuten. Wie er dort unten ganze Städte vom gurgelnden Schlund hinabgezogen wähnt, so läßt er auch Glockenklang in der Tiefe erschallen. Die versunkenen Glocken läuten ihm dumpf und bang, in Donner und Sturm, wo der nüchterne Beobachter nur Windes-



geheul und Grollen des Wetters heraushört. Kein Wunder, wenn der Ubergläubische solchen Klang für wenig Gutes verheißend ansieht und ihn mit Vorliebe um die Mitternachtsstunde ertönen läßt. Aber auch sonst treffen wir vielfach Geräusch in der Natur mit Glockenklang identifiziert, besonders bei



Wien. St. Stefansdom. Helm der großen Glocke von 1711.

Waldeswehen und -rauschen. Aber ob die Glocke nun in der Erde oder im Wasser versunken ruht, eine rührende Anhänglichkeit hat sie sich bewahrt; sie klingt mit, wenn die im Turm gebliebenen Schwestern läuten, und läutet Sturm, wenn der Heimat Gefahr droht. Mitunter ist es gerade die Heimat, wo man zum Schutze vor drohender Gefahr sie vergräbt, versenkt, oder die



Glocke fliegt selbst, wie die Sage will, beim Brande des Turms von dannen. Gestohlene und verborgen gehaltene Glocken läuten zur Aufdeckung des Diebstahls oder werden von Tieren ausgewählt. Daß der Satan auch im Glockenturm spukt, wundert uns nicht, und daß ihm dabei die ungeweihten Glocken schutzlos preisgegeben sind, ebensowenig. Machtlos dagegen ist er den geweihten gegenüber, er wie alle seine Konsorten, Gespenster, Hexen, überhaupt die zerstörenden Elemente, Riesen, Gnommen, Geister und Zwerge. Da man ehemals Krankheiten als eine Befessenheit vom Teufel ausgab, so folgt ganz logisch daraus, daß Glockenklang auch als dagegen wirksam angesehen wurde und die Gesundheit der Menschen, das Wachstum von Pflanzen befördernd galt. Darum legte man gerne Saatkörner unter Glockengeläut in die Erde, Kinderlose erhofften von der Berührung des Glockenseiles Kindersegen und Kranke Genesung.

Eine eigenartige Sage wird von der Kunigundisglocke des Bamberger Domes erzählt: Kaiser Heinrich II. und seine Gemahlin Kunigunde hörten einst in der Ferne die von ihnen in den Bamberger Dom gestifteten Glocken klingen. Da bedünkte es den Kaiser, als ob die von Kunigunde geschenkte heller und schöner klänge, und das verstimmt ihn. Die Kaiserin, fährt die Sage fort, dies bemerkend, hätte alsbald den Ring von ihrem Finger gezogen und ihn in der Richtung des Domes in die Luft geschleudert. Im nämlichen Augenblick änderte sich der Klang der Glocke und wurde tiefer. Als man dann nach dem Grund forschte, ergab sich, daß der Ring ein Loch in die Glocke geschlagen hatte, zu der ihn Zauberkräfte trugen. Man fand ihn unter ihr liegend vor.

Von einer wahrscheinlicheren Fernwirkung des Glockenklanges weiß die Hildesheimer Jungfernglocke zu erzählen<sup>120</sup>). Sie soll einst einer im Walde verirrtten Jungfrau den Heimweg gewiesen und diese zu einer Stiftung als Ausdruck des Dankes bewogen haben, nach der allabendlich von Michaelis bis Ostern, um



acht Uhr die Glocke geläutet werden sollte. Diese hing vordem auf dem „Kehrwieder“ genannten Festungsturm und kam dann auf die Lambertikirche, und der Läuter erhielt alljährlich für seine Mühe „einen Schuh und einen Gulden“. Auch eine Stiftung für das Silberglöckchen auf der Stuttgarter Stiftskirche gehört dahin, die im Anfang des 17. Jahrhunderts von Sybille Elisabeth, der Tochter des Herzogs Friedrichs I., gemacht worden sein soll, zum Geläut, Sommers um Mitternacht, Winters um 9 Uhr, um Verirrten den Weg zu weisen, so wie die Stifterin selbst auf der Jagd durch Glockenklang den verlorenen Weg wiederfand<sup>127)</sup>.

„Da hörch! Da hörch! Herauf vom Thal das silberne Glöcklein erklinget zumal,  
Und freudig folgen die Frauen dem Ton und sind am Saume des Waldes schon.“

Und ebenso poetisch verwertet ist die die gleiche Glocke umwebende Sage, wonach jene ein Burgedelfräulein aus Trauer über den Verlust ihrer Mutter 1347 gestiftet hätte, von Gerolf in seinem „Letzten Strauß“, wo das Fräulein dem Glockengießer ihre silbernen Kostbarkeiten gibt mit den Worten:

„Wägt's, Meister Kurz, mir und gießt davon  
Ein silbernes Glöcklein mit silbernem Ton  
Und hängt's auf die Burg mir zu oberst im Turm,  
Daß weit man's vernehme durch Nacht und durch Sturm.  
Das Fräulein läutet mit eigener Hand  
Und kläglich klingt's übers nächtliche Land . . .  
Es jammert so schrill und wimmert so fein,  
Als ob ein Kind um die Mutter wein' . . .  
Und als man die Burg berannt und verbrannt,  
Das Glöcklein fand man in Schutt und Sand,  
Sie brachten's hernieder zur Kreuzkapell',  
Da klingt es vom Kranze des Turmes so hell<sup>128)</sup>.“

Also wirklich „reiches Geranke der Volks-sage“ um dies eine Glöckchen!

In Schmalkalden knüpft sich an die Errettung eines Verirrten durch Glockenklang ein merkwürdiger Brauch. Ein vom

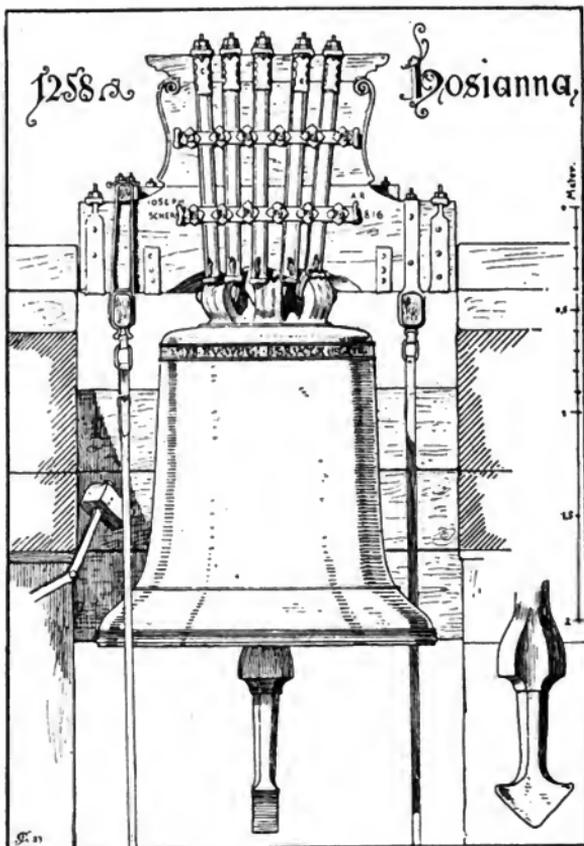


Volk allgemein der „Mostmärten“ getaufter Reisender soll verirrt durch den Klang der „großen Oster“ auf der Schmalkaldener Stadtkirche den Weg gefunden und zum Dank eine Stiftung gemacht haben, wonach am 10. November unter den Klängen der Glocke an Hoch und Niedrig Most ausgeteilt wurde, weshalb auch der Glockenklang gedeutet wurde: „Hol Most, Hol Most!“ Den Grund der Sage zu finden, dürfte nicht leicht sein, da festgestellt wurde, daß mehrere Legenden durcheinandergeworfen worden sind<sup>129)</sup>.

Zahlreiche andere Erzählungen von Verirrten, denen die Glocken den rechten Weg gewiesen haben, finden sich vor, teils erfunden, teils wirklich Vorgekommenes berichtend.

Doch genug von Sage und Legende. Wir werden sehen, daß auch die Glocken nicht nur im Reiche der Phantasie hängen, sondern der Wirklichkeit dienen, vergänglich wie alles Irdische, und daß auch von ihnen das Wort gilt: „hart im Raume stoßen sich die Sachen!“

Unter den Wünschen, mit denen man die Glocke in den Turm gehängt hatte, stand wohl obenan der, sie möchte nur glücklichen Menschen läuten und zwar eine recht lange Zeit. War der erste der Wünsche fromm zu nennen, mit Rücksicht auf den ewigen Wechsel von Freude und Leid im Leben, dessen Ereignisse ihr Klang ja begleiten sollte, so stand der Erfüllung des zweiten nichts im Wege, und wie oft er sich verwirklicht hat, zeigt uns eine Musterung der Glocken recht deutlich. Wir treffen eine ganz stattliche Reihe unter ihnen, an denen Jahrhunderte fast spurlos vorübergingen, es sei denn, daß die ihren Leib überziehende Patinaschicht als Zeichen bedenklichen Alters aufgefaßt würde, während sie in Wirklichkeit ein die Klangwirkung in keiner Weise beeinträchtigendes Merkmal vieler alter Glocken ist und in deren Altersbestimmung eine große Rolle spielt. Wenn wir aus dem Heer ehrwürdiger Glocken nur die mustern, die auf den hervorragenderen Dom- und Münster-



Glocke des Freiburger Münsters „Hosianna“ von 1258.  
 (Aus: „Zeitschrift des Breisgauvereins Schauinsland“. Freiburg i. Br. X [1883].)



Kirchen Deutschlands hängen, so dürfte die Seniorin wohl im Glockenstuhl des Domes zu Minden sein, wo sie seit 1252 ihres Amtes waltet. Nach ihr folgt das Freiburger Münster mit seiner nur 6 Jahre später gegossenen „Hosianna“ von 1258, einer der ältesten datierten Glocken Deutschlands überhaupt. Älter ist sie wohl auch als der Turm, da wir vermuten müssen, daß sie vor dessen Vollendung bereits im Vierungsturm hing, ehe sie das Heim bezog, das sie noch jetzt bewohnt.

„Von dem hohen Münferturme  
Tönt die Glocke weit hinaus,  
Ruft mit tiefem, erstem Klange  
Gläubige zum Gotteshaus.

Tausende und Ubertausend  
Lauschten ihrem vollen Ton,  
Länger als sechshundert Jahre  
Ruft die alte Glocke schon.

Ach, was hat sie schon erlebt  
Dort auf ihrem luft'gen Sitz:  
Feuersbrunst und Wasserfluthen,  
Schwere Wetter, Sturm und Blitz.

Grimme Zwietracht der Parteien  
Aufruhr, Mord und wilden Streit,  
Sieger sah sie — und Besiegte  
In der langen, langen Zeit.“<sup>180)</sup>

(Geres 1883, 1. Jan., Schwaibslund 1883, 1 f.)

Wahrlich eine lange, lange Zeit, die wir erst ganz ermessen, wenn wir das Alter der Glocke in Beziehung setzen zu irgend einem längst verflossenen Ereignis, das sie, damals schon betagt, mit ihrem Klang verkündete. Es ist wohl nicht übertrieben, wenn man behauptet, es erfülle jeden mit Ehrfurcht, wenn er da liest: „Anno Domini MCCLVIII. XV. Klas. Augusti structa est campana.“ So hat sie ihre 600 Jahre treu gedient und noch heute erklingt sie freitags um 11 Uhr, Donnerstags abends zur „Angst“ und am



Samstag abends zum Gebet für die Verstorbenen. Und wie viele aus dem Bereich ihres Klanges sind schon gestorben, seit sie tönt! Im Jahre 1842 verlor sie in der jüngeren Schwester, der Predigtglocke von 1281, die letzte Gefährtin aus alter Zeit. Diese wanderte damals, nachdem sie schon 1826 gesprungen und dienstuntauglich geworden war, in den Schmelzofen; das Streben nach einem harmonischen Geläut verlangte, was der Altertumsfreund, wenn ihm der Türmer das neue Geläut zeigt, als Mißklang empfindet. Tröstend ist ihm wenigstens, daß noch andere wie er es bedauern, und ein Einwand gegen das Einschmelzen, ein gutes Wort für die Erhaltung mutet ihn sympathisch an. Als man nämlich den Klang tadelte und neue helltönende Glocken vorzog, sagte ein Freund der Predigtglocke: „Wer so lange treu gedient hat, hat wohl ein Unrecht darauf, im Alter heiser zu werden!“ — An diese Veteranen des 13. reihen sich jüngere, dem 14. Jahrhundert entstammende an: die Regensburger Predigtglocke, die Pringglocke von St. Stefan in Wien und die große Glocke von St. Lorenz in Nürnberg. Uebermals ein Jahrhundert später schlug die Geburtsstunde einer größeren Reihe von Glocken, wie die der berühmten Erfurter, der Schaffhäuser, der Kölner „Preziosa“ und „Speziosa“ u. a. m., die nun auch schon bald ein halbes Jahrtausend dienen.

So meint man wohl, den unverwüßlichen Glocken sei immer ein hohes Alter sicher beschieden. Allein — es geht oft damit, wie mit besonders kräftigen Menschen, von denen man sagt, ein kleiner Anstoß, der dem Schwächeren nicht geschadet hätte, bringe sie zu Schaden und Fall. Oft bedarf es nur einer Kleinigkeit, den ehernen Riesen, den eine Reihe kräftiger Arme kaum aus seiner Ruhe bringen kann, zu verderben oder dauernd dienstuntauglich zu machen. Eine unbedeutende, zuweilen durch Turmneigungen bedingte Verschiebung der Auflage im Stuhl, Temperaturwechsel, unverständiges oder zu lang andauerndes Geläut u. a. m. genügt dazu. Das bestätigen uns die Glockenchroniken. So



sprang z. B. im Jahre 1519 die große Marienglocke des Straßburger Münsters, kaum ein halbes Jahr nach ihrer Indienststellung bei großer Winterkälte, obwohl man ihr einen leichteren, sogenannten „Winterklöppel“ gegeben und so eine häufig gebrauchte Vorrichtung nicht außer Acht gelassen hatte. Auch ein bei läutenden, Schulknaben beliebter Witz, eine Kappe in die schwingende Glocke, zwischen sie und den anschlagenden Klöppel zu werfen, ist ein gefährliches Experiment. Gar nicht selten ist das Trauergeläut für andere, besonders für Fürsten und hohe Herren, der übermäßig angestregten Glocke zum eigenen Grabgeläut geworden. Als Beispiel mag die 1840 umgegossene Glocke auf der Elisabethkirche zu Marburg durch ihre Inschrift reden:

„Bei einem Klagegeläut um einen Kaiser sprang ich  
1792,  
Des Meisters Henschels Kunst und Glut bezwang mich,  
Und neuen Klang und schönere Form errang ich.“<sup>131)</sup>

So viel von solchen, die im Stuhl sterben! Nicht jeder freilich ist dies Los beschieden. Gar manche schon mußte, ob alt oder jung, die Glockenstube verlassen, sei es friedlich, sei es der Gewalt der Menschen oder der in den Elementen erregten Natur weichend. Da sind ferner die, die aus irgend welchen technischen oder musikalischen Gründen wieder in den Schmelzöfen des Meisters, von dem sie stammen, wanderten, um schöner, größer und reiner aus der Glut zu erstehen. Man hat sie nun freilich nicht immer ebenso behutsam hinabgeleitet, wie man sie ehemals hinaufbrachte; wo es anging, ließ man sie an Seilen hinab, was indes recht kostspielig sein konnte. Daher hat man, zumal aus Sparsamkeitsgründen, sie auch wohl einfach hinab- oder hinausgeworfen oder sie in Stücke geschlagen (die begierig von den Einwohnern gesammelt wurden, um aus der Masse Ringe zu fertigen) und diese hinuntergeschafft, eine Arbeit, die übrigens auch mehr Zeit und Arbeitskraft benötigte, als wir so obenhin glauben sollten. Über



auch Glocken haben harte Schädel und Launen. Hier und da tun sie der Gemeinde nicht den Gefallen, in Trümmer zu gehen, sondern fallen glücklich und unverfehrt von Turmeshöh' herunter.

Welche Verheerungen Kriegszeiten unter den Glocken angerichtet haben, vor allem durch ihre gewaltsamen Mittel, die Kanonen, wird durch die Orts- und Kirchenchroniken nur zu oft berichtet. Es kommt uns vor wie eine Art Geschwisterkrieg zwischen den ehernen Gebilden, die oft derselbe Meister schuf. Denn sehr häufig finden wir Glockengießer und Stückgießer in einer Person vereint. Dazu hat wohl die Verwandtschaft der Tätigkeit, aber auch der Umstand beigetragen, daß der Glockenguß allein nicht überall genug abwarf, obwohl man sich da und dort vom Rat das Privilegium alleiniger Ausübung des Gusses verschafft hatte. So entstanden die tönenden Friedensboten und die dröhnenden Feuerschlünde der Geschütze verschwistert im gleichen Raum, von derselben Hand. Ja, was noch merkwürdiger ist: sie gehen ineinander über. Glocken werden zu Kanonen und Kanonen wieder zu Glocken. Ein seltsamer Kreislauf, die Berührung der schroffsten Gegensätze.

Bei den Bremer Bürgerunruhen im Jahre 1530 nahm man von 4 Kirchtürmen die Glocken herunter, um sie einzuschmelzen. Den Magdeburgern wird im Schmalkaldischen Krieg eine besondere Fertigkeit nacherzählt, ihre Glocken zu Geschützen umzugießen, und im 30 jährigen Krieg geschah ein Gleiches in mehr denn einem Fall.

Die Revolution von 1789 hauste furchtbar unter den Glocken.

Eine Kanonenkugel soll es gewesen sein, die dem großen Roland in Gent den Todesstoß gab. „Als Ausdruck der Macht der Gilden hat die berühmte Glocke jene nicht überleben dürfen.“<sup>182)</sup> In anderen Fällen waren Glocke und Kanone auch wohl friedliche Nachbarn. Im Bremer Ungariturm stand z. B. ein Geschütz, „die Schlange“, die nach Kohls Mitteilungen schon 1547 bei der Belagerung Bremens durch Kaiser Karl V. diente, auch wohl in Friedenszeit Freudenböller abgab. Sie ragte durch eine



Schießcharte ein wenig aus dem Turm heraus und soll angeblich zum letzten Male beim Einzug Erzbischofs Heinrichs III. sich haben hören lassen. Der Turm scheint die Belastung nicht vertragen zu haben: er wurde rissig, und die Schlange verschwand von seiner Höhe.

Daß Kanonen zu Glocken werden, dafür haben wir in neuester Zeit die besten Belege. Denn ebenso wie die 1711 gegossene Glocke für St. Stefan in Wien aus 180 eroberten türkischen Kanonen 330 Zentner Metall zugeführt erhielt, so wanderten aus den im deutsch-französischen Krieg von den Deutschen erbeuteten Geschützrohren auf Befehl Kaiser Wilhelms I. 22 französische Kanonenläufe in den Schmelzöfen, um in der Kaiserglocke des Kölner Domes neu, zu höherem Berufe zu erstehen. Auch für die Frankfurter Glocke schenkte der Kaiser Metall im Gewicht von 13000 Kilogramm, und sein Enkel für die des Naumburger Domes 14 Kanonen mit ca. 120 Zentnern Geschützbronze.

Bleibt auch vielfach der Turm bei allen Glockenzerstörungen unverfehrt, so kam es natürlich auch vor, daß man von den Glocken sagen konnte: Mitgehangen, mitgegangen! Der einstürzende Turm verliert fallend seine Sprache; die Glocken, unter den Trümmern begraben, verderben. Sie brechen hinab, wenn Feuersglut das Gebälk des Stuhles zum Wanken bringt, oder rinnen in glühendem Strom geschmolzen den Turm hinunter: ein trauriger und gefährlicher Vorgang, weil die glühende Glockenspeise den Brand auch in Teile trägt, die vielleicht noch von den Flammen unberührt waren, und die Lösarbeiten vereitelt oder erschwert. Man lese, um nur ein Beispiel zu erwähnen, von den Mainzer Dombränden<sup>183)</sup> der Jahre 1767 und 1793, oder höre von dem genau 100 Jahre später, 1867, die Glocken des Frankfurter Domes verheerenden Brand, nach dem 5000 Kilogramm geschmolzenes Glockengut mit Schlacken untermischt zum Neuguß aus dem Schutt herausgeholt wurden.





So haben wir nun bei unserer Umschau im Glockenstuhl eine glänzende Erläuterung der herrlichen Worte Schillers gefunden:

„Dem Schicksal leihe sie die Zunge;  
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,  
Begleite sie mit ihrem Schwunge  
Des Lebens wechselvolles Spiel.  
Und wie der Klang im Ohr vergehet,  
Der mächtig tönend ihr entschallt,  
So lehre sie, daß nichts besteht,  
Daß alles Irdische verhallt.“

Noch erübrigt uns, auch der nicht minder schön bezeichneten Verwendung der Glocke zu gedenken:

„Und stündlich mit den schnellen Schwingen  
Berühr' im Fluge sie die Zeit.“

Hing einmal eine Glocke im Turm, so währte es nicht mehr lange, bis man an ihr die Stunden schlug. Man begnügte sich ursprünglich, die Zeitangaben dem Ohr vernehmbar zu machen, was freilich nicht öfters als höchstens alle Viertelstunden der Fall sein konnte. Die dabei benutzte Glocke blieb, wenn sie lediglich dem Zwecke des Stundenschlagens dienen sollte, ohne Klöppel, da das Anschlagen mittelst eines Hammers geschah und noch geschieht. So war z. B. die große Uhr- oder Meßglocke des Frankfurter Domes bis zum Jahre 1767 bloß zum Schlagen eingerichtet. Im Magdeburger Dom treffen wir die bekannte „Schelle“<sup>184</sup>), 80 Zentner schwer, klöppellos und nur zum Schlagen der Viertel bestimmt. Die eigentliche Uhr war ehemals die Sonnenuhr, die zwar durch die Räderuhr außer Gebrauch gesetzt, aber keineswegs gänzlich verdrängt worden ist. Wir finden eine solche z. B. noch auf dem Straßburger Münster über dem Eingang in die Pyramide und erfahren, daß nach ihr die Mittagszeit reguliert und bestimmt wird. Auch an dem Freiburger



Münster, dem Regensburger Dom, in Landshut, in Wien am St. Stefansturm finden wir Sonnenuhren vor.

Als aber im 11. Jahrhundert die Räderuhren<sup>185)</sup> und allmählich auch die Schlagwerke aufkamen, war es bald für die Domkapitel oder die Bürgerschaft eine Ehrensache, eine möglichst gute, weithin hör- und erkennbare Turmuhr zu besitzen, denn da nicht wie in unseren Tagen fast jeder seine Taschenuhr besaß, war die große Turmuhr der gemeinsame Zeitmesser der ganzen Bürgerschaft, und daher hat sich auch bis in die Neuzeit der Brauch erhalten, die Domuhr als eine Art von Normaluhr anzusehen. Die eigentliche Zeit der ersten großen Turmuhranlagen für Deutschland ist das 14. Jahrhundert. Sind auch die alten Werke längst dahin, zum alten Eisen gewandert, so ist uns doch Nachricht von diesen Uhren überkommen, zum Teil durch Inschriften der Schlagglocke belegt. So steht auf der Magdeburger „Schelle“ zu lesen: „Ave Maria gratia plena in nomine domini amen MCCCXCVI. completum est orologium istud.“ In Breslau ließ sich 1368 das erste Schlagwerk vernehmen. Zwei Jahre später folgte Straßburgs Münster nach, 1395 Speyer, bald darauf Augsburg u. a. m. Auch hier wird sicherlich der Ehrgeiz eine nicht zu unterschätzende Rolle gespielt haben; die andere Stadt sollte nichts Schöneres und Besseres haben: beim großen Schützenfest, das 1490 in Landshut stattfand, gewahrten die Vertreter der Nürnberger am Martinsturm eine Uhr, die alle Viertelstunden schlug<sup>186)</sup>. Sofort faßten sie den Entschluß, eine gleiche Uhr für Nürnberg auf dem Sebaldsturm zu errichten nach dem Landshuter Muster, wie eine Inschrift besagt.

Man darf sich nun unter diesen ursprünglichen Turmuhren mit nichts ein Wunderwerk der Uhrmacherkunst vorstellen. Die Uhrmacher gehörten in der Zunftorganisation zu den Plattschlossern, und das gibt schon zu denken. Die Werke liefen Eisen in Eisen, was aus magnetischen Gründen den Gang nicht förderte, und so kann man wohl begreifen, daß ein Sprichwort entstehen



konnte: „Er ist wie die Turmuhr, die geht wie's ihr gefällt.“ Tägliche Abweichungen sollen bis zu  $\frac{3}{4}$  Stunden gegangen sein, ein mühsames Aufziehen war morgens und abends erforderlich. Die Uhren hatten oft auch einen achtsündigen Gang, wurden dann morgens und mittags aufgezogen und standen bei Nacht still. Die Bestellung des Unterküsters Johann Brinkmann bei St. Katharinen in Hamburg bestimmt 1651, daß er Werktags um  $\frac{1}{2}$  5, Sonntags um  $\frac{1}{2}$  4 Uhr auf den Turm steigen, die Zeiger stellen mußte und die Uhr schlagen ließ, nach Maßgabe der Zeit auf der Uhr von St. Nikolai. Ustdann mußte er die Betglocke läuten. Später hatte die Katharinenturmuhr 36 Stunden Gangzeit, und zur Regulierung der Mittagszeit diente ein Schlit in der Wand, in dem das Sonnenlicht die Mittagsstunde angab. Endlich seit 1850 bestimmt die Normaluhr der Sternwarte den Gang. Die alten Werke hatten enorme Dimensionen und waren, da man Kasten nur in sehr primitiver Form kannte und baute, den schädlichen Einflüssen der Temperatur, dem Staub und Schmutz wehrlos preisgegeben. Eine möglichst sichtbare Uhr war das Streben der Gemeinde. Ein oder mehrere Zifferblätter, je größer je lieber, wurden oben am Turm angebracht. Die Uhrscheibe des Hamburger Jakobitürms z. B. bestand aus 24 zusammengesetzten kupfernen Platten und wog — nach Faulwassers Angaben — 99 Pfund. Auf die Vergoldung mußte man 2100 Blatt Gold verwenden, und als das Werk fertig war, ergab sich, daß die Uhrscheibe von unten gesehen zu klein erschien, weswegen der Meister Cönnies ficken noch einen zwei Ellen breiten Rand um das Zifferblatt herum malen mußte<sup>137</sup>).

Auf den Zifferblättern bewegte sich wohl ein Riesenzeiger herum; wir sagen, ein Zeiger, da es ursprünglich wirklich nur einer war, der die Stunden angab, und riesig darf man seine Maße getrost nennen, die man stolz prahlend bei manchen Türmen in natürlicher Größe abgebildet hat. So in St. Martin zu Landshtut, in München, wo wir aus den im Turm an



der Wand vor der Wächterstube abgemalten Ziffern und Zeigern der Turmuhr ersehen, daß das Zifferblatt 16 Fuß groß, eine Ziffer deren  $3\frac{1}{2}$  lang ist, und daß darüber hin 6 und 7 Fuß lange Zeiger gleiten. Die Wiener alte Uhr am Stefansdom hatte folgende Maße: ein beinahe 4 Meter hohes Zifferblatt, der große Zeiger maß 2 Meter, die Ziffern 0,6 Meter. Den Zeiger der ehemaligen Mainzer Domuhr treffen wir im Kreuzgang aufgehängt. Derartige Angaben und Veranschaulichungen finden wir öfters, und häufig hat man so auch den Umfang der Glocken dargestellt. So war in Köln ehemals am Eingang zum Glockenturm die Peripherie der zwei größten Glocken eingehauen, und ähnlich soll in Erfurt ein Rundfenster im Dom den Umfang der „Susanna“ benannten Glocke getreulich wiedergegeben haben.

Der große Zeiger hatte es ehemals bequemer als jetzt, er brauchte sich alle 24 Stunden nur einmal herumzudrehen, denn man zählte früher von abends nach Sonnenuntergang bis zum nächsten Tag um die gleiche Zeit 24 Stunden durch. Dafür hatte die Uhr Glocke um so mehr zu tun, und nicht weniger als 300 Schläge ertönen zu lassen ohne die Halben- und Viertelstunden. Die Reformation hat diesen Gebrauch — gottlob — abgeschafft, denn man denke sich das Nachzählen bei ohnedies langsamem Schlagen der Turmuhr! Man setzte zwei Kunden zu 1—12 an die Stelle. So verordnete es z. B. der Breslauer Rat im Jahr 1580.

Das Uhrgewicht, das es täglich heraufzuleiern galt, war ein beträchtliches. Es war schwer und gefährvoll zu handhaben, und wohl mit Rücksicht auf vorgekommenen Schaden durch herabgestürzte Uhrgewichte legte man unter ihnen ein Sandbett an, um die Gewalt des Durchschlagens zu brechen oder doch zu mildern. So wird erzählt, am 19. September 1591 sei in der Stuttgarter Stiftskirche das  $2\frac{1}{2}$  Zentner schwere Gewicht der großen Turmuhr herabgestürzt und habe eine Panik verursacht.



Der Pfarrer Wilhelm Holder aber sei unerschrocken auf seiner Kanzel geblieben und habe vor der allmählich wieder zurückkehrenden Zuhörerschaft seine Predigt vollendet.

Von den Werken des 14. Jahrhunderts ist begreiflicherweise nichts mehr da. Die mancherlei Gefahren, denen der das Werk bergende Turm ausgesetzt war, gingen nicht spurlos an den Uhren vorüber. Rost als Folge von Feuchtigkeit, Verstaubung, Abnutzung und vor allem das Streben nach Verbesserung beschleunigten die Abschaffung.

Beim Turmbrand bog Feuerzglut die Eisenteile und machte sie unbrauchbar. Die Schilderungen derartiger Ereignisse sind alle darin einig, als ergreifend hinzustellen, wenn aus Höhe und Glut heraus noch eine Zeit lang die Glocke getreu ihren Dienst tut und die Stunde anschlägt, bis sie berstend oder schmelzend herabstürzt, oder wenn infolge der Hitze der Zeiger einen rasenden Lauf um das Zifferblatt beginnt. So heißt es auch hier: „Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit, und neues Leben blüht aus den Ruinen.“ Vervollkommnete Werke haben wohl überall die alten ersetzt. Kleiner von Umfang, gesichert hinter Riegel, Glas und Rahmen, haben sie neben dem Geh- und Schlagwerk öfters auch eine Vorrichtung, vermöge deren sie die Glocken selbsttätig anschlagen können; präziser gearbeitet erfordern sie weniger Reparatur und Nachprüfung, und die bis zu acht Tagen verlängerte Gangzeit erspart das mühselige, tägliche Aufziehen. Die von Schwilgué für Straßburgs und Freiburgs Münster gefertigten Uhren kann der Turmbesucher sich von den Wächtern zeigen lassen: ein großes, schon äußerlich sauber gearbeitetes Werk, in Straßburg in dem Raum unter der Pyramide aufgestellt, in Freiburg im Wächterraum, das letztere auch die Mondphasen anzeigend. Das Münchener, 1842 in Gang gesetzte, neue Uhrwerk auf den Frauentürmen ist eine Arbeit Johann Mannhardts, eines Mannes, der überhaupt durch mancherlei Verbesserungen eine neue Ära im Bau der Turmuhren angebahnt hat.



Daß die Sagenbildung sich auch hier und dort auf die Turmuhr erstreckte, ist nicht erstaunlich. So wird von der Uhr des Wiener Stefansturmes erzählt, der Kapellmeister Arnold de Bruck habe eine Wahrsagerin nach seiner Todesstunde gefragt und zur Antwort erhalten: „Du wirst sterben, wenn die Uhr auf St. Stefan 13 schlägt.“ Eines Tages sei er von dem Turmkranz, den er öfters zu besteigen pflegte, herabgestürzt, als gerade die Uhr die Mittagsstunde schlug, und sein Degen habe die Glocke berührt und den 13. Schlag getan<sup>136)</sup>.

Und vom Stundenschlagen daselbst geht auch eine Sage: Die drei Viertel der Stunde schlagen die Wächter an, nicht aber das 4. Viertel, weil die Türken im Jahre 1683 einmal gesagt hätten, ehe das 4. Viertel schlug, hätten sie Wien eingenommen. Wir sehen, es ist über St. Stefan redlich zusammenfabuliert worden.



Da schlägt's eben gerade die Stunde und gemahnt uns an die Wirklichkeit und Zeit. Wir müssen Abschied nehmen von den Glocken, damit es für den Rest unserer Wanderung nicht zu spät wird.



5.

## Bei den Turmwächtern.

„Die Stadt ruht schweigend hingebreitet  
In Mitternacht und Mondesglanz,  
Des Domes Thürmer einsam schreitet  
Auf seinem hohen Thurmeskranz.“

Lenau. Savonarola. Tubal.



**N**och wenige Stufen hinan — wir befinden uns im Reiche der Turmwächter.

War es seither der leblose Stein des Turmes und das Erz der Glocken, die unser Interesse erregten, „selbst herzlos, ohne Mitgefühl“ zu uns redeten, so übertragen wir nun den verklärenden Schein unwillkürlich auch auf das wirkliche Leben, das sich in Turmeshöhe in eigenartiger Form und Betätigung abspielt: auf den Wächter und sein Heim. Diese fordern ja poetischen Gedankenflug geradezu heraus und haben darum auch stets den Dichtern, wie wir sehen, beliebten Stoff zur Bearbeitung geboten. Genügten diesen zur Anregung schon die paar Stufen eines der mittelalterlichen, bewohnten Tortürme, um wie viel mehr die Höhe eines weitausschauenden, von weitem erschauten Gotteshauses. Vielleicht das Herrlichste, das je über die Poesie des hohen Wächterraumes empfunden wurde, verdanken wir Alfred Kethels köstlichem Blatt: „Der Tod als Freund“. Ein wenig wohllich Gemach ist's, wohin des Künstlers Hand uns führt, vom Wind umweht, dem Wetter preisgegeben und doch durchweht von der Fülle der edeln und reichen Gedanken des leider so früh heimgegangenen Meisters. Wir finden den alten, treuen Türmer eingeschlafen — zum ewigen Schlaf. Die Hand wird die herab-



hängenden Glockenseile nicht mehr rühren, das Auge, das sonst so sorgsam über die Stadt spähte und wachte, bei Tag und Nacht, ist gebrochen, das Feuerhorn wird er nimmer tönen lassen, von hoher Heimat ist er zu höherer eingegangen. Das Vöglein, dem er wohl oft von seinem einfachen Mahl die Krumen gab, zwischert ihm den Totengesang, und die Sonne sinkt. Aber so sicher, als sie sich wieder erheben wird, wird auch er auferstehen, das verbürgt ihm des Gekreuzigten Bild an der Wand und die aufgeschlagen daliegende Bibel. So kam der Tod zu ihm als Freund und läutet ihm mit magerer Faust die Abendglocke als Sterbegeläut. Das klingt harmonisch wie der Abschluß eines treuen Lebens, dem nun die Palme beschieden ist, die der Künstler sinnig darstellt. Meisterhaft vereint die Zeichnung alles, was im Leben des Türmers irgend von Bedeutung ist und sie macht als Ganzes dem Beschauer einen unverlöschlichen Eindruck, den selbst die Besinnung auf die oben nur allzu rauhe Wirklichkeit sehr wenig abzuschwächen vermag. Denn nicht immer scheint die goldene Abendsonne wärmend in den Raum und singt das Vöglein. Der Dienst des Wächters ist kein leichtes Brot und erfordert einen zuverlässigen, treuen Mann, gesund an Leib und Seele. Bei Frost und Regen, unreift und durchnäßt, bei Tag und Nacht muß er am Platze sein. Früher mehr noch als jetzt, da ehedem seiner Aufmerksamkeit mehr anvertraut war. Er muß also äußerst gewissenhaft sein, denn von ihm hängt das Wohl und Wehe von Tausenden ab, unter ihm in der schaffenden oder schlafenden Stadt, denen er die Stunden schlägt zum Aufstehen, Tagewerk und zur Ruhe, und je mehr er für die Sicherheit der anderen wacht, desto weniger denkt er der eigenen. Im Gewittersturm, von Blitzen umzuckt oder feindlichen Kugeln umfaßt und oft sehr gefährdet ist er am Platze, und wie der Kapitän das Schiff, verläßt er seinen Posten erst, wenn alles gerettet oder nichts mehr zu helfen ist. Gewiß bildet sich auch bei ihm in der Höhe wie beim Bergmann in der Tiefe und dem



Seemann auf dem Wasser ein eigenes, dem wettergebräunten, rauhen Aussehen oft diametral entgegengesetztes Empfinden und Gemütsleben aus. Tagelang allein oder doch nur mit wenigen



Freiburger Münsterwächter aus dem 18. Jahrh.

(Aus: „Zeitschrift des Breisgauvereins Schauinsland“. Freiburg i. Br. X [1883].)

anderen, die ihn abzulösen kommen, zusammen, hat er um so mehr Gelegenheit, Eindrücke in sich aufzunehmen und zu eigener Weltanschauung zu verdichten.



Steht auch sein Tagewerk unter dem Zeichen der Gleichförmigkeit, so hat er doch auch wieder mancherlei Abwechslung dabei. Ununterbrochen macht er in oder auf dem Turme die Runde, um sich zu überzeugen, ob nicht ein Feuer ausgebrochen ist, oder feindliche Reiterscharen heransprengen, die Stadt zu über-rumpeln. Ist die letztere Aufgabe jetzt überall in Wegfall gekommen, da die vervollkommneten Meldemittel den Feind schon lang, bevor er in Sicht kommt, ankündigen können — einem Feind der Städte und Menschen, dem Feuer, stehen wir noch ähnlich hilflos gegenüber, wie früher, wenn auch die Waffen zu seiner Bekämpfung sich verbessert haben. Hier liegt noch heutzutage die Hauptbedeutung der Turmwacht, die auch durch Telephonanlagen aller Art kaum ersetzt werden und darum vielleicht sobald nicht verschwinden kann, wenn auch das Sturmbläuten eingeschränkt werden wird, wie es ja in großen Städten nur noch in besonderen Fällen erklingt.

Früher mußte der Türmer jeden in heller Lohe aufgehenden Brand mit der Glocke anzeigen, und dieses Signal löste mehr aus als jetzt, wo sich die Mehrzahl der nicht unmittelbar betroffenen und bedrohten Bürger kaum darum kümmert.

So lesen wir<sup>139)</sup> z. B. in der Lübecker Feuerordnung von 1461: „item is vorrammet unde beslotten, dat men upp allen thornen der Godeshusere deffer stadt Lubicke namliken tome Dome unde sunte Nien de alerme blasen konen to unser leuen vrouwen to sunte Peter, to sunte jacob de trumpetten konen, gude mercklike manne unde personen, de zeen konen, beyde winter unde zomer upp den thornen hebben schole de dar mit vliste up wachten, offte jenich vuer edder brant, id were by nacht edder by daghe upstunde, dat by tiden melden unde kontlick doen unde to storme luden. worde hie jemant sumich ane befunden also dat he eyn sodans by tiden nicht en meldete unde de brant flocken nicht enfluge, den wolde de raed also straffen, so sich behorlick wäre.“ Und so lauten die Ordnungen anderer Städte auch. Kam Feuer aus,



Freiburg i. B. Münsterwächter des 19. Jahrhunderts.  
(Aus: „Zeitschrift des Breisgauvereins Schauinsland“. Freiburg i. B. X [1883].)



so steckte der Türmer außerdem bei Tag eine rote Fahne, bei Nacht eine Laterne von gleicher Farbe in der Richtung der Brandstätte aus. Vom Wachdienst auf dem Hamburger Katharinenturm erfahren wir Genaueres aus den Feuerwachtordnungen von 1626 und 1644. Danach mußte der Wächter alle Viertelstunde spähen und Feuer mit einem Horn melden (im November 1812 erhielt er merkwürdigerweise den Befehl, vor dem Stürmen einen Kanonenschuß zu lösen). Sache des Unterküsters war sodann das Stürmen und zwar bei Bränden im Kirchspiel mit einer geraden, außerhalb desselben mit einer ungeraden Anzahl Schläge.

Die Wirkung des Sturmkläutens war im Mittelalter eine besonders graufige. Bei der Unsicherheit der Zeiten schloß man sofort die Stadttore, damit kein Feind die allgemeine Verwirrung zu einem Überfall benutzte, und wachte scharf auch über diejenigen innerhalb der Stadtmauer, denen das Feuer einen willkommenen Anlaß bot, es mit den Grenzen zwischen Mein und Dein nicht sehr genau zu nehmen. Darum war auch dem Türmer besonders zur Pflicht gemacht, keinen unnötigen Feuerlärm zu machen. Die enge Bauart der mittelalterlichen Straßen, das feuergefährliche Material der Dächer, die Holzbauten überhaupt boten dem verzehrenden Elemente nur allzuviel Nahrung, und ein Blick in die Brandchronik vergangener Jahrhunderte belehrt uns erschreckend rasch darüber. So hatte der Türmer ein äußerst wichtiges Amt. Vielleicht um ihn in der Verantwortlichkeit zu entlasten, verwahrte man an manchen Orten die Schlüssel zur Feuerglocke beim Rat, der sich dann im Brandfalle auch wohl selbst auf den Turm begab, um Anordnungen zu treffen. Überhaupt herrschte bei Feuersnot im Turm und auf ihm geschäftiges Leben. Aus der ursprünglich allen Handwerkern gleichmäßig auferlegten Verpflichtung der Wacht auf dem Turm entwickelte sich die Instruktion für einzelne, wenigstens im Notfall bereit zu sein. (Noch heute sitzen — ein Überbleibsel aus alter Zeit — je 4 Schuster als Wächter auf dem Belfried von



Brücke.) Naturgemäß wendete sich die Feuerpolizei zunächst an die, die durch ihren Beruf dem Element am überlegensten gegenüberstehen: die Zimmerleute und Dachdecker. Bei Münstertürmen hatten — im Brandfalle — die Werkleute, d. h. alle beim Bau beteiligten und beschäftigten Handwerker alsbald im Turm anzutreten, und das hat sich bis heutzutage erhalten. So namentlich bei Gewittern, wo früher zuweilen noch eine Anzahl Zimmerleute mit Ärten zc. auf den Turm eilten. Vielleicht, daß außer ihnen noch der eine oder andere müßige Zuschauer die sonst so stille Turmstube erstieg, um von da aus das schöne Schauspiel zu beobachten, das Häusermeer in ein Flammenmeer verwandelt zu sehen.

Zur Verständigung mit den unten Befindlichen hatte der Türmer mancherlei Mittel. Einmal das natürlichste: die Stimme, und so wird er ursprünglich sein „fenerjo“ durch die Hand in die stille Nacht oder die belebten Gassen hineingeschrien haben. Wo die Stimme nicht ausreichte, nahm man seine Zuflucht zum Sprachrohr. Noch heute bedient sich in Brügge der Wächter auf dem Belfried dieses Instrumentes, um Feuer auszusprechen. Bei St. Stefan in Wien tat man ein Gleiches, bis man später vermittelst ein Drahtes den unten wohnenden Mesner anschellte, der dann die Meldung weitergab. Auch andere Wege zur Benachrichtigung kommen vor. So wickelte man eine Kugel in Papier ein, auf dem die Meldung stand, und warf dies durch eine Röhre hinunter.

Ein sehr ursprüngliches, aber noch nicht ganz verschwundenes Meldemittel ist das Horn, dessen Klang man wohl mit einem Blasebalg verstärkte, und dessen Verwendung man nicht bloß auf den Brandfall beschränkte. Im Straßburger Münster war ehedem in der Wächterstube ein altes Blatt aufgehängt, worauf die Sage vom „Grüßelhorn und Judenblos“ verzeichnet stand, und darüber berichtet uns Stöber in seinen „Sagen des Elsaßes“ folgendes<sup>140)</sup>: Als 1349 der schwarze Tod die Lande verheerte,



und ein großes Sterben kam, fiel der Verdacht auf die Juden, sie hätten das Wasser vergiftet. In Straßburg obendrein wurden sie des Verrats bezichtigt. Das erbohte Volk verbrannte an zweitausend Juden, und zur Erinnerung an ihren Verrat, weil sie mit einem Horn dem Feind das Zeichen zum Überfall geben wollten, gebot der Rat, es sollte fortan zweimal in der Nacht vom Münster herab das Grüßelhorn geblasen werden zur ewigen Schande der Juden. Jedenfalls bezieht sich die Sage auf die Vertreibung der Juden im Jahre 1588, die erfolgte, weil sie mit den Herren Verrat schmiedeten. Um 8 Uhr des Abends und um Mitternacht bliesen die Wächter den „Judenblos“ auf einem ehernen, zwei Fuß langen Horn, das noch jetzt im Frauenhaus sich befindet. Auch in Freiburg wurde vom Münster ein „Greusel“ geblasen, zur Erinnerung an die Errettung der Stadt vom Überfall durch den Grafen Egon von Fürstenberg im Jahre 1566<sup>141)</sup>. — Hatte das Horn und die Sturmglocke im allgemeinen Feuer gemeldet, so galt es bald für wünschenswert, genauer zu wissen, wo es brannte. Fahne und Laterne bezeichneten die Gegend ungefähr, und auch die Anzahl der Schläge an die Sturmglocke war je nach dem Ausblick geregelt und vorgeschrieben. Noch bestimmter vermochten die Wiener alsbald die Brandstätte anzugeben vermittelt eines Registrierapparates, der viel Bewunderung erregte, nämlich des in der Türmerstube des St. Stefansdomes 1836 aufgestellten Toposkops. Dieses ermöglichte dem Wächter, das Viertel, die Straße, in der der Brand ausgebrochen war, genau anzugeben; für die regelmäßige Bedienung des Apparates wurde ihm jährlich ein warmes Kleid zugesagt<sup>142)</sup>.

Die Neuzeit hat hier weitgehende Neuerungen geschaffen. Fast überall hat das Telephon seinen Weg in die Wächterräume gefunden und ermöglicht einen direkten Verkehr zwischen den Türmern und der Polizei oder dem Magistrat. Nur im Falle eines Gewitters, wo möglicherweise dieses Verständigungsmittel versagt, dient noch das Sprachrohr als solches.



Wien. St. Stefansdom, Turmwächter.  
(Photographische Aufnahme von Franz Prohaska, Wien.)



Kam es bei der Feuerwacht der Wächter darauf an, das Leben und Gut von Tausenden vor Schaden zu behüten, so sind andere Obliegenheiten derselben zwar nicht so wichtig, erfordern aber nichtsdestoweniger peinliche Gewissenhaftigkeit.

Vor allem das Schlagen der Uhr. Bei vielen Türmen hat man das Anschlagen der Uhrglocke durch die Wächter einer Bedienung ersterer durch das Uhrwerk vorgezogen u. a., wie wir sehen werden, auch zur Kontrolle der Türmer. So beim Straßburger Münster; in München, wo die Viertel an der Frauenglocke, die Ganzen an der Salveglocke vom Uhrwerk geschlagen werden, schlagen die Wächter auf der Rosenkranzglocke nach. Im Dom zu St. Stefan in Wien beweist das Vorhandensein einer alten Uhrschelle im 15. Jahrhundert, daß man die Stunden anschlug, auch die „Orglock“ des Ulmer Münsters von 1414, die große Uhr- und Meßglocke des Frankfurter Domes von 1484 belegen den Brauch für die freie Reichsstadt bis 1767.

Da nun aus begreiflichen Gründen die Uhr des Münsterturnes als eine Art Normaluhr für die ganze Stadt gilt, so versteht man, daß das Anschlagen der Uhrglocke alle Viertelstunde das vorzüglichste Kontrollmittel für die Aufmerksamkeit des Wächters ist. Einmaliges Aussetzen würde höchst wahrscheinlich nicht unbemerkt bleiben. Wo das Anschlagen der Uhrglocke vom Uhrwerk selbst besorgt wird, hat man andere Kontrollapparate eingeführt, z. B. in Freiburg i. B. einen solchen, bei dem sich, ähnlich wie bei der Telegraphie, Zeichen in einen langen Papierstreifen drücken und als Beleg der Wachsamkeit des Türmers dienen.

Anderer Obliegenheiten des Wächters sind im Laufe der Zeiten in Wegfall gekommen. So das Lied, mit dem er den Tag begrüßte. „Wachet auf! ruft uns die Stimme der Wächter sehr hoch auf der Zinne.“ (Nicolai.) Ein besonders charakteristisches Beispiel dazu von der Krakauer Marienkirche erzählt uns Lepkowsky in einer Schrift über dieses interessante Bauwerk in gefälligster Form<sup>145</sup>):



„Sobald der erste Sonnenstrahl auf den Gipfel unseres Thurmes fällt und seine Krone von Gold erglänzt, verstummt die Nachtigall in unseren Weichselhainen; denn vom Thurme herab begrüßt das Morgenlied (Hejnal) den Tagesanbruch; das dauert den ganzen Mai hindurch und wird an dieser Übung bis auf den heutigen Tag festgehalten. Hört man den Widerhall der Trompeten, welche die Stadt mit dem Lied zur allerheiligsten Jungfrau aus dem Schlafe wecken, und sieht man das über Krakau sich erhebende Diadem unseres Thurmes in der Sonne wie im Feuermeere glänzen, so meint man, daß diese uralte Metropolis, diese nunmehr verwaiste Residenz, ihre Krone dem Himmel übergibt.“

„Hejnaly oder Reveilles bei Sonnenaufgang wurden zur Zeit der Königin Hedwig in Polen allgemein, und man nahm diese Sitte von den Ungarn. Hejnal oder ejnal bedeutet bei den Magyaren den Morgen. Die Wächter, welche vom Marienthurm herab auch die ausbrechenden Feuer zu verkünden hatten, bliesen diese Reveille die ganze Adventzeit von Mitternacht an bis zum Tagesanbruch. Im Mai, als in dem der allerheiligsten Jungfrau Maria geheiligten Monate, wird diese Reveille von fünf bis sechs Uhr früh geblasen.“



Ehedem, als noch keine Zeitungen die Welt belehrten, wurden amtliche Bekanntmachungen aller Art auf Plätzen ausgerufen. Um das Publikum nun zum Anhören zu versammeln, läutete man z. B. auf St. Stefan in Wien das nach diesem Gebrauch getaufte „Ruf-Glöcklein“, und ersetzte es später durch ein Zeichen mit der Trompete vom Turm herab. Andererseits läutete man zu bestimmter Zeit aus ortspolizeilichen Gründen in Ulm die Weinglocke, damit „männiglich aus den Wirtshäusern sich sollen nach Haus begeben“ oder verfügte in Wien, daß niemand nach



dem „Hornplosen“ ohne Licht auf der Straße sein sollte, und dazu läutete auch die Bierglocke, und das allabendliche Zehnuhr-läuten auf dem Straßburger Münster gehört ebenfalls dahin.

Auch meteorologische Beobachtungen und Aufzeichnungen haben die dortigen Münsterwächter aufzunehmen und einzureichen.

So sind der Beschäftigungen auf dem Turm bei aller Einförmigkeit doch schon alltags mancherlei, und der Türmer hat sich, nach erfolgter Ablösung, die Ruhe wohl verdient, deren er, wenn er nicht in die Stadt geht, im eigentlichen Wächterstübchen pflegt, in das wir einen verstohlenen Blick werfen wollen. Es ist ein kleiner, bescheidener Raum, nur zum Schlafen bestimmt. Zum geringen Mobiliar und Inventar gehört das Bett, Tisch und Stuhl, eine Lampe, eine Vorrichtung zum Wärmen der hinaufgebrachten Speisen und zur Heizung ein Ofen; wo dieser fehlt, wie in Freiburg, soll ein dicker Pelzmantel ihn ersetzen. Dem seit 1607 auf dem Jakobiturm in Hamburg wohnenden Wächter diente ein offenes Kohlenbecken als Heizkörper. Auch durfte er zu Wärmezwecken sechs Bund Stroh auf den Boden über seiner Kammer legen. Später verbot der Senat das offene Feuer, genehmigte einen Ofen, gestattete aber nicht mehr, Stroh oben aufzuhäufen.

In der Höhe seines Nebenbuhlers auf St. Katharinen<sup>144)</sup> hat die Heizung der Wächterstube viel Kopfzerbrechens gemacht. Ehedem hatte der Türmer große Holzflöße im offenen Kamin gebrannt, und der Rauch war frei in den Turmraum gedrungen, was bei stürmischen Tagen unerträglich gewesen sein mag. Später, namentlich, seit sich 1738 der Wächter durch sinnloses Einheizen eine Rüge zugezogen hatte, bestimmte man, daß er nur kleines Holz brennen dürfte, stiftete ihm einen Ofen mit Schornstein, gestattete ihm aber fortan das Rauchen nur aus einer Pfeife mit Deckel.

Hat man so im Laufe der Zeit sich unten bemüht, dem Türmer sein hohes Gemach sicherer, gesünder, behaglicher zu



gestalten, so war das doch nur sehr unzulänglich, wenn der Sturm die Wächterstube umtoste, durch die Ritzen segte und den Ofenrauch ins Kamin und den Turmraum zurückblies. Dann würden wohl die meisten, die sich das Wächterheim romantisch ausschmücken, gewaltig enttäuscht und anderen Sinnes werden.



Wien. St. Stefandom. Turmzimmer.

(Photographische Aufnahme von Franz Prohaska, Wien.)

Natürlich ist dies fast überall verschieden. Wo Neubauten entstanden, empfangen uns wohllichere Räume, als da, wo seit vielen hundert Jahren sich nichts geändert hat; auf dem neu erbauten Gipfel des Frankfurter Domes ein moderner Kuppelraum, unter ihm ein Kommando der Berufsfeuerwehr: in Freiburg der alte ehrwürdige, unveränderte Wächterraum. Je nach der Örtlichkeit und Geschichte weist jede Turmstube noch ihre

Bader, Turm- und Glockenbüchlein. 11



besonderen Eigentümlichkeiten auf. So präsentiert sich St. Stefan in Wien mit seiner Kegelbahn auf dem Turme. Freilich eine besondere ist es, noch beschränkter als die eines mitteldeutschen Kleinstaates, bei deren Anlage man immer wieder in fremdes Gebiet gekommen sein soll, wie böse Zungen behaupten. Die Wiener Türmer wußten sich zu helfen, sie bückten sich und schoben durch die Beine sehend die Kugeln. Die Sage, immer bereit, außergewöhnliche Dinge besonders auszugestalten, erzählt dazu die folgende Geschichte. Oben auf St. Stefan vergnügte sich ein Kegelschieber mit dem Spiel und warf, was er meisterhaft konnte, stets alle neun Kegel. Plötzlich erschrak er über ein neben ihm auftauchendes Männlein und fehlte die neun. Wütend forderte er den so unheimlich erschienenen Fremden zu einer Partie auf, bei der er verwettete, daß das Männlein nicht alle neun schieben könne. Beim Aufstellen habe er den neunten Kegel heimlich zum Turmfenster hinausgeworfen. Da rief plötzlich der Tod, denn als dieser entpuppte sich das Männchen: „Oho, ich treffe neun, wo ihrer nur acht sind“ und schob — ihn als neunten zu Tod. Nun kann dieser nicht Ruhe finden, sucht immerfort als Gespenst den neunten Kegel, da ihm nicht eher Erlösung wird, als bis alle neun gefallen sind. Es war bis vor kurzer Zeit gebräuchlich daß, wer den Turm bestieg, für seine Seele einen Schub tat, und Kaiser Josef II. u. a. hat es sich auch nicht nehmen lassen.

Meist ist der Wachtdienst in Schichten von je 12 Stunden, bei manchen Türmen auch mehr, eingeteilt, und der Türmer kann daher so lange seinen hohen Posten nicht verlassen. Da heißt es denn, sich auch für des Leibes Notdurft vorsehen und Proviant an Speise und Trank mit hinaufnehmen. Denn nicht überall dienen die Aufzugsvorrichtungen auch zum Transport von allem Notwendigen für den Wächter. In Freiburg freilich kann dieser oben ein von einem Geländer umgebenes Loch öffnen und von unten durch die ganze Höhe des Turmes wie aus einem Ziehbrunnen das Gewünschte emporleiern; für größere Lasten ist im



zweiten Stuhlgeschoß auch ein großes Aufzugsrad. Im Straßburger Münster ist unter der ausgebauten Pyramide ein großes, mit einer runden Steinplatte gedecktes Loch, durch welches die zum nie ruhenden Ausbau des Münsters nötigen Baumaterialien an einem Kran heraufgewunden werden. Eine besondere Glocke gibt dazu das Zeichen. Ja, beim Kölner Dom war der Kran zum Hinaufbefördern der Steine ein „trauriges Wahrzeichen des ewigen Dombaues“. Man hatte ihn im 15. Jahrhundert aufgestellt, und er blieb bis zum 15. März 1868 seit langem unbenutzt stehen; die alten Abbildungen des Domes zeigen ihn wie eine schiefgebogene Spitze aussehend. Er war ein Dorn im Auge derer, die den Auf- und Ausbau begonnen wissen wollten. Ihren Gefühlen ließ Schenkendorf 1814 Worte, als er sang:

„Seh ich immer hoch erhoben  
Auf dem Dom den alten Krahn,  
Denk ich, daß das Werk verschoben  
Bis die rechten Meister nah'n.“

Auch Trinkwasser muß da, wo nicht eine Leitung bis zum Wächterraum führt, hinaufgeschafft werden. Für Gebrauchswasser, namentlich zu Feuerlöschzwecken, hatte man schon früher Sorge getragen, doch wohl nicht immer genügend. Man tat sein Möglichstes, — freilich nicht überall — indem man Wasser hinaufleitete in mannigfacher Anlage und mit wechselndem Erfolg. Bald platzten die Schläuche, bald froh das Wasser in den Röhren, bald erreichte der Druck die Höhe nicht oder nur mühsam und erst nach einigen Stunden. Neuerdings haben die Wasserleitungen diese Übelstände, zum größten Teil wenigstens, beseitigt. Für alle Fälle wurden auch Urte, Eimer, Schläuche, Decken, Öllaternen zc. hinaufgeschafft, und ihre Überwachung war dem Türmer zur Pflicht gemacht. Auch große Wassermassen sammelte man gerne oben in Behältnissen an, um im Falle der Gefahr den Inhalt zur Hand zu haben, und gewiß war in Hamburg z. B. auf dem St. Katharinenturm das Reservoir sehr wohlthätig, als es galt,



bei dem furchtbaren Brande, 1842, den gefährdeten Turm zu schützen, aber was will bei großem Feuer das Wasser der Reservoirs viel bedeuten? Immerhin fing man es auf. Auf dem Boden des Ulmer Münsters standen bis 1878 große kupferne Kessel, stets mit Wasser angefüllt, und ähnliche Behälter befanden und befinden sich noch jetzt auf dem Straßburger Münster. Beim Erdbeben am 3. August 1728 soll ja aus ihnen das Wasser hoch herausgeschleudert und 18 Fuß weit weggespritzt worden sein. Ein etwas eigenartiges Reservoir fand sich auf einer Mainzer Kirche: ein Sarg diente als solches.

Auf St. Jakobiturm in Hamburg stand ursprünglich ein Reservoir, 30 Tonnen fassend in einer Höhe von 62 Metern, indem eine „Kunstreich inventirte Maschine“ das Wasser „in die Kümme hinaufforcirte“.



Wenn unser Wächter nun auch in seiner Höhe nicht so leicht mit anderen verkehren kann als unten, so ist er doch nicht ganz allein, und wie alle dem Verkehr mit den Menschen teilweise Entzogenen, überträgt er sein Interesse und seine Freundschaft auf Pflanze und Tier. Blumen finden nicht selten über steile Treppen den Weg hinauf zu ihm und umranken freundlich das Fenster, sorglich gewartet und gepflegt.

Auf dem unvollendeten Turm des Wiener Stefansdomes soll — nach Bermann — sogar bis vor kurzem eine 4 Meter hohe Birke, im Mauerwerk wurzelnd in die Luft geragt haben. Da man aber von ihren Wurzeln Schaden für die Steine befürchtete, so nahm man sie herab, und unten erging es ihr, wie vielen Bergbewohnern, die man in die Ebene verpflanzt: sie ging ein.

Aber nicht nur die Flora ist bei dem Turmwächter vertreten, auch um Tiere braucht er sich nicht zu sorgen. Die Turmfauna ist so unbedeutend nicht, vor allem die Schwalben umkreisen freischend den Knopf, und die schwarzröckigen Dohlen sind des



Wächters Hausgenossen und Freunde. Er freut sich ihrer den Frühling verkündenden Ankunft und lauscht ihrem geschwätzigen Treiben. Es wird behauptet, ihr Nest sei die Fundgrube gestohlener Gegenstände, und ihr Fleisch wandere wohl ab und zu in seine Bratpfanne. Aber nicht immer ist ihm ihr Umgang gewinnbringend. Bei einer Reihe von Turmbränden waren angeblich oder nachgewiesenermaßen die gefiederten Turmbewohner die Brandstifter, indem das von ihnen zusammengetragene Nest den Funken ergiebige Nahrung bot und das Feuer verursachte. Noch 1842, als beim großen Brand der St. Nikolai-Kirchturm in Hamburg abbrannte, hatte die Legende, schnell fertig mit dem Wort, nichts eiligeres zu tun, als ein an der Spitze befindliches Habichtsnest als den Herd der verheerenden Gluten zu bezeichnen. Noch kühner malt die Sage, wenn sie erzählt, ein Storch, dessen Eier der gefühllose Türmer des Rothenburger Rathauses in die Tiefe hinabgeworfen habe, sei davongeflogen, mit einem Feuerbrand heimgekehrt und habe aus Rache den Turm in Brand gesteckt.

Daneben haufen auch wohl Eulen in Türmen, ja ein Marder soll, wie Otte in seiner Glockenkunde (S. 175) berichtet, einmal die Veranlassung eines gespenstischen, scheinbar sehr räthselhaften Selbstläutens einer Glocke gewesen sein. Der eigentliche Turm- vogel aber ist die Dohle, sie ist oben heimisch, so sehr, daß ein eigenes Sprichwort ihr nachsagt: „Der Glocke Klang verjagt kein Dohlen.“ Von den die Münchner Frauentürme belebenden Dohlen — im Volksmunde „Dacheln“<sup>145</sup>) genannt — wird erzählt, sie seien beim Ausbruch der Cholera völlig verschwunden und erst wiedergekehrt, als die Krankheit erloschen war, um so herzlicher von Türmern und Turmfreunden begrüßt.

Aber nicht nur Tiere leisten dem Türmer Gesellschaft und statten ihm, wenn auch nur vorübergehenden Besuch ab. Der Besucher sind auch sonst viele, und mancherlei ist der Unlaß, der sie hinaufführt. Da sind vor allem die Werkleute, Handwerker,



Zimmerleute, Maurer, die ihr Beruf, die bauliche — neuerdings nie unterbrochene — Erhaltung und Revision des Turmes bis in seine höchsten Regionen steigen läßt. Aber auch minder harmlose kommen manchmal gezwungen und nicht zu ihrem Vergnügen in den Turm; in weltlichen Türmen (wie im Velfried von Tournai bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts) befanden sich die Gefängnisse, und zwar nicht nur im Verließ, sondern auch in lustiger Höhe, und mancher verwegene Geselle mag sich hier auf lustige Todesart am Galgen vorbereitet haben. Das Unheimlichste aber, was zur Turmeshöhe gelangte, wenn wir vom Teufel, den wir ja schon manchmal auf dem Turmkranz getroffen haben, absehen, waren sicherlich die Leichen der Wiedertäufer Knipperdollinck, Johann von Leyden und Bernhard Krechting; sie wurden 1536 in Münster<sup>146)</sup> oben am Turm der Lambertikirche in den historisch gewordenen Käfigen, die auch an dem neuen Turm wieder angebracht sind, zu warnendem Exempel aufgehängt. Es war dies eine des öfteren — zumal in Italien — gebräuchliche Art einer abschreckenden, unheimlichen Schaustellung.

Aber nicht bloß der Teufel und das Böse kommt zum Türmer hinauf. Auch die Liebe huscht über die Treppen, wenigstens sollen die Wächter von Nürnberg, auch die vom Lorenzerturm, gar herzliche Beziehungen zu ihrer „Blauen Agnes“ haben, einem wesenlosen Gebild, einer Art Heinzelmännchen, das in Pantöffelchen die Stiegen auf- und abspringt, den schläfrigen Wächter munter, Boden und Treppen blank und rein hält. Sie sorgt für die Türmer in allem: große Brände meldet sie schon Tage zuvor an, indem sie zur Nachtzeit die Sturmglocke summen macht, das Feuerhorn wackeln oder alle Wanduhren gleichzeitig stehen läßt, alles für die Wächter, deren Kollegen auf dem „Sinwell“, einem Nürnberger Turm, sie einst Leben und Unterhalt verdankte<sup>147)</sup>. Also ein guter Geist und lebenswürdiger Spuk! Aber auch zu unheimlichen Gespenster-Geschichten steht der Wächter im Verhältnis; sein Anschlag an der Glocke um



Mitternacht löst die Geister zu einstündigem Treiben los. Wer dächte da nicht an Goethes „Todtentanz“?

„Der Thürmer der schaut zu Mitten der Nacht  
hinab auf die Gräber in Lage;“

er sieht der Toten unheimlichen Reihn und nimmt vom Schalk verführt einem der tanzenden Geister das Tuch weg, das dieser nun verzweifelt sucht.

„Das Hemd muß er haben, da rastet er nicht,  
Da gilt auch kein langes Besinnen,  
Den gothischen Zierrath ergreift nun der Wicht  
Und klettert von Finne zu Finnen.  
Nun ist's um den Armen, den Thürmer gethan,  
Es ruckt sich von Schnörkel zu Schnörkel hinan,  
Langbeinigen Spinnen vergleichbar.

Der Thürmer erbleichet, der Thürmer erbebt,  
Gern gäb er ihm wieder den Laken.  
Da häßest — jetzt hat er am längsten gelebt —  
Den Züffel ein eiserner Hacken.  
Schon trübet der Mond sich verschwindenden Scheins,  
Die Glocke sie donnert ein mächtiges Eins  
Und unten zerschellt das Gerippe.“

Ähnliches erzählt die (öfters vorkommende) Sage von der St. Johannsnacht<sup>148)</sup> im Straßburger Münster. Sie läßt in der Johannsnacht 1007 den Blitzstrahl verheerend in das Gebäude fahren und zur selben Johanneszeit 1439 den neuerstandenen, vollendeten Bau mit dem Bilde der Himmelskönigin gekrönt werden. Darum ist Johannes ein feiertag der Lebendigen und der Toten. Wenn um Mitternacht die Glocke vom Münsterturm erschallt, entsteigen alle die der Gruft, die an ihm gebaut und gewirkt haben, Werkmeister, Steinmetzen und Maler feiern ein fröhliches Wiedersehen — ein geheimnisvolles Geisterweben und -schweben in stiller Nacht. Plötzlich steigt umflossen von des Mondes Glanz eine Gestalt den Turm hinan, eine Jungfrau in weißem



Gewand, in der rechten Hand einen Hammer, links einen Meißel haltend, umkreist die höchste Turmspitze und senkt sich dann langsam hinab in den Schwarm der wallenden, wogenden Geister — da schlägt's vom Turme eins. Verschwunden ist so Jungfrau wie Geisterschar, verhallt das Schwärmen und Wogen. Grabesruhe deckt wieder die Toten bis zum nächsten Johannistage.

Turmbesucher mit Fleisch und Wein, die oft jahrelang tagtäglich den Weg über die steilen Treppen klettern mußten, waren die Thurner, auch Turmbläser oder Stadtmusikanten genannt. Die Berufung geeigneter Musikanten, die bei festlichen Gelegenheiten, sowie an bestimmten Zeitpunkten geistliche und weltliche Weisen blasen mußten, war schon frühe die Sorge des Rates in den Städten. So verschrieb man z. B. in Heilbronn nach Fertigstellung der Türmerwohnung auf St. Kilian 1453 einen Wächter und Turmbläser von auswärts<sup>149)</sup>.

1478 verfügt der Bremer Rat, daß „Hanse Kyle, eyn Klaritter up wynachten erstkomende schal hir to lübecke komen unde dassie vort alle nacht schall wesen waken unde slapen up unser leken vrouwen torne unde na vontliker wise nu mer vort de ganze jar don“. Er soll morgens und abends blasen und auf der „Klaritte“ spielen; dafür bekommt er bestimmten Wochenlohn, außerdem vom Werthaus jährlich 5 Mark und hat andere Vergünstigungen; es wird ihm Kleidung geliefert, und er darf auf jeder Hochzeit spielen und an hohen Festtagen sogar in den Wohnungen sich hören lassen. Wie hier, waren die Obliegenheiten der Turmbläser auch an anderen Orten geregelt. Die bekannten „Bremer Stadtmusikanten“ waren verpflichtet, alle Sonntage und in der Woche Dienstags, Donnerstags und Samstags um 10 Uhr von „Unser lieben Frauen“ Turm mit Zinken und Posaunen zu blasen, desgleichen bei Einzügen fürstlicher Persönlichkeiten, Ratsfesten und zu Hochzeiten. So mußten sie jahraus, jahrein die Treppen hinansteigen und in Sturm und Regen blasen. Daneben waren die Turmmänner verpflichtet, bei Gewittern im Turm an-



zutreten und im Notfall zum Sturm zu blasen. Diese Aufgabe mag sich wohl sehr geringer Beliebtheit bei ihnen erfreut haben, wenigstens klagt einer, der Blitz habe in zwei Jahren dreimal eingeschlagen und einen Kollegen getödet.

Die „abgeblasenen“ Weisen richteten sich natürlich ganz nach der Zeit und den Umständen. Meist wurden vier Verse Psalmen geblasen, überhaupt Choräle, wie dies dem immerhin zum Kirchengebäude gehörigen Orte entsprach. Am Karfreitag verkündigten mittags um 2 Uhr die Türmer die Kunde von der Auferstehung des Herrn und Weihnacht und Sylvester lassen sie sich ebenfalls in Chorälen hören. Aber auch weltliche Weisen erschallten aus Turmeshöh'. Vom Stefansturm in Wien erklang das Schmettern der Fanfaren im Jahre 1529 im Türkenkrieg nach jedem glücklich abgeschlagenen Sturm. Auch wenn die Universität und der Rat bei den Magistratsneuwahlen zum Dankesgottesdienst in den Dom zogen, geschah's unter den Klängen der Turmmusik. Als man im Jahre 1688 den verfaulten Münsterturnknopf zu Ulm durch einen neuen, feuervergoldeten ersetzte, begrüßten ihn die Turmbläser mittags 12 Uhr „weidlich“ beim Einzug in seinen hohen Standort<sup>160</sup>).

Aber auch außer den Musikanten, die übrigens nicht überall vorkommen, sind der Turmbesucher noch viele; ja, an historisch besonders interessanten Plätzen zählt man täglich oft deren Hunderte. Man ist auf ihren Besuch oben vorgesehen, und die Wächter sind wohl nicht böse über die Störung ihres sonst einförmigen Daseins, da mancherlei Leute kommen und manches Geldstück in Türmers Tasche wandert. Nur Getränke dürfen sie den Besuchern nicht verabfolgen; früher scheint man es freilich darin nicht so streng genommen zu haben, da, wie wir sehen werden, ganze Feste oben gefeiert wurden. In Alt-Frankfurt war die Besteigung des Pfarrturms an der Bartholomäuskirche etwas Selbstverständliches. Wer möchte in Straßburg gewesen sein, ohne den Münsterturn besucht zu haben? Das belegt eine Reihe wohl-



flingender Namen, die auf der Plattform eingeschnitten sind. Da lesen wir den Namen Voltaire, oder besser, wir lesen ihn nicht mehr, denn ein Blitzschlag hat die drei ersten Buchstaben „Vol“ weggeschlagen und uns überlassen, aus „taire“ den Namen zu ergänzen. Wir finden ferner verzeichnet: Schubart, der 1764 das Straßburger Münster erstieg, der auch, wie uns schon bekannt, ein begeisterter Verehrer des Ulmer Münsters und seines Turmes gewesen ist, daneben die beiden Grafen Stolberg, Goethe, Herder, Lavater, Schloffer, Klopstock, Kaufmann, Ziegler, Lenz, den Prinzen Charles de Ligne, Oehlenschläger, Gay-Lussac, Uhland u. a. m. Vielleicht liegen hier die Anfänge zur Führung eines Fremdenbuches.

Bei der großen Zahl der Turmbesucher hat man frühe den Wunsch gehegt, ihre Namen und die Besuchszeit festzulegen und von den Bedeutenderen unter ihnen eine Äußerung über den Eindruck der Turmbesteigung zu erhalten. Auf diese Weise bergen die zu dem Zweck aufgelegten Fremdenbücher manchen guten Namen und wertvolle Beiträge, Ernst und Scherz, vom hochpoetischen Erguß eines in der Höhe des Münsterturmes mächtig angeregten Gemütes bis zum furchtbarsten Knittelvers. Es spricht doch jedenfalls mehr aus den großen Büchern, die natürlich allmählich zu Bändereihen anschwellen, als man so obenhin darin vermuten möchte. Besonders interessant sind die (in der Gartenlaube von 1871<sup>161</sup>) mitgeteilten) Einträge in das Fremdenbuch des Straßburger Münsters; die Klage um das 1681 geraubte deutsche Kleinod, die Hoffnung, es wieder zu erlangen, Koheiten, Abgeschmacktheiten, alles drängt sich da in buntem Wechsel durcheinander; hier der Chauvinist, dort der preussische Soldat. Und als Erwins Dom wieder deutsch geworden, war vielen das erste Ziel der Wanderung die Plattform, um den Blick zu weiden an deutschem Land, dessen Zukunft in den Wunsch gebannt ward: „hoch Deutschland!“ Daneben richtet sich der Eintrag eines Frankfurters, der, ein Feind von Unnerionen aller Art, schreibt:



„Ihr Elsässer teilet das traurige Los von uns Frankfurtern!“ durch sich selbst. Keine Art von Empfinden in der Stufenleiter menschlichen Gemütslebens, die nicht auf der Plattform wachgerufen worden wäre und nachher sich in einem Eintrag ins Fremdenbuch Luft gemacht hätte. Natürlich haben sich die Namen von Helden des Geistes oder des Schwertes besser überliefert, als die des einfachen Bürgers. Auf dem St. Stefansturm in Wien sehen wir den Verteidiger der Stadt im Jahre 1685, den Grafen Starhemberg seinen Beobachtungsposten drei Wochen lang beziehen, Josef II. und viele Prinzen des Kaiserhauses erstiegen des Turmes Höhe. Der Kaiser Maximilian war ein besonderer Turmfreund, zumal seine Regierungszeit in die Epoche der Riesenturmbauten fiel. In Ulm berichtet ein Gedenkstein am Münster, daß er im Jahre 1492 den bis zur Kranzhöhe gediehenen Turm einweihte: „Maximilianus Romanorum primus ac Ungariae rex hoc opus usque edificatum visitavit Anno Christi 1492“, ja, es wird sogar berichtet, daß er seinen Fuß von dem geländerlosen Umgang „allerhöchste“ verwegen hinausgestreckt habe. Drei Jahre später, 1495, am 20. September, begegnen wir ihm auf dem Frankfurter Pfarrturm, wo er festlich bewirtet wird. Das Rechenbuch der Stadt verrechnet: „10 *℔*. 7 hell fur druben, nosse, bern und 2 *℔*. Kofect als unser g. her der Romisch König uff Sonntag nach Exaltationis Crucis nach Mittage uff dem Parthorn waß, fur collacion und 4 firteil wyns uff des Rates Keller.“

Mitunter ist es auch gewöhnlichen Sterblichen gelungen, durch eine Turmbesteigung die Unsterblichkeit zu erlangen. In München zeigen auf dem einen Frauenturme die Wächter das Bild des 1705 in Berchtesgaden geborenen Anton Adner, der, sage und schreibe, 114 Jahre alt, am 9. April 1819 zu seinem Vergnügen den Turm bestieg. Und ebenda preist eine ehernen Tafel das merkwürdige, welterschütternde Ereignis, daß 1856 zur Zeit der asiatischen Brechruhr am Nachmittag des 11. November auf dem Turm sich ganz zufällig getroffen hätten: Johann Hirn, Johann

Herz und Johann Leberwurst, deren Namen der ebenfalls anwesende Gürtler Johann Seehofer auf der Tafel verewigt hätte<sup>162)</sup>.

Sehr oft aber bestiegen Besucher die Türme bei Gelegenheit von Festlichkeiten, kirchlichen wie weltlichen. Bekannt ist, daß von der Umgangsgalerie des Domes zu Magdeburg am Mauritius-tage dem gläubigen Volke Reliquien gezeigt wurden, und daß noch jetzt z. B. in Aachen Ähnliches geschieht. Nach einer von Schneegans in der „Asfatia“ mitgeteilten Überlieferung hätte Johannes 1439 Hans Hülz von Köln die Bildsäule der Jungfrau Maria auf die Turmspitze des Straßburger Münsters setzen lassen, und das Läuten einer silbernen Glocke verkündete von 12—1 Uhr das Johannisfest. Diese Glocke habe man nur zweimal, zum Ein- und Ausläuten benutzt. Auf dem Speicher hätten die Wächter „nach altem Brauch“ sieben Schaukeln errichtet, für deren Benutzung ihnen 1 Sou zu entrichten war, ebenso auch für das Ersteigen der Plattform, und an diesem Tage sei auch der Ausschank, der sonst verboten war, gestattet worden. Der Brauch sei in der Revolutionszeit abgekommen, die silbernen Glocken seien in Kriegszeiten umgegossen worden.

Beim Besuche hervorragender Persönlichkeiten entwickelte sich das festliche Treiben bis in die höchsten Höhen der Turmspitzen. So verrechnet der Frankfurter Baufonds: „Item XL heller um 1 virel wins uff den thorn, als Herr Johan Eke der Bumeister und meister Madern und sin Husfrau und sust der Herren ezliche da uff waren.“<sup>163)</sup>

Der Frankfurter Pfarrturm spielte aber auch bei Familienfesten eine Rolle, da man bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts in seiner Höhe, in einer Stube unter dem obersten Steingewölbe Hochzeiten abhielt, und zwar in Bürgerkreisen. Rat und Reichere hielten den Hochzeitschmaus auf der Fahrpforte. War einmal der Bann gebrochen, so lag die Versuchung nahe, in Turmeshöhe allsonntäglich Trinkgelage, Schmausereien und Tanzfränzchen abzuhalten, was in Frankfurt geschah.



Auch anderweit ist dieser Brauch bezeugt. Im Mai 1761 verbot der Rat zu Ulm den Münsterwächtern, Zech- und Spielgesellschaften auf dem Turm zu dulden<sup>164</sup>).

Ein weiteres festliches Unternehmen fand auf dem Wiener Stefansturm statt; als Maximilian II. am 16. März 1566 in Wien einzog, ließ ein Tiroler Uhrmacher Johann Marbig einen künstlichen, von ihm gefertigten Adler im Augenblick der Ankunft des Fürsten von der Spitze des Turmes herunterschweben. Neun Jahre später huldigte man Rudolf II. in der gleichen Weise. Der Adler, lange auf dem Kirchenspeicher aufbewahrt, kam später in Verlust.

Über eine von Frauen improvisierte Festlichkeit in Turmeshöf' weiß die Chronik der Stadt Schmalkalden<sup>165</sup>) zu berichten: „Da man nun zugleich 1571 den Stadtmusikum auf diesen Turm einwies und eben der Ratsherr Wilhelm Königsee sein Essen gab, wurden die Weiber der Ratsherrn so lüßtern, daß sie sich entschlossen, dem Turmmann (man nannte den Türmer auch „Hausmann“) die Hauswärme zu bringen. Sie tanzten also in aller Fröhlichkeit auf dem Umgang zwar gewaltig herum, allein es wurde dieses Verfangen als sündlich und ärgerlich von dem Ministerio gestraft, daher zwischen demselbigen und dem Stadtrat ein nicht geringer Unwillen entstanden.“ Im Jahre 1859 fand auf der Plattform des Straßburger Münsters die 400jährige Feier von dessen Vollendung statt.



Haben wir so gesehen, wie es beim Wächter aussah in guten Tagen, zu festlicher Zeit, wenn sich willkommene und fröhliche Besucher einstellten, so heißt es jetzt, bei ihm ausharren in gefahrvoller Stunde, wenn ungebeten der rote Hahn oder der Blitzstrahl ihren Besuch abstatteten.

Das Heranziehen eines Gewitters wird vom Türmer nicht so leicht genommen, er späht vielmehr sorglich nach der Wetterseite und benachrichtigt alsbald den Domküster oder den Pförtner,



an anderen Plätzen auch den Rat. Noch heute werden auf der Plattform des Straßburger Münsters die Wettererscheinungen überhaupt, insbesondere aber Wolken- und Blitzbildung beobachtet und der Sternwarte gemeldet. Die Gewitter gehören, trotz der Erhabenheit des Schauspiels, wohl nicht zu den schönen Seiten des Türmerberufs. Denn der Volksmund weiß, was er will, wenn er sagt: „Je höher der Turm, je näher beim Wetter“ oder „In hohe Türme schlägt es gern“, und in übertragener Bedeutung es ausdehnt auf die Großen dieser Erde:

„Er fiel — der stolze Thurm; wie herrlich stand er da!  
Wie hoch! doch eben drum war er dem Blitz zu nah,  
Der ihn ergriff — So macht es Gott mit Großen auch;  
Denn seine Blitze  
Umrauchen ihre Sitze.  
Er schlägt — ihr Glanz ist Rauch.“

wie einer beim Mainzer Dombrand von 1767 sang<sup>156)</sup>.

Wir haben bereits festgestellt, daß der Klang der Glocken, die zum Schutz gegen das Wetter geläutet wurden, den auf ihn gesetzten Hoffnungen nicht entsprach, daß im Gegenteil das Glockenseil manchem ein todbringender Blitzleiter ward. Es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, in der Chronik fast eines jeden Turmes sei von Blitz und Feuerschaden zu lesen. Das Heilbromer „Männle“ auf der Kilianskirche könnte davon ein Lied singen, denn hier krachte der Blitzstrahl 1555, 1562 und 1779 in das Gotteshaus und den Turm. Erwins Dom in Straßburg bleibt in der Feuerchronik nicht zurück und neben Beschädigungen erlebte er drei gewaltige Brände 1298, 1584 und 1759, zu denen sich 1870 noch der von den deutschen Kugeln angerichtete gesellt. 1759 betrug die Kosten der Reparatur 100 000 Taler, und der Kriegskommissär de Tinan regte die Anlage eines Blitzableiters an, der aber erst später angebracht wurde.

Leider ging es bei den zahlreichen Turmbränden des Mittelalters nicht mit Materialschaden ab; auch Menschen kamen um.



Nürnberg. Brand des St. Lorenzthurmes am 6. Januar 1865.



In Rothenburg erzählt man sich, beim Brand des Rathhausturmes 1501 sei der Türmer Wilhelm mit seiner Frau verbrannt; sein Kollege Jakob dagegen sei auf rasch hingeworfene Betten gesprungen und gerettet worden; er hätte also zu den Auserlesenen gehört, von denen es im Volksmunde heißt: „Wenn er vom Turme fällt, kommt er auf ein Bett zu liegen.“ Der Dom zu Erfurt<sup>167)</sup> liefert zur Brandstatistik sein redlich Teil. Im Jahre 1416 verursachten berauschte Läuter einen Dombrand, bei dem alle drei Türme und 16 Glocken verdarben. Kaum ein halbes Jahrhundert später legte politische Rachsucht oder Fanatismus den Turmbrand an, und abermals 1717 entzündete der Blitz den mittleren Turm daselbst, der seinen Nachbar mit ins Verderben riß. Der Vorabend des Osterfestes 1081 fand den Bamberger Dom in feuriger Lohe. Die St. Lorenzkirche in Nürnberg war wie ausgesucht vom verheerenden Blitz. 1563, erzählt Hilpert<sup>168)</sup>, sei feinewegen ein neuer Turmknopf vomnöten gewesen. Im Jahre 1400 schlug der Strahl sogar am St. Lorenztag während des Amtes in die Kirche und erschlug einen Knaben neben dem Taufstein. Auch 1504 an St. Maria Magdalena tat er am Taufstein Schaden, dem er ein Jahr später wiederholt sehr zusetzte, und 1555 soll er ihm einen abermaligen Besuch abgestattet haben. 1582 stürzte er ebendasselbst den Knopf und Turmhahn jählings in die Tiefe. Im gleichen Jahr, berichtet unser genannter Gewährsmann, schlug er am 6. Mai dem Türmer die Trompete aus der Hand und verletzte ihn tödlich. Nach wiederholten Blitzschäden im Laufe des 18. Jahrhunderts sollte noch ein gräßlicher Brand dem ehrwürdigen Gotteshaus bevorstehen! Denn am Dreikönigstag, dem 6. Januar 1865, schlug der Blitz in den nördlichen, älteren Turm und brannte ihn bis zum Turmkranz aus. Hier, wie auch anderweit bei Turmbränden, blieb nichts übrig, als dem schaurig schönen Schauspiel zuzuschauen, da nicht beizukommen war, bis das Mauerwerk den Flammen Einhalt gebot.



Den nördlichen Bremer Domturm erreichte schon 200 Jahre früher, 1656, das gleiche Geschick, wobei Uhr und Glocke verderben, und genau ein Jahrhundert später folgte die Bremer Stefankirche nach.

St. Nikolai in Hamburg könnte interessant von Bränden erzählen und St. Katharinen nicht minder. Am 16. Juli 1589 brannte ersterer Kirche der Turm ab, vom Blitz entzündet, wie uns ein Bericht des Pfarrers Bernhard Vaget erzählt. Der Knopf stürzte hinab, die Glocken schlugen zur Erde. Ueberhaupt sind Turmbrände in Hamburg sehr häufig. 1750 brannte dort der Michaeliskirchturm ab, und die herabstürzenden Glocken bohrten sich tief in die Gräber des Kirchhofes ein. Ein furchtbares Schauspiel bot auch der Brand des St. Nikolaikirchturmes beim großen, Hamburg verheerenden Feuer, 1842. Sonst flatterte oben die rote Fahne als Feuer-signal, damals züngelten die roten Flammen an der Kugel oberhalb der Laterne und verteilten sich über das Dach. Viele waren hinaufgestiegen, um von da einen Blick über das brennende Häusermeer zu werfen, nicht ahnend, daß das gefräßige Element sie selbst zu baldigem, schleunigem Rückzug nötigen würde, der über die sehr wackelige Wendeltreppe führend sich höchst gefährlich gestaltete. Man nimmt an, daß alle sich retten konnten, doch weiß man es nicht mit absoluter Gewißheit. Auch hier erwiesen sich Löschmannschaft und -apparate den Flammen gegenüber als machtlos. Ergreifend erklang das letzte Stürmen des Türmers. Sein Amtsbruder auf St. Michaelis läutete dem Turm die Totenglocke, so berichtet eine Erzählung aus diesen gefahrvollen Tagen, und die Sage schmückt das letzte Tönen des Glockenspiels als seinen Schwanengesang aus: ein oben mit Löscharbeiten beschäftigter Schornsteinfegerjunge hätte mit unkundiger Hand in wildem Durcheinander die Tasten gerührt. Die Spitze des Turmes stürzte, die Glocken schmolzen, statt Wasser spieen die Drachenköpfe glühendes Kupfer. Auch der Petriturm fiel, trotz aller Sprengungen ringsum. So groß war, wie erzählt



wird, die Blut, daß von der durch sie erzeugten Luftbewegung die Fahne im Kreise herumgewirbelt wurde. An helfenden Händen fehlte es im Turm nicht, und über die engen Treppen wurden in langer Kette die Wassereimer weitergereicht, bis die Hitze unerträglich wurde. An einem zu Löschzwecken am Turm hinausgehängten Gestell brannten die Taue durch. Mit riesiger Wucht schlug die Turmpyramide 12 Fuß tief in den Boden. Merkwürdigerweise erwies sich der Inhalt des Knopfes als unverfehrt.

Auch am ehrwürdigen Zeugen deutscher Krönungspracht, dem Pfarrturm des Bartholomäusdoms zu Frankfurt am Main<sup>153)</sup> ging das zerstörende Feuer nicht vorüber. In der Nacht vom 14. auf den 15. August 1867 fiel er den Flammen zum Opfer. Türmerwohnung und Glocken wurden dabei vernichtet. „Es ist ein wunderbares Verhängniß“, sagt Euler, „daß gerade an dem Tage dieses Denkmal zerstört wurde, da der neue Herrscher Frankfurts (Wilhelm I.) die durch Eroberung gewonnene Stadt zum ersten Male besuchte. Die Kirche, die in vollem Glanze eine ganze Reihe gekorener Kaiser des deutschen Reiches in ihren Räumen gesehen hat, lag in Schutt und Trümmern als der König sie betrat; das prachtvolle Geläute, welches die Wahl so vieler deutscher Kaiser verkündigt hat und noch bei dem letzten Versuche der Wiederherstellung der deutschen Einheit, bei der Wahl Friedrich Wilhelms IV. im Jahre 1848, in der alten feierlichen Weise ertönte, war verstummt.“ Das Zusammentreffen galt für diejenigen Bewohner der „freien Reichsstadt“, die von der neuen Ordnung der Dinge mit nichten entzückt waren, als ein Zeichen: „die preußische Spitze habe dem Pfarrturm ebenso wenig behagt, wie Frankfurts Kindern Preußens Oberhoheit“.

Auch ein weiterer Turmbrand fiel auf einen Merktag im Leben des ersten deutschen Kaisers. Als man 1887 dessen 90. Geburtstag feierte, und die Höhe des Turmes der St. Magdalenenkirche zu Breslau in Illumination erstrahlte, fiel ein Funke in den Turm und zündete. Erst unbemerkt geblieben, brach dann



die Höhe aus. Das Kupferdach schmolz. Die Glocke stürzte in die Tiefe und sprang.

Für das Schmelzen der Metallbedachung von Türmen haben wir auch zahlreiche andere Beispiele. So war das Kupferdach des Hamburger Katharinenturms 1684 bei einem Brand so heiß geworden, daß das Wasser mit lautem Zischen daran verdampfte; es gelang indes, den Bau zu retten.

Es ist wohl begreiflich, einen wie tiefen Eindruck der Turmbrand überall auf die Bevölkerung machte<sup>160</sup>). Es war nicht die Trauer um das Gotteshaus und seine Glocken allein, nein, es war auch die besondere Gefahr, die Machtlosigkeit gegenüber dem Element, dem meist schwer oder nicht beizukommen war, die Furcht vor einem Einsturz des Turmes, dessen verkohltes Gebälk nicht mehr tragfähig war, die alles erschreckte. Auch hier sah das abergläubische Volk Gottes Finger und Strafgericht, und es fehlte natürlich nicht an Superflugen, die schon längst mahnende Vorzeichen gesehen hatten. Ein Dombbrand zu Freising kündigte sich dadurch an, daß der Kelch in der Hand des Messe lesenden Priesters von unsichtbarer Gewalt umgestürzt wurde und der Inhalt vergossen ward, ohne jedoch irgend eine Spur zu hinterlassen. Uhus und Mäuse verkünden zur Nachtzeit Böses, unheimliches Gepolter entsteht, Gespenster gehen um<sup>161</sup>). Gebet und Fasten fruchten nichts, und die Bußpredigt der Priester verhallt ungehört. Im Flammenmeer blitzt Gottes Zorn auf. Die Glocken läuten von selbst, und das gebogene glühende Eisenwerk der Uhr läßt diese auch wohl beim Brande selbst merkwürdige und unheimliche Schläge tun.

Der Bußermahnung folgt die Sühnepredigt und als passender Grundtext erscheinen die Worte Jesaja 64, 11:

„Das Haus unsrer Heiligkeit und Herrlichkeit, darin dich unsre Väter gelobt haben, ist mit Feuer verbrannt, und alles, was wir Schönes hatten, ist zu Schanden gemacht.“<sup>162</sup>)





Es ist unmöglich und unnötig, aller der einzelnen Dom- und Turmbrände besonders zu gedenken. Ihrer ist in dem brandreichen Mittelalter allein schon Legion. Die Münster von Freiburg i. B., Basel und Mainz sind dabei vertreten; in das erstere schlug der Blitz 1561 ein und beschädigte den oberen Teil des Turmes derart, daß er einzustürzen drohte. Er wurde aber gerettet. Auch Speyers ist nicht zu vergessen. Sein Dom hat besondere Prüfungen erdulden müssen, und die Franzosen haben den traurigen Ruhm, in der Geschichte seiner Brandschäden eine große Rolle zu spielen. Bei dem Brand vom 6. Mai 1450 erwies sich das Glockenseil als eine Art Zündschnur, denn die Flammen liefen an ihm in die Höhe, verbrannten den Turm, schmolzen die Glocken, und Ähnliches geschah, als die Franzosen 1689 und 1794 im Dome hausten.



Aber zu den Elementen, die das „Gebild der Menschenhand“ hassen, gehört nicht nur das Feuer. Wasser, Luft und Erde gesellen sich ihm und haben auch ihr redlich Teil zum Zerstörungswerk an Türmen beigetragen. Verfaulen und Verwittern sind zwei Vorgänge, die die ununterbrochene Wachsamkeit des Baumeisters erfordern; ja, es findet an den großen Münsterbauten eine ganz planmäßige Erneuerung verwitterter Steinteile und fauler Balken statt, wobei in die ersteren wohl die Jahreszahl der Erneuerung eingemeißelt wird. Neben diesem stetigen Tribut an die Zeit gehen die einmaligen Verheerungen durch Wolkenbrüche einher, wenn auch seltener in den Chroniken der Türme erwähnt.

Um so häufiger aber treffen wir Beschädigungen:

„Weil das Wetter, Frost und Wind gar rauflustige Gellen sind.“

In Wien erzählt eine alte Volks Sage, der Teufel hätte, erhost darüber, daß ein von ihm geschleudertes Blitzstrahl den ver-



hasten Stefansturm nicht vernichtet hätte, mit dem Wind und dem Regen ein Bündnis abgeschlossen, in dem diesen aufgelegt ward, den Domgipfel so lange zu umsaufen und zu durchnässen, bis er, der Böse, sie wieder abberufe. Dies wollte er aber erst dann tun, wenn die mit der Reparatur betrauten Bauleute der Witterung überdrüssig die Wiederherstellungsarbeiten aufgegeben hätten. Da diese aber mit frommem Beten sich des Teufels und seiner Bundesgenossen erwehrt hätten, so habe Satanas von seinem Vorhaben Abstand genommen und beim Weggang nur vergessen, Wind und Regen abzubrufen, die nun schon jahrhundertlang vergeblich darauf warten und ihrem Mißmut durch heulen Luft machen, aber stets den Dom und vor allem seine Spitze heimsuchen. Die Wiener haben die Sage in das Verslein gebannt:

„Wenn auch das schönste Wetter im Lande ein und aus  
Ist Wind doch oder Regen am Stefansplatz zu Haus.“

Und was den Wind angeht, so gibt ihm bekanntlich der Kölner Domplatz nichts heraus, und zugig ist's überhaupt stets in der Nähe der hohen Windfänge. In Straßburg sagt ein altes Sprichwort:

„Zwer dä Minsterblatz ohnä Wind,  
Durch d' Kurwägäñ ohnä Kind,  
Durchs Spiddelgäffel ohne Spodd  
I ä groñi Gnaad vunn Godd.“<sup>163)</sup>

Und je höher wir steigen, desto lustiger bläst es um uns, und mehr denn einmal fahren die Hände blitzschnell nach dem Hut, um ihn vor langer Luftfahrt zu bewahren, denn das „himmlische Kind“ treibt da oben keinen Spaß. Wie mancher Turmhahn und -knopf hat durch es eine unfreiwillige Reise gemacht, ja mitunter schleudert der Sturm das ganze Dach herunter und zerschellt es, oder er behandelt es glimpflicher und läßt es behutsam niedergleiten. Solche Vorgänge forderten natürlich die Sagenbildung zu verführerisch heraus. So stürzte z. B. im



Jahre 1529 die viele 100 Zentner schwere Spitze von der St. Elisabeth-Kirche in Breslau herunter, glücklicherweise, ohne jemanden zu verletzen. Sofort entstand die Sage: Die Engel des Himmels hätten sie abgehoben und sanft herabgelassen, und ein altes Relief stellt den Vorgang so dar. Man hatte übrigens die Gefahr vorausgesehen, denn der Turm neigte sich, und der Rat bot 300 fl. für das Abtragen, fand aber niemanden. Da besorgte der Orkan die Arbeit umsonst. Nur eine Katze hätte, so heißt es, dabei ihr Leben gelassen, und auch die Mür kommt nur von einer auf einer Steinplatte in der Turmhalle abgebildeten Katze her, die aber das Wappen einer Familie Käzler sein soll. Auch von einem Gemälde in der nämlichen Turmhalle wird erzählt, und ein Gedicht berichtet über den Sturz in folgenden Zeilen:

„Der Thurm zu Siloe fiel ein,  
Davon brach mancher Hals und Bein.  
Da der Thurm zu Breslau abbricht,  
Ohn' Schaden solches geschicht.  
Die Last trug ab der Engel Hand,  
Gott Lob, der also es gewandt<sup>104</sup>.“

Ein Orkan war es auch, der in der Nacht vom 14. auf den 15. Februar 1648 in Hamburg den Katharinenturm umblies. Er stürzte ihn ins Fleet und auf Land, doch auch hier war, gottlob, kein Menschenleben zu beklagen, obwohl einige nur durch ein Wunder dem Tode entrannen. So soll ein mächtiger Balken durch das Zimmer der Prokuratorswohnung, in dem ein Kind mit seiner Amme schlief, geschlagen sein und sich, ohne diese zu verletzen, tief in die Erde gehohlet haben. Eine Inschrift beim Haupteingang erzählt davon:

„Mensch, schau was Gott gethan, darob man sich verwundert!  
Da man geschriben hat Eintausend und Sechshundert,  
Nach unsers Herrn Geburth, auch acht und vierzig Jahr,  
Des Morgens um Drei Uhr, den funfzehenden Februar,  
Die schöne Spitz' der Kirch', die Stierde dieser Landen,  
Und Ehren-reichen Stadt, nachdem sie war gestanden



Nur fünf und vierzig Jahr, fiel durch des Wetters Knall  
Und Windes Ungeßüm den unverhofften fall.  
Doch Gottes weise Hand, krafft seiner starken Worte,  
Hat also sie gelegt, daß an demselben Orte,  
Der unbewohnet ist, verletzet ward niemand:  
Daß Menschen Sinn und Wiß nicht zu ergründen fand.  
Dies hat verhänget Gott von wegen deiner Sünde,  
Die eine Ursach ist so großer Stürm' und Winde:  
Drum Dank und bitte Jhn, weil er viele Gnade hat  
Daß er bewahre fort Gemeine, Kirch und Stadt. U. 1652. 15. febr."

Diese Strophen erheben hoffentlich keinen Anspruch auf poetische Schönheit, dagegen lassen sie uns einen Blick in das Geistesleben der Zeit tun, die sich noch nicht von dem Gedanken frei machen kann, der elementare Ereignisse unbedingt eine Äußerung des göttlichen Zornes in Form eines Strafgerichts sein läßt. Eine Reihe von Buß- und Bettagen, vom Rat angeordnet, waren die Folge. Sogar Leichen durften an diesen Tagen nicht begraben werden, die Läden blieben geschlossen, Tanz und Spiel ruhte, die Wirtshäuser lagen des Abends im Dunkel.

Ein ähnliches Vorkommnis schildert uns der Breslauer Professor Büsching in seinem Büchlein<sup>165)</sup>: „Reise durch einige Münster und Kirchen des nördlichen Deutschlands 1c.“ Da hatte der Thurm der Katharinenkirche der Stadt Brandenburg nach Sturm und Erdbeben 1580 bedenkliche Risse gezeigt, die man vergebens mit Kalk ausbesserte. Als er nun obendrein später 3 Zoll aus dem Lot wich, beschloß man, die Glocken herabzunehmen, „und der Kunstpfeiffermeister Martin Nehring verließ am 29. März abends mit Weib und Kind den Thurm, seinen 3 Gefellen, Antonius Stortwein, 20 Jahre, Andreas Drichel, 17 Jahre und George Wulff, 16 Jahre, die Nachtwache anvertrauend. Antonius Stortwein blieb um 9 Uhr abends den Gesang vom Thurm ab: „Wenn wir in höchsten Nöthen seyn“, und um 3 Uhr morgens: „Wo Gott der Herr nicht bei uns hält“, Lieder, die wunderbar zu dem nachfolgenden Unglück



paßten.“ Die drei Gefellen fielen nämlich bei dem bald darnach erfolgenden Um- und Unfall des Turmes in den Betten weich vom obersten Turmboden herab, ohne Schaden zu nehmen. Kein Wunder, daß man dies als eine Fügung Gottes ansah. Leute wollten vorher ein Licht oben gesehen haben, obwohl versichert wurde, die Wächtergesellen hätten keines gebrannt, und Schiffer auf der Havel sahen sogar in der Luft eine dreifache Kerze oder Fackel, was die Engel bedeuten sollte, die die Jünglinge retteten; dies ist aber ein ganz allgemein verbreitetes Vorzeichen, das abergläubische Gemüter früher in tausenderlei Variationen gesehen haben wollten. Die Spukgeister oder guten Engel mußten eben auf alle Fälle die Hand im Spiele haben. Heutzutage würde man der Technik die Lösung der Frage zuweisen und Gottesgelahrtheit und Geisterglauben aus dem Spiele lassen.

So sehen wir, daß trotz der mächtigen Quadern und dicken Mauern dennoch die Zeit ihren Tribut fordert, und daß die Turmbauten in steter Gefahr der Baufälligkeiit schweben. Sie wird natürlich auch durch das Alter oder die Verwendung schlechten Materials oder technische Fehler begünstigt, beschleunigt und durch alle Verklammerung und Ausbesserung nicht beseitigt. Sehr oft waren auch die Glocken die Ursache dazu, und ihr Außergebrauchsetzen war dann das einzige Mittel zur Erhaltung des Turmes. Doch kann man im Großen und Ganzen die alten Meister nur bewundern, die, ohne tiefe wissenschaftliche Bildung in unserem Sinne, den Turmbauten eine Festigkeit gaben, die uns staunen macht. Das Volk scheint zwar zu allen Zeiten die Möglichkeit eines Einsturzes erwogen zu haben. Man sagte oft: „Hohe Türme fallen hart“ oder „sie fallen leicht ein“, und lenkte den Gedanken mit den Worten: „ich habe schon größere Türme fallen sehen“, in das Gebiet des Übertragenen. Aber die Verantwortlichkeit lastete darum doch in ihrer ganzen Schwere auf dem Baumeister, und die Erzählung von Matthäus Böblingers Flucht aus Ulm, die erfolgt sein soll, weil zwei Steine im Turm-



gewölbe herabgestürzt seien, hat, sie mag historisch sein oder nicht, typische Bedeutung. Machtlos freilich stand der menschliche Witz den verheerenden Wirkungen des letzten der vier Elemente gegenüber, der Erde, wenn sie bebend die Grundfesten der Türme erschütterte, vom kleinsten Zittern bis zu den furchtbaren Folgen des Erdbebens. So starr und scheinbar unerschütterlich so ein Turmriesen dastehen mag — oft genügt eine kleine Erschütterung, ihn, wenn auch nur minimal, erzittern zu machen. Am Wiener St. Stefansturm schwankt die Spitze bis zu 13 mm, wenn unten ein Lastwagen vorbeifährt. Den Schlag eines Arbeiters am Fuße des Turmes merkt man an der Spitze<sup>166</sup>). Das Läuten der großen Glocke seit 1711 rief bedeutende Schwankungen hervor, die schließlich dazu führten, die Glocke nicht mehr zu läuten. Merkwürdigerweise soll die Erschütterung oben gering, am stärksten in der Höhe der Glockenstube gewesen sein. Natürlich tritt bei Sturm eine größere Schwankung ein, aber sie ist unkontrollierbar und wohl ohne Gefahr für die Stabilität des Turmes.

In Regensburg hat der Dombaumeister Denzinger beobachtet, daß beim Bewegen einer Glocke ohne Klöppel sich keine Schwankung ergab, eine starke indes beim Läuten mit Klöppel, daß also der Schall der Erreger der Schwankung ist. Von anderen Schwankungen berichten die Chroniken bei richtigen Erdbeben, die sich in deren Seiten oft und gewissenhaft aufgezeichnet finden. Im Jahre 1590 wurde bei einem derartigen Naturereignis auf dem Wiener Stefansturm die Helmstange unter dem Knopf zerbrochen und mußte ausgebeffert werden. Der Mainzer Dom wurde schon 1146 und wahrscheinlich auch 1312 von Erdbeben beschädigt, desgleichen das Baseler Münster im Jahre 1356.

Am 8. September 1601 wurde der Turm der Heilbronner Kilianskirche derart in Schwankung gebracht, daß, wie erzählt wird, das kleine Schlagglöckchen unter dem „Männle“ von selbst zu läuten begann. Gewaltig muß auch die Erschütterung gewesen sein, die am 5. August 1728 das Straßburger Münster



heimsuchte, und von der uns eine über dem Eingang zur Pyramide gegenüber der Wächterwohnung angebrachte Tafel erzählt. Es bedarf doch keiner geringen Schwankung, um das Wasser in den Reservoirs auf der Plattform meterhoch zu heben und 18 Fuß wegzuschleudern, wie damals geschah. —

Haben wir den Turmwächter in seinem hohen Heim besucht, sein Tagewerk in guten und schlechten Zeiten verfolgt, seinen Erzählungen gelauscht, so betreten wir nun in den Türmen, in denen die Bauart es zuläßt, den Umgang oder die Plattform. Frischer, reiner Luftzug weht uns begrüßend an, wir haben ein, wenn auch bescheidenes Vorahnen des Hochgeföhls auf Bergeshöh'. Zuerst schweift der Blick überrascht von den hier sichtbaren weiten Fernen im Kreis herum, ein gewaltiges, lebendiges Panorama umgibt uns und lohnt reichlich des Steigens Mühe.

Die Ulmer Vierecks-Plattform war 400 Jahre lang der höchste Aussichtspunkt und als solcher ein beliebter Besuchsort; Mar I. hat ihn 1492 eingeweiht. Unzählige Scharen sind über die Plattform auf Erwins Dom in Straßburg hingepilgert, entzückt von dem Bild, das sich dem Auge darbietet, und dessen einzelnen Punkten ein Straßburger, namens Piton, eine genaue, plastische Nachbildung wie detaillierte Erklärung hat zuteil werden lassen. Über das Haardtgebirge<sup>167)</sup> schweift das Auge, an geschichtlich interessanten Plätzen wie den Burgen Gutenberg und Trifels, dem Gefängnis Richard Löwenherz' Halt machend, über anno 1870 bekannt gewordene Stätten, wie den Geisberg bei Weixenburg zum Wacken. Jetzt trifft es das Rheintal und den Schwarzwald dahinter, am Rheinstrom selbst das feste Kehl und mancherlei Hügel und Höhen und im Süden die überragenden Spitzen des Feldbergs, Belchen und Blauen, mit dem Kaiserstuhl davor. Drüben gen Süden erblicken wir die Vogesen, der Sulzerkopf (993 Meter) erhebt sich dort, „die drei Eren bei Colmar mit ihren Erinnerungen an den elsässischen Papst Leo IX., die Burgninen Hattstatt und Landsperg, die höchste Vogesenspitze,



der Schweilerer Belchen (1426 Meter); näher ziehen sich die Linien des Gebirges, an dessen vordern Kämme und Abhänge sich die Burgruinen Hohenack, Rappoltstein, Hohkönigsburg, Kientzheim, Frankenburg, Ramstein, Ortenburg, Bernstein folgen; im Hintergrunde der letztern ragen der Grand Bressoir und der Ungersberg bei Schlettstadt auf. Über St. Thomas hinaus ruht der Blick auf dem gewaltig sich abzeichnenden Odilienberg mit dem weitberühmten Kloster Hohenburg, das unsere Gedanken auf die sagenreichen Zeiten Ethico's und seiner Tochter Odilia, an die Zeiten der sang- und kunstreichen Äbtissinnen Relindis und Herrad von Landsperg zurücklenkt, und bei dem wir gern an Goethes Besuch dort oben denken. Der Odilienberg läßt in seiner südwestlichen Spitze, dem Männelstein, seine durch die Heidenmauer gehobene Bedeutung als Zufluchtsort der umwohnenden Bevölkerung in den wilden Jahrhunderten der Völkerwanderung ahnen; an seinen Abhängen ragen der Landsperg, Truttenhausen, Lützelstein und Rathsamhausen; über ihnen ruht der Blick auf dem Hochfeld (Champ du feu) und den wundervollen Höhen des „Hohwaldes“, etwas rechts auf der Burg Girbaden, hinter welcher die das obere Breuschtal umstehenden Höhen mit dem Donon (hohe Donne), dem Kollen, dem Schneeberg bei Niedeck hervortreten. Jetzt aber ziehen sich die Gebirge weiter zurück; das flache herrliche Land liegt vor uns mit seinen Feldern und Wiesen, seinen blauschwarzen Waldungen, seinen zahllosen Städtchen, Flecken und Dörfern. Den Abschluß der Berge bilden nach Nordwesten die beiden Geroldsteiner Schlösser, die alten Schutzmauern der Abtei Mursmünster, und zuletzt der Hohbarr über dem freundlichen Zabern, dem ehemaligen Sitze der Straßburger Fürstbischöfe.“

Ein nicht so großartiges, aber liebliches Bild entrollt sich uns, wenn wir von der Platte unter der Pyramide des Freiburger Münsters Umschau halten. Auch hier ziehen sich die Vogesen hin, im Westen ragt der Kaiserstuhl, im Süden der Loretto und die Au von Güntersthal, nach Osten gewandt erblicken wir den



Schloßberg und Rosßkopf, und nach Norden zu überschauen wir die Ebene bis Kiegel hin. In Ulm stellen Donau und Iller, die Alb, die Städte Günzburg und Leipheim die Ruhepunkte für den Umschauenden dar; bis in die Alpen zum Säntis, zur Zugspitze und Benediktenwand dringt der Blick vor. Die blaue Donau schlängelt sich auch durch den Rundblick von der Höhe von St. Stefan in Wien. Orte, die geschichtliche Erinnerungen aller Art wachrufen, fügen sich ein: das Marchfeld, Eßlingen, Aspern, Simmering, Ebersdorf, Schönbrunn, und die steirischen Berge ragen in der ferne.

Vom Köhler Dom herab erschaut der Blick stromauf- und abwärts die Wellen des Vaters Rhein, und unser Auge begleitet die Eifelberge, hinter deren Höhen es das alte, ehrwürdige Trier mit seinen reichen, geschichtlichen und sagenhaften Überlieferungen zu entdecken sucht. Vermag es hier nicht bis dahin zu dringen, so kann es im Westen die Türme der nicht minder ehrwürdigen Kaiserpfalzstadt Aachen erblicken, nach Norden gewandt, schweift es über die Länder Jülich und Cleve bis in das Ruhegebiet hinein — ein weites Reliefbild, durchsetzt mit Orten, deren Namen uns wie alte Bekannte aus der kirchlichen und Profangeschichte der Rheinlande ins Ohr klingen, wenn der erklärende Führer sie nennt.

So treffen wir auf dem Turmeskranz überall ein buntes Bild um uns aufgetan; weit dehnt sich das Land über unabsehbare Ebenen, oder Bergketten umrahmen es malerisch und begrenzen mit ihren Höhen den Ausblick. Uns zu Häupten wölbt sich der blaue Himmel, oder die Wolken ziehen, vom Winde getrieben über uns hin, und in verzeihlicher Täuschung wähnen wir uns ihnen viel näher als unten. Durch reiche Abwechslung und schroffe Gegensätze belebt sich das Panorama um uns her. Dunkelgrün, fast blau die Berge und Wälder, hellgrün die Fluren und Wiesen, silberweiß die Flüsse und Ströme, braun Äcker und Land; Dörfer und Weiler ragen heraus, regellos zerstreut, wie die Farben auf des Malers Palette. Und zwischen den festen



Köln. Dom, Südkreuzblume und Stadtsicht vom Dachstuhl aus gesehen.



Punkten ein Hin und Her voll Bewegung und Leben. Über uns wandert die Sonne, deren **Aufgang** der Türmer früher erschaut als die Menschen unter ihm, deren letzte **Strahlen** ihm noch Stube und Turmknopf vergolden, wenn unten bereits die **Schatten** dunkeln und schon hier und dort ein **Licht** ausblitzt in Wohnungen und Straßen. Und wenn alles zur Ruhe gegangen ist, das **Lichtermeer** unter ihm erlosch, so unflimmern die Sterne am Firmament die Kuppel, und nur der Klang der **Uhr**glocken ertönt durch die stille Nacht, bis es sich im **Osten** rötet und **Licht** und **Leben** wiederkehrt. Dann wimmeln da unten die Menschen wie Ameisen, lautlos rollen die Wagen über die Wege, denn nicht jeder Klang dringt bis hinauf zur Höhe des Turmes, gleiten die **Eisenbahnzüge** daher, oft nur durch eine weiße **Dampf**wolke ihre Spur ver ratend. Der **Rauch** aus den **Schorn**steinen von Häusern und **Fabri**ken wirbelt zu uns empor, höherwohnenden Nachbarn des Domes können wir in die Stuben schauen, und der alte Türmer versichert schmunzelnd, er habe schon mancherlei gesehen —: „es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde!“ Fast begreift man das **Riesen**fräulein von Niedeck, die mit **Mensch**lein und **Pferd**chen spielen wollte, und wenn wir auch ihr **Gelüste** nicht teilen, alles wegzunehmen, so weilt doch unser **Blick** gerne auf dem entzückenden, plastisch, belebt und **hunt**farbig vor uns ausgebreiteten **Bilde**, und nur ungern trennen wir uns davon, um den letzten Teil der **Wanderung** an die **Wolken** anzutreten.



6.

## Zur Turmspitze.

„Sollen dich die Dohlen nicht umschrei'n  
Mußt nicht Knopf auf dem Kirchturm sein.“

Goethe. Zabne Fenten. 5.





Es erübrigt noch der letzte, beschwerlichste, auch gefährlichste Teil unserer Wanderung. Über der Plattform, dem obersten Turmfranz oder den obersten Umgangsgalerien erhebt sich bei gotischen Turmbauten, soweit sie ausgebaut sind, die eigentliche Turmspitze, nach ihrer Gestaltung die Pyramide genannt. Hat man den ganzen, über eine gewisse Höhe hinausgehenden Turmbau als ein nur künstlerischen Zwecken und dem Ehrgeiz dienendes Unternehmen bezeichnet, um wie viel mehr entbehrt die Pyramide jeglichen praktischen Wertes. Sie dient lediglich der Schönheit, der Ästhetik. Man hat es widersinnig genannt, ein Dach, wie die Pyramide es doch darstellen soll, so durchbrochen zu gestalten, daß Wind und Wetter spielend den lichten Steinhelm durchdringen können, und betont, daß das eigentliche Dach schon die Abwölbung oberhalb des Wächter- oder Glockenraumes sei. Dem haben aber andere entgegengehalten: „war die Kirche ein verkörperter Lobgesang, so durfte dieser wohl hier in Himmelsnähe in jubelnden Tönen schließen.“ Und wie das Leben des gläubigen Christen sich immer mehr nach der Aufgabe zuspitzt, Gott näher zu kommen, hienieden wie nach dem Tode, so läuft auch die sich stets verjüngende Pyramide des Turmes in einem Punkte zusammen, den man bei vielen Türmen, nicht ohne Ab-



sicht, in Kreuzesgestalt gebildet hat. Da, wo die Kraft oder Lust zur Vollendung des Turmes erlahmte, blieb das Ganze ein „Lobgesang“ ohne abschließenden Akkord, und die statt der geplanten Turmspitze aufgeführten Bauten, wie das Straßburger Wächterhaus, die inzwischen verschwundenen Notbauten auf dem Ulmer Münster, dem Frankfurter Dom, und die wälsche Haube der Münchener Frauentürme sind dem Architekten grelle Mißtöne in der „architektonischen Musik“, wie man das harmonische Zusammenwirken der einzelnen Bauteile wohl genannt hat.

In den Pyramiden haben die Baumeister und Steinmetzen sich nach Herzenslust ausleben können und daher häufig in ihnen bewunderungswürdige Meisterwerke geschaffen. Sehr bequem vermögen wir von der Plattform des Freiburger Münsters die sich kernlos über uns zuspitzende Pyramide zu studieren und wir sind in Verlegenheit, ob wir dem herrlichen, durchbrochenen Steinhelm selbst oder dem kühnen Gedanken, die bei aller Zierlichkeit doch gewaltigen Massen so spielend in die Luft zu zaubern, die Palme geben sollen. Wir verweilen um so lieber bei ihrer Betrachtung, als Derartiges selten ist, denn Freiburgs Turmspitze ist, wie ein feinsinniger Kenner des Münsters festgestellt hat<sup>169</sup>), die erste völlig durchbrochene Steinspitze Deutschlands gewesen und die einzige, die unter den erhaltenen noch aus dem 15. Jahrhundert stammt. Die auch durch die Verjüngung des Helmes bedingte Verkürzung erweckt bei uns leicht eine falsche Vorstellung von den Dimensionen und Abständen der einzelnen Rippen und Kurven, und wir hören mit Staunen, wie viel Meter die Werkleute, denen die Untersuchung und Instandhaltung obliegt, noch hinaufklettern müssen bis zum Turmknopf.

Zu dem einen, ausgebauten Turm des Straßburger Münsters, der sich übrigens noch einmal so hoch über die Plattform erhebt, als diese über den Boden, erbaute Johann Hülz die bekannten Schneckenstiegen, über die man bis zur Spitze steigen kann. Ein wunderbarer Bau, dessen einer Teil ermöglicht, daß 3 Personen



gleichzeitig, ohne einander zu sehen, hinaufgelangen können, aber architektonisch ein Mißgriff, der den Turm verunziert, da ihm die durchbrochenen Pyramiden fehlen.

Die Schneckenstiegen führen uns zu einer Galerie, wo bei Festlichkeiten die Fahnen herausgesteckt werden. Von da an erhebt sich noch die achteckige Pyramide und über ihr der Helm, dessen Laterne auf acht Treppchen erreichbar ist. Abermals hinanklimmend gelangt man zur Krone, über der der Turmknopf und das Kreuz die Wolken zu berühren scheinen. „Das offene Durchsichtige im oberen Turm,“ schwärmt der Däne Baggesen in seiner humoristischen Reise durch Dänemark 1c. <sup>170</sup>) „zwischen dessen schmahlen Pfeilern die Luft unaufhörlich saust, hat etwas besonders feyerliches und wunderbares. Hier scheint er nicht mehr von Menschenhänden gebaut, er scheint blos auf sich selbst zu ruhen; und die Lustigkeit erhöht die Pyramide ungemein. Man zählt die Tritte in Jakobs Himmelsleiter und die Einbildungskraft besetzt sie mit auf- und niedersteigenden Engeln.“

Die Ulmer Turmpyramide gilt als ein Wunderwerk der Technik. Sie stellt sich dar in sechs Feldern emporsteigend, deren Grenze je eine Wimpergenreihe bildet. Ihre respectable Höhe beträgt 41 Meter, während die Turmspitze noch weitere 18 Meter emporragt. Der Aufstieg zu der obersten Plattform am Helmkranz wird durch eine die innere Pyramide durchlaufende Wendeltreppe ermöglicht, die in einem mit Fenstern versehenen Stein-treppenzylinder verläuft und ungeachtet der Höhe sicher und ohne Beschwer emporführt. Die oberste Plattform liegt 145 Meter über dem Erdboden und faßt 24 Personen. Zur Helmspitze führt die Bauhandwerker eine 14 Zentner schwere Eisenstange; in Köln erklimmen diese an der Außenseite des Steinhelms auf einer kupfernen Leiter die höchste Spitze, um zu erforschen, ob nicht Wasser und Sturm gefahrdrohende Verheerung angerichtet haben, und ob der Blitzableiter noch seinen Dienst tun kann.



Außer diesen regelmäßigen Untersuchungen an Ort und Stelle führt auch noch eine Reihe besonderer Anlässe Baumeister oder Handwerker in die schwindelnde Höh'. An manchen Orten ist es Sitte, während der Domkirchweihe auf dessen höchster Spitze Fahnen herauszustecken, und außer an der Kirmess klettert ein schwindelfreier Arbeiter auch wohl am Geburtstag des Landesherren hinan, um die flatternden Verkünder des festlichen Tages anzubringen.

Die beim Wiener Kirchweihfest verwendeten Fahnen trugen das Bild der Maria von Pötsch, und es hingen Schafsglocken daran. In den obersten Regionen von St. Stefan war es auch, wo man im Jahre 1519 zu Ehren der Wahl Karls V. mit Pech- und Schwefelfeuer illuminierte, wobei freilich der Baumeister im Rauch zu Schaden kam und starb. In Heilbronn kam man auf die drollige Idee, bei verschiedentlichen Turmilluminationen dem auf der Turmspitze stehenden „Männle“ eine Fackel in die Hand zu geben. Daß Illumination für den Turm gefahrbringend werden kann, haben wir beim Brand des Magdalenturms in Breslau, im Jahre 1887, gesehen<sup>171)</sup>; das Schicksal hatte eine andere Illumination beschlossen, als die von Menschen geplante. Zu dem, was Kirchtürme im Laufe der Jahre alles über sich ergehen lassen mußten, gehört schließlich auch, daß die tollen Freiheitschwärmer im abermals eingenommenen Mainz 1798 auf der Spitze des Doughturmes eine blau-weiß-rote Fahne anbrachten, die eine Zeittanz den Sieg der neuen Ideen weithin verkündete, bis man müde ward, das oft vom Sturm zerfetzte Symbol immer wieder zu erneuern; das Straßburger Münster entging der Vernichtung in den Tagen der französischen Revolution nur, nachdem man ihm eine Jakobinermütze aufgesetzt hatte.

Solches Hantieren auf Turmeshöhe erfordert natürlich kaltes Blut, völliges Freisein von Schwindel, Behendigkeit und Kraft. Nicht immer freilich haben die Handwerker, die ihr Beruf hinanföhrte, heil die Erde wieder beröhrt, und wir wissen von manchem,



der den furchtbaren Sturz in die Tiefe dabei getan hat, und hier und da erzählt uns eine Tafel am Turm sein traurig Geschick.

Auf diese Weise erfahren wir, daß in Landshut vom zweiten Turmkranz der St. Martinskirche herab der Kupferschmied Göttner und der Mannrer Sigt den Todessturz taten. Ein andermal ist es ein Thurnerknabe, der zur Turmmusik gehend oder von ihr heimkehrend die Stufen verfehlte und zu Fall kam, oder ein Knabe stürzt vom Kranz des Heilbronner Kiliansturms herab, fängt sich aber in seinen aufgeblähten Rößchen wie in einem Fallschirm: sein Schutzengel trägt ihn langsam hinab, deuteten's die Leute.

Aber nicht bloß dieser wird mit dem Sturz von der Sage in Verbindung gebracht. Auch der Böse, sein Erzfeind, spielt dabei eine Rolle und zwar keine untergeordnete. Wir haben gesehen, wie das kühne, stetige Emporstreigen des Baues den Beschauer so in Stauern versetzte, daß er vermeinte, so Außergewöhnliches könne nicht mit rechten Dingen zugehen. Da mußte der Teufel seine Hand im Spiele haben; Neid und Mißgunst taten das ihre, die Leute in dem Glauben zu bestärken. So treffen wir an Turmbauten mehr denn einmal das Bild eines herabstürzenden Mannes, zu dessen Erklärung man sich des erwähnten Verdachtes bediente. Glockengießer und Baumeister, die unehrlich gearbeitet und sich dem Teufel verschrieben hatten, läßt die Sage mit Vorliebe im Wahnsinn von der Sünde des Turmes herabspringen, um dem Satan zu entgehen, oder dieser stellt sich bei ihnen auf der Sinne ein, um den Fortgang des Werkes zu besehen, und schleudert die ihm Verfallenen in die Tiefe hinab.

Dichterisch verwertet findet sich die Sage in folgenden Strophen:

„So wächset das Werk in riesigem Lauf,  
Wohl steht es erhöht und fertig,  
Der Krahn zieht den letzten der Steine hinauf,  
Und der Zimmermann stehet gewärtig,  
Und er nimmt das Maaß von Sparren und Fach  
Im Siebeldach.



Da winket der Böse in Ritterstracht,  
Der Bube erschaut es mit Grauen,  
'Komm laß uns, was du so herrlich gemacht,  
Von Thurmeshöhe beschauen.'  
Da schallen die Tritte so schaurig und dumpf  
Im Thurmes Rumpf.

Und als das Paar auf der Plattform stand  
Da schiebt mit schmeichelnder Tücke  
Der Böse den Jüngling hinaus zum Rand,  
Daß er sich am Baue entzücke.  
Er ziehet ein scheußliches Kazengeficht:  
'Kind bebe nicht' . . .

Er wirft ihn hinunter mit kräftigem Schwung,  
Er stürzt von Bogen zu Bogen,  
Er wirbelt hinab, ha! entsetzlicher Sprung!  
Von der Nacht des Todes umzogen  
Und der oben höhnlacht mit gräßlichem Klang  
Den Leichensang!"

Hierhin gehört auch die bekannte Sage vom Werkmeister Hans Buchsbaum in Wien. Er hatte sich um Marie, die Tochter des Baumeisters, beworben, aber vom Vater, der in ihm einen gefährlichen Nebenbuhler vermutete, den Bescheid erhalten, das Jawort erfolge, wenn er in bestimmtem, absichtlich zu kurz bemessenem Zeitraum den zweiten Turm an St. Stefan erbaue. Da kommt der Teufel und verführt den Ratlosen. Er hilft, wenn dieser verspricht, weder den Namen Gottes, noch den der heiligen Jungfrau oder sonst eines Heiligen zu nennen. Er gelobt's, und rasend rasch und herrlich gedeiht das Werk. Auf dem fast vollendeten Turm schaut Buchsbaum hinab und gewahrt seine Geliebte. Er vergißt sein Wort und ruft sehnsüchtig ihren Namen „Marie“ hinunter: da erfaßt ihn der Teufel und schleudert ihn in die Tiefe. Man wäre versucht, der Erzählung trotz des Ausgangs einen harmonischen, versöhnenden Abschluß beizulegen. Der Name Marie ist nicht absichtslos ge-



Köln. Dom, Turmspitze vom Gerüst aus.



wählt. Wie die Liebe zu dem reinen Mädchen das Motiv zur unseligen That war, so klingt auch ihr Name zuletzt von den Eippen des dem Tod Verfallenen, und die allerheiligste Jungfrau Maria — so hofft der Gläubige — wird ein fürbittendes Wort für den Gerichteten einlegen. Dem mittelalterlichen Menschen freilich ist eine solche Auffassung wohl kaum geläufig gewesen; ihm war des Betörten Sturz nur eine gerechte Strafe für sein Teufelswerk. Galten ihm doch auch geistig Kranke für vom Teufel besessen. Auch solche Unglückliche, geistig Ummachtete, fehlen unter den unheimlichen Turmbesuchern nicht.

Im Münchener Frauenturm bei der Wächterstube hängt das Bild einer jugendlichen Selbstmörderin, und auf Befragen erzählen die Wächter folgende Geschichte: am 14. Januar 1785 stürzte sich die Baronesse Franziska von Jekstadt, 16 Jahre alt, mittags 2 Uhr vom Frauenturm in München hinab, durchschlug des benachbarten Zeremoniarhauses Dach und blieb erst im Inneren deselben liegen. Nach einer Lesart der Überlieferung seien die Wächter daraufhin aus dem südlichen in den nördlichen Turm gezogen, auch habe die Selbstmörderin Fanny Saloska geheißt und habe den Geliebten der eigenen Mutter unglücklich geliebt. Augenzeugen wollten gesehen haben, wie sie vor dem Todessturz das lange, blonde Haar zurückstrich. Jetzt steht nach Kirchenbucheintrag der erstere Name als der richtige fest und ebenso, daß das unglückliche Geschöpf krank gewesen ist.

Auch in Straßburg wird von einem ähnlichen Fall erzählt und noch die Stelle gezeigt, wo angeblich der Unglückliche auf das Dach des Langhauses aufschlug, und anderwärts begegnen wir Ähnlichem. Aber gottlob! ist die Zahl der Unglücksfälle im Verhältnis zu der Masse der Turmbesucher eine kleine, obwohl die Unvernünftigen nicht alle werden, die in törichtem Wagemut eine besondere That zu vollbringen vermeinen, wenn sie sich weit über das schützende Geländer beugen oder, was in München ein beliebter Unfug war, aus der Kuppel hinaufkletterten, um ihren



Namen in den großen Messingknopf des Frauenturmes einzuschneiden.

In Straßburg soll der Münsterprediger Symphorian Pollio, vom Volk Herr Zimprian genannt, im 16. Jahrhundert auf dem Geländer der Plattform herumspaziert sein. Seine Lorbeeren ließen im Anfang des 18. Jahrhunderts einen vornehmen fremden Kavaliere nicht ruhen; dieser schwang sich ebenfalls auf die Brüstung und hatte sein Wagestück, auf dieser herumzulaufen, beinahe durchgeführt, als er vom Schwindel erfaßt in die Tiefe stürzte. Sein treues Hündchen sprang ihm nach, und noch jetzt ist die Figur eines Hundes in einer Ecke der Balustrade ausgehauen zu sehen.

Da muß man den Handwerksleuten, die auch in der Turmshöhe besondere Bravour an den Tag legten, doch zugeben, daß sie wenigstens ihr Unterfangen durchführen konnten. Derartiger Stückchen könnte der Wiener Stefansturm mehrere erzählen.

So stand bei der Ankunft des Kaisers Mar II. auf dem Domknopf ein Fähndrich, der eine große Fahne schwang. Ein Gleiches wird dem Kirchenbaumeister Behringer nachgezählt, als 1608 der Erzherzog Matthias einzog, und ebenso begrüßte man 1635 die Ankunft Mar' von Baiern. 1658 geschah es zum letztenmal beim Einzug Leopolds I. Damals kletterte der Gärtner Gabriel Salzberger hinauf und schwang seine Fahne. Aber — o Graus! — im festlichen Treiben soll man seiner vergessen haben, und er mußte eine ganze Nacht oben zubringen, bis Erlösung kam. Er war ergraut, und auch sonst entsprach die Höhe des Lohnes nicht der, in der er sein waghalsiges Beginnen ausgeführt hatte. Er erhielt 12 Taler bar.

Da stand sich der Meister Kessytko doch besser, der nach der Entsetzung Wiens, 1686, statt des Mondes das Kreuz auf den St. Stefansturm pflanzte. Er erhielt dafür 1000 fl. und Kleider für sich und seine Söhne. Er scheint sich ebenso seiner Sache sicher als stolz in der Brust gefühlt zu haben, denn er



zog unter Trommelklang zum Dom, schwenkte auf der Rose des Turmes eine schwarz-gelbe Fahne in alle vier Himmelsrichtungen und ließ sie dann an der Spitze der Leiter flattern. Nachdem er den Mond losgemacht hatte, trommelte er, trank aus sechs bleiernen Bechern den unten Stehenden Gesundheit zu und warf die Becher nebst einem Sack voll Obst hinunter und schoß eine Pistole ab. Ob man den Schuß vernahm, ist zweifelhaft, daß das Obst in schlechter Verfassung ankam, zweifellos.

An Waghalsigkeit und ihre Bestrafung erinnert auch die auf dem Dach des nördlichen Magdeburger Domturmes befindliche Figur eines Mönches: „so sich auf die Krone mit Pantoffeln zu steigen bei Teufelholen vermessen, welcher aber heruntergefallen und den Hals gestürzt“.

In Hamburg spazierte am 26. Oktober 1608 ein Seiltänzer von der Galerie des Jakobiturnes auf dem Seil nach dem Pferdemarkt hinunter, was lange als Kuriosum galt und erzählt wurde. Schon 1582 hatte sich ein „Einienflieger“ produziert, indem er auf einem in der Mitte des St. Nikolaikirchturmes befestigten Seil dreimal hinabtanzte und dabei in einem Schiebkarren einen Knaben vor sich hinschob. Zehn Jahre später wird ein Kollege, aber ohne Schiebkarren und Knaben, erwähnt, und eingehend erzählen die Chronisten (und nach ihnen Beneke S. 118) von einer derartigen Schaustellung eines „jungen schönen“ Seiltänzers an demselben Turm, am 26. Oktober 1608<sup>173)</sup>.

„Schlag fünf Uhr war's, da trat der Gaufler oben vom Turm an die Luft, indem er die Füße auf das schmale, schlaffe Seil setzte und ganz commode, wie auf breiter Erde eine Schiebkarre vor sich her schob. Tanzen that er mit selbiger aber nicht, sondern er bewegte sich ganz gelassen und schob die Karre fein bedächtig vor sich hin. Er war schon eine Weile herniedergefahren, da schritt er wieder rückwärts hinauf, um eine brennende Leuchte zu holen, weil es bereits dunkelte. Nun sah man anfangs, als er noch oben in der Höhe, nur ein langsam erdwärts schwebendes



Sicht. In der Schiebkarre hatte er eine Katze, die war ihres Lebens auch nicht froh vor Schwindel und Angst; sie soll erst nach allen Seiten hinuntergeblickt, dann aber die Augen zugekniffen und bitterlich gewehklagt haben. Man hörte ihr Geschrei aus hoher Luft viel früher als man den Blitzkerl mit seiner Gesellschaft herankarren sah. Als er nun überall recht sichtbar wurde, etwa bei der Rosenstraßenecke, allwo er sich bereits dem Ziele seiner Wallfahrt nahte und etwas sicherer fühlte, da that der feste Gaukler plötzlich, als wenn er aus dem Contexte fiel — er schien zu stolpern, auszurutschen, er torfelte hin und her, wobei die arme Katze ein Zeterlamento anhub, und alles versammelte Frauenvolk vor mitleidiger Gemüthsregung mit Kerl und Katze hell einstimmte. Da der Frauen die Überzahl unter der dichtgedrängten Masse, läßt sich denken, daß das Geschrei nicht sänftiglich geklungen hat. Endlich, unweit des Alsterthores, wo das Seil aber noch 20—30 Fuß hoch war, stieß er die Karre vom Seil hinunter, aus der er vorher die Katze genommen hatte. Mit dieser in einem, und mit der Leuchte im andern Arm unternahm er nun noch schließlich eine ganze Tour schreckhafter Beinwirbel und Luftsprünge, daß den Zuschauern Hören und Sehen verging, und endlich stürzte er mit lautem Jubelruf hinunter auf die Straße, die aber zuvor mit Massen von Bettzeug und Kissen gepflastert war, so daß er sich kein Leides that.“

Gleich gut ging auch das Wagestück eines Seiltänzers ab, der, wie erzählt wird, 1585 vom Heilbronner „Männle“ bis zum Rathaus dreimal einen Knaben in Schiebkarren auf einem gespannten Seil herunterfuhr<sup>174</sup>); auch im Jahre 1827 hat ebendort der Seiltänzer Knie auf einem Seil, das vom nördlichen Altan des Kirchthurms herabgespannt war, seine Künste gezeigt. Überhaupt könnte das Heilbronner „Männle“ auf dem Kiliansturm auch in solchen Dingen mancherlei erzählen, da ihm tollkühne Gesellen sogar auf den Kopf kletterten, und dort auf einem Bein stehend, einen Beweis ihrer besonderen Unererschrockenheit zu liefern meinten. Da



kann uns der Spenglermeister Paul Weiß in Landshut schon eher imponieren, der am 9. April 1879 ohne alle Hilfsvorrichtungen vom obersten Turmkranz der dortigen Martinskirche bis ans Kreuz kletterte und dort hochstehend einen großen, mitgebrachten, frischen Kranz aufhing, oder der Mainzer Domzimmermeister König, der zufolge einer Wette mit dem Dombachdecker Schuck im Jahre 1845 in den höchsten Turmregionen ganz kaltblütig eine Sägearbeit ausführte. Unser Schrecken bei der beliebten Erzählung der Frau des Mainzer Domküstlers, ihre Kinder seien auf dem Turmhahn geritten, löst sich in Beruhigung auf, wenn wir erfahren, daß der Hahnenritt im Hofe auf ebener Erde stattgefunden hat, als der Wetterkänder zur Reparatur herabgenommen war.

Das Aufsetzen eines Turmknopfes auf die Elbinger Nikolai-Kirche begleitet die Sage mit folgenden Versen, die 1650 in den Knopf eingelegt worden sein sollen:

„Notabel ist, daß ohn Gerüst  
Mit Kunst, Behendigkeit und List  
Ein alter Mann so steigen kam,  
Ueber achtzig Jahre und nur ein war,  
Sein'n Sohn zu Hilf thut nehmen“<sup>176)</sup>

und nur mit einer Leiter ohne Gerüst den Knopf wieder befestigte.

Sind wir seither nur den Namen der verschiedenen Formen, in denen die Turmspitze ausläuft, begegnet, so benutzen wir jetzt die letzte Etappe unserer Wanderung, um sie im Einzelnen zu betrachten und näher kennen zu lernen. Die Art des Turmabschlusses nach oben ist nach den Baustilen verschieden. Während allen gemeinsam das Streben ist, in der Spitze die sich verzüngenden Linien des Turmes auslaufen zu lassen, ist im Besonderen das „Wie“ in verschiedene Formen gekleidet worden. Neben dem Turmknopf und dem Kreuz erscheint die Kreuzblume bei gotischen



Bauten, und der Hahn mit seiner symbolischen Bedeutung und praktischen Verwertung. Wie gerade der Hahn<sup>176)</sup> zu der „hohen“ Ehre kam, auf Kirchturmspitzen zu thronen und als Wetterfahne zu dienen, ist nicht ersichtlich. Wahrscheinlich hat man ihn vom Altertum übernommen, in dem er als Tagesverkünder dem Gott Apollo, dem Lichtgott, heilig war. Er ist wachsam, kräht den Tag an und ist allzeit kampfbereit. Diese Eigenschaften hat dann später die kirchliche Symbolik des Mittelalters ausgedeutet. Er bezeichnet die Wachsamkeit in Beobachtung der kanonischen Stunden, vor Erfindung der Uhren mag wohl das Krähen der lebenden Tiere die Zeit vor dem Frühgottesdienste verkündet haben. Er gleicht auf seinem erhöhten Platz dem Prediger, der über den Gläubigen stehend in der Nacht der Sünde wacht. Wie er sich gegen Wind und Sturm dreht, so widersteht der Prediger der Sünde und der Versuchung. Ja, man hat sogar die feststehende Stange, an der er sich dreht, dem feststehenden Wort verglichen, an dem menschlicher Überwitz nichts deuteln und drehen noch rütteln soll, und daß er über dem Turmkreuz thront, zeigt an, daß der Grund, auf dem der Glaube baut, im Zeichen des Kreuzes steht.

Die ganze Symbolik faßt ein dem Anfang des 15. Jahrhunderts entstammendes Gedicht in sich zusammen:

„Multi sunt presbyteri, qui ignorant, quare  
super domum Domini gallus solet stare.  
quod propono breviter vobis explanare  
si vultis benevolas aures mihi dare.

Gallus est mirabilis Dei creatura  
et rara presbiterii illius est figura  
qui praeest parochiae animarum cura  
stans pro suis subditis contra nocitura.

Supra ecclesiam positus gallus contra ventum  
caput diligentius erigit extentum;  
sic sacerdos, ubi scit daemonis adventum  
illuc se obiciat pro grege bidentum.“<sup>177)</sup>



Da man ihn früher jedenfalls nur flach und nicht plastisch gebildet hat, so kann auch der Gebrauch, in ihm, wie im Turmknopf, Nachrichten, Urkunden zc. aufzuheben, nicht sehr alt sein. Doch wissen wir Näheres darüber nicht, da sehr wenig alte Exemplare von Turmhähnen erhalten sind, offenbar eine Folge der großen Verheerungen, die Sturm und Feuer an den Kirchen anrichteten, bei denen ja der Wetterhahn der Gefahr am meisten ausgesetzt war. Da konnte es ihm denn passieren, daß so ein rücksichtsloser Sturmwind ihn Hals über Kopf von seinem hohen Platz unsanft heruntersetzte. So erging es z. B. dem Hahn der Eßlinger Dionysiuskirche am 19. Januar 1645. Als er nun im folgenden Jahr wieder aufgesetzt wurde, vertraute man seinem Inneren neben allgemeinen Angaben über damalige Preisverhältnisse und den Namen des Bürgermeisters sowie das Gewicht des Knopfes auch eine poetische Darstellung seines Sturzes an, die also lautet:

„Kein Hahn flog jemals so geschwind  
Als ich, da mich ein stärker Wind  
Mit Ungeßüm nahm bei dem Kopf  
Und von dem Thurm mit Kreuz und Knopf  
Warf auf die Erd gewaltiglich,  
Eh' als um Hilf konnt schreien ich.  
So schnell ich aber runter flog  
So lang es sich hernach verzog  
Bis ich kam an mein vorig Ort  
Da ich anjetz fort und fort  
Gesehen werd von jedermann  
Und früh gut Wetter übel an. 1646.“<sup>176)</sup>

Von ähnlichen Schicksalen des Wetterhahnes auf dem Mainzer Dom erzählt uns Fr. Schneider<sup>179)</sup>, der ihm gelegentlich einer Reparatur auf ebener Erde eine gründliche Untersuchung angedeihen ließ. Da fand man denn in seinem Inneren Urkunden aus der Zeit seiner Entstehung nach 1767. Also eine nicht übermäßig große Spanne Zeit und doch genügend, ihn viel er-



leben zu lassen. Als sein roter Namensvetter im Jahre 1793 sich auf dem Dom niederließ, Turm, Glocken und Uhr in der feurigen Glut verdarben, saß er unentwegt und unverfehrt oben, und auch die merkwürdige Gepflogenheit französischer Schützen, ihn als Zielscheibe bei ballistischen Übungen zu benutzen, hat ihm nicht viel anhaben können. Im Jahre 1799 freilich nötigte ihn ein Sturm zu vorübergehendem Aufenthalt in niederer Sphäre, und ein Gleiches geschah mit ihm aus Anlaß einer Reparatur 1845. Daß er dabei ein harmloses und weniger gefährliches Wagestück veranlaßte, haben wir schon gesehen. Erst neuerdings, 1901, ist er wieder, zu hoffentlich dauerndem Aufenthalt in seine Höhe gewandert, nicht ohne Dokumente zur Zeitgeschichte und zu seiner Biographie mit hinaufzunehmen.

Auch der Turmknopf diente als Aufbewahrungsort von Nachrichten, die man für besonders der Überlieferung an die Nachwelt wert erachtete, und er hat seine Aufgabe, obwohl durchnäßt, umblißt, vom Sturm umbraust, auch wohl herabgeschleudert, getreulich erfüllt. Dazu trug gewiß auch die besonders dauerhafte Arbeit und die an ihm beliebte und öfters wiederholte Feuervergoldung ihr redlich Teil bei. Trotzdem haben sich die Anschauungen über besonders geeignete Plätze zur Archivierung wertvoller Aktenstücke zu seinen Ungunsten geändert. Wir legen jetzt Derartiges lieber unter die Erde, als über sie, zumal an so Gefahren aller Art ausgesetzter Stelle.

Für ältere Turm- und Kirchenbauten enthält er also das Rüstzeug für den Chronisten des unter ihm liegenden Gotteshauses. Aber nicht nur baugeschichtliche Nachrichten birgt er, sondern auch Beiträge zur Sittengeschichte vergangener Zeit. Da erfahren wir mancherlei über Löhne, Zahl der Arbeiter, wir entnehmen ihm Angaben über die Preise der Lebensmittel und Münzen aller Werte und Größen. Er verwahrt Bücher und Schriften, die Bibel, Staatskalender, den Katechismus u. dergl. m. Sehr oft ist sein Inhalt nochmals in Metallbüchsen verschlossen,



weshalb auch Feuer und Fall diesem nichts anhaben können. Beim Brand des Breslauer Magdalenturmes, 1887, zersprang der Turmknopf und fiel herunter, aber sein Inhalt blieb unverfehrt. In den Hamburger Katharinenturmknopf wurde 1605 eine Denkschrift des berühmten Nicolai, der an der Kirche Prediger war, eingefügt. Den Inhalt herabgestürzter Turmknöpfe ergänzt man meist mit neuen Nachrichten über ihre Reparatur, stellt sie auch wohl zur Besichtigung aus. Als man in genannter Katharinenkirche in Hamburg den herabgenommenen Knopf und das Turmkreuz ausstellte, zog dies tausende von Zuschauern herbei, und eine Kollekte ergab, trotz kleiner Münze, große Summen. Wandert der Knopf dann wieder in sein lustig Reich, so begleiten ihn die Wünsche der Beteiligten und allenfälligen Zuschauer, deren Gefühlen eine Inschrift, in einem Turmknopf gefunden, folgenden merkwürdigen Ausdruck verleiht:

„Steh ferner fort in Deinem Gott gesegnet  
Und bleib von Feuer, Blitz und Donner unberegnet!“<sup>180)</sup>

Auch der St. Jakobiturm zu Hamburg hatte einen interessanten Turmknopf; der Geschworene Hans Warenholt ließ es sich nicht nehmen, den fast einen Zentner schweren Knopf aus seiner Tasche zu bezahlen. (1588.) Eingelegt wurde eine Denkschrift des Pfarrers Cyriacus Siemens, eine Rostocker Bibel von 1580, u. a. m. in Wachstuch eingehüllt.

Statt Knopf, Kreuz und Hahn finden wir an gotischen Bauten seit dem 15. Jahrhundert als Spitze an Türmen und Giebeln die sogenannte Kreuzblume. Diese ist so recht eine Pflanze der Gotik; das Kreuz wird zum Zweig und Baum und überragt den Bau. Wie das Ganze in Kreuzesform angelegt ist, so klingt der dem Himmel am nächsten kommende Teil in den vom Gläubigen zuversichtlich geglaubten Gedanken: „in hoc signo vinces“ aus. Die Kreuzblume stellt einen von Stein gemeißelten, kreuzförmigen Knauf von Blättern dar, auch wohl einen in



Kreuzesform ausstrahlenden Zweig aus mehreren Blättern und Stengeln; auch ihr liegt die die Steinmearbeit der gotischen Bauart leitende geometrische Konstruktion zugrunde; in den Größenverhältnissen entspricht sie denen der Kirche, über der sie emporragt. Es läßt sich denken, daß, was auf einem der Riesentürme als Abschluß noch auf den Beschauer unten wirken soll, in der Höhe desselben kolossale Dimensionen haben muß.

Es braucht daher nicht wunder zu nehmen, wenn wir z. B. hören, daß die Ulmer Münsterkreuzblume sich aus vier Riesensteinen zusammensetzt, nicht weniger als 5 Meter Durchmesser aufweist und 700 Zentner wiegt. Sie wird noch von den Kölner Blumen übertroffen, die ein wunderbar schönes Werk der Steinhauerkunst sind, aus zwanzig Teilen zusammengesetzt und 1000 Zentner schwer.

Selbstredend teilt die Kreuzblume die schwarzen und die heiteren Lese mit dem Turm; der Sturm reißt sie herab, der Blitzstrahl zersplittert sie: 1540 z. B. ward die des Magdeburger Domes herabgeschleudert. Feierlich vollzieht sich ihr Einzug auf ihren hohen Platz. Da das Versetzen ihres Schlußsteines zugleich die Vollendung des Turmbaues bedeutet, so ist leicht zu ermessen, daß für Bauende wie Beschauende ein weihervoller Moment damit gekommen ist. Die Arbeit von Jahrhunderten wird gekrönt. Zahlreiche Blicke sind von unten nach dem obersten Baugerüst gerichtet, kann erkennt das bloße Auge die winzigen Gestalten in der Höhe. Es ist, als ob der Turm selbst mitjubele zum Werk seiner Krönung im Klange der feierlich die Vollendung verkündenden Glocken und den Weifen der vom Turmkranz schallenden Choräle. Was vor hunderten von Jahren die Vorhaben gewaltig, fast zu kühn, erdacht, jetzt wird's vollbracht. —

Suchte man so den Zweckgedanken des Münsterbaues durch das Symbol des Christentums, das Kreuz, noch in der höchsten Spitze zum Ausdruck zu bringen, so lag andererseits bei der großen Verbreitung des Marienkultus im Mittelalter sehr nahe,



die Patronin, nach der das ganze Haus wohl „Unser lieben Frau“ Münster benannt ward, im Bilde als Turmbekrönung über dem Ganzen schweben zu lassen.

So bildete auch wirklich eine Marienstatue ehemden den Abschluß des Nordturmes des Straßburger Münsters<sup>181</sup>). Lange stand sie freilich nicht da. Schadaeus berichtet uns davon: „dann es in der kurzen Zeit und als lang es darauff gestanden, nicht nur von gewentlichen sturmwinden schaden empfangen, sondern ist auch zu unterschiedlichen mahlen vom Wetter getroffen und durch gewliche Donnerstreiche gelezet worden.“

Es war Maria mit dem Jesuskind, das eine Kugel in der einen Hand hält und mit der anderen segnet. Maria selbst trug ein Szepter. Bereits 1488 wurde die Statue herabgenommen und 1493 an der Außenseite des Südportals aufgestellt, wo sie aber jetzt durch eine neuere ersetzt ist. Auch für das Ulmer Münster war ursprünglich eine Marienstatue als Abschluß vorgesehen. Indes fiel der Plan, als das Münster der protestantischen Lehre seine Tore öffnete. Der Vorschlag, statt dessen eine Christusstatue auf die Spitze zu stellen, hatte ebenfalls kein Glück, zumal da nicht sicher stand, ob die Figur in der Höhe noch künstlerisch wirken würde.

Einen Grad weniger in der Stufenleiter der höchsten und der überirdischen Wesen bedeutet es, wenn man auf die Eßlinger Hauptkirche die Figur eines Engels stellte. Wir erfahren von ihm, daß er mehrmals vom Wind von seinem erhabenen Standort heruntergeweht worden sei. 1654 und 11 Jahre später abermals; da hing man ihm ein kupfernes Täschchen um, in dem die Namen der damals sitzenden Ratsherren und der Hergang seines gefährlichen Sturzes verzeichnet waren. 1758 fügte man in einer weiteren Kapsel abermals Angaben über Zeitgeschichte und einige Münzen bei. Der Engel wiegt fast einen halben Zentner.

Völlig dem profanen Kreise entnommen ist der Gedanke, dem Kiliansturm in der Figur eines nach Westen schauenden,



Heilbronn. Das „Männle“ auf dem Kiliansturm.



bärtigen, mit Federbarett geschmückten Landsknechtes, einen Turmabschluss und der Stadt Heilbronn ein Wahrzeichen zu geben, denn ein solches ist das „Männle“<sup>152)</sup> geworden. Aufgestellt 1529 stand der steinerne Wächter dort, „vierthhalb Jahrhunderte“ wetterumbraust, in der Sonne Brand, in des Regens flut und im Schneesturm des Winters. Alles hat er geduldig ertragen und auch eine Tätowierung seines Rückens über sich ergehen lassen. Denn da hat man ein Zeichen eingehauen, und von einer Renovation, am Ende des 17. Jahrhunderts, erzählt auch eine Inschrift des Stadtschlossers Hans Michel Kauer auf dem eisernen Gürtel des Mannes: „anno 1685 ist viel allhier renovirt worden.“ Was das Zeichen aber bedeutet, steht noch dahin. Die 2,55 Meter hohe Statue wurde neuerdings herab genommen und durch eine genaue Nachbildung ersetzt; nach einer vorübergehenden Ausstellung ist das „Männle“ ins Museum des historischen Vereins gewandert, „zur wohlverdienten Ruhe nach seiner vielhundertjährigen Wacht“.

Es liegt ein eigener Reiz selbst für den gewissenhaft seine Quellen prüfenden Historiker darin, angesichts alter, ehrwürdiger Zeugen vergangener Tage, der stummen Sache Odem einzu blasen, und sie mit seiner Phantasie zu umgeben, ein Gefühl und Empfinden auch dem Leblosen anzudichten. So ist der schöne Gedanke wohl verzeihlich, daß das „Männle“ nun „ausruhe“ von treuer Arbeit als Wächter und Hort. Und wäre auch einer noch so nüchtern veranlagt und nur ein Mann beglaubigter Tatsachen, vielleicht wird er minder streng, wenn ihn Turmluft umweht und Glockenklang umflutet. Es gibt eine Geschichtsfreude, bei der man, den Fuß auf der Erde, im Reich des Wirklichen, den Kopf erhebt in höhere, reinere Sphären, dem Lande des Dichtens nahe, doch nicht darin.

Man hat von der Kreuzblume einmal gesagt, „die aufsteigende Kraft sollte zum Schlusse nicht erschöpft erscheinen, sondern auf dem kräftigen Stamm noch leichte Blüthen bringen und dem Ernste einen anmuthigen Schluß geben“<sup>153)</sup>.



Von der Wanderung über Treppen und Glockenstuhl zur Turmspitze und ihrer Wirkung auf uns kann man vielleicht Ähnliches sagen. Das interessante Inventar vergangener Jahrhunderte und seine Geschehnisse in wechselvoller Zeit nahmen unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, so sehr, daß die Müdigkeit ob des ungewohnten Steigens uns nicht oder kaum zum Bewußtsein kam. Das „sursum corda“ riß auch den Leib mit sich fort.

Wie man das Straßburger Münster „ein Stück Weltgeschichte“ genannt hat, „in Stein aufgeschrieben und kunstgerecht je nach den Epochen in Bücher abgetheilt“, so darf man neben dem Riesen auch den minder gewaltigen Domkirchen und ihren Türmen getrost nachrühmen, daß auch sie zum wenigsten ein Stück Landes- und Ortsgeschichte darstellen. Auf den Höhen der architektonischen Lieblingsgebilde des deutschen Volkes, dessen Meister das Höchste und Herrlichste in dieser Bauart, den Türmen, geleistet haben, schaut das Auge gern über Wiese und flur deutschen Landes und belebt sie mit allen Heldengestalten der Vergangenheit, von denen sehr viele direkte Beziehung zum Turm und seiner Geschichte hatten. Und von der Vergangenheit schweift der Blick in die Zukunft, die unergründlich vor uns liegt wie die Täler hinter den Bergen, die er nicht durchdringen kann.

Sehr treffend hat darum schon Kraus sein „Münsterbüchlein“ in Schenkendorfs Worten (14. September 1814 an Urndt) enden lassen: (Das Straßburger Münster) „das ist die Stätte, um das hohe Gebet auszusprechen: Gott möge allezeit des deutschen Vaterlandes Hort sein“.

Was der Sänger der Freiheitskämpfe erflehte, hat sich herrlich erfüllt, und es erstand, gefestigt wie ein Turm, das deutsche Reich. Friedensglocken klingen nach Kampf und Streit, und wie ein Symbol des Errungenen ward das Werk am Kölner und Ulmer Dom gekrönt, und ein neu Gebet um gnädiges



Erhalten des Erstrittenen, nicht minder heiß als das erste, verkündet der Spruch der Kölner Kaiserglocke:

„Auf heil'ger Warte steh ich, Dem deutschen Reich ersch ich,  
Daß Fried und Wehr ihm Gott bescheer.“

Wir sind am Ende der Wanderung, und wie wir, hinabgestiegen noch einmal an dem steinernen Becken hinaufschauen, die Stelle zu erspähen, wo wir herumgewandert und geklettert sind, fangen gerade die Glocken zu läuten an. Doch wir müssen Abschied nehmen. Bald ist der Turm den Augen entrückt, das Geläut verhallt, aber lange noch und wundersam kling't uns im Herzen nach. —





## Benutzte Bücher.

1. Landgraf, M. Der Dom zu Bamberg. Bamberg 1856. S. (III).
2. Ludwig, Otto. Ausgewählte Werke. Leipzig, Reclam II, 142.
3. Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte N. f. II. 1873. S. 301.  
Kohl. Über die Bremer Glockentürme. Manuscript der Stadtbibliothek.  
Cassel, P. Thurm und Glocke. Berlin 1877.
4. Goethe. Sämtliche Werke in 40 Bänden. Stuttgart und Tübingen  
1857. XXI, 174 ff.
5. Brentano, Clemens. Chronika eines fahrenden Schülers. Heidel-  
berg 1886. S. 9 ff.
6. Neue Beschreibung des Königreichs Württemberg. 4. Ullm. II.  
Stuttgart 1897. S. 64.
7. Schubart, Chr. fr. Dan. nach Pressel. Ullm und sein Münster. S. 91.
8. Berühmte Kunststätten. 7. Leipzig und Berlin 1900. S. 5.  
Longfellow. Poet. Works. Leipzig 1856. I, 224 ff.
9. Gartenlaube. 1872. S. 115.
10. Wimpfeling, O. Epitome rer. Germ. cap. 67.
11. Pfeleiderer, R. Das Münster in Ullm. Ullm 1890. S. 6. Anm. \*\*  
Gartenlaube. 1862. S. 532.
12. Geschichte der deutschen Kunst. I. = Dohme, R. Geschichte der  
deutschen Baukunst. Berlin 1887. S. 201.
13. Kraus, f. X. Straßburger Münsterbüchlein. Straßburg 1877. S. 3.
14. Bibliothek des liter. Ver. Stuttgart. 107. 90. Brief vom 30. März  
1709.
15. Schneider, fr. Der Dom zu Mainz. Berlin 1886.



16. Otte, H. Glockenfunde. 2. Auflage. Leipzig 1884. Von grundlegender Bedeutung!  
Höckeler, H. Beiträge zur Glockenfunde. Aachen 1882.  
Gartenlaube. 1869. S. 412.
17. Thiers, A. Traité des superst. II. c. XII. 160.
18. Gall Morel und Vogel von Glarus. Die Glocke im Lichte der deutschen Dichtung. 2. Auflage. Glarus 1894. S. 44.
19. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. Berlin 1897. 7 S. 126.
20. Mörike, E. Gedichte. 2. Auflage. Stuttgart 1848. S. 283.
21. Freiburger Diözesan-Archiv XV. S. 251.  
Marmou, J. U. L. fr. Münster zu Freiburg Freiburg 1878.
22. f. Durandus Rationale.  
Sauer, J. Symbolik des Kirchengebäudes. Freiburg i. B. 1902. S. 140 ff. Dasselbst weitere Literatur.
23. Wander, K. f. W. Sprichwörter-Lexikon. Leipzig 1876. IV. S. 120/02.
24. Handbuch der Architektur, II. T., 4. Bd., 3. Heft: Hase, Kirchenbau S. 176, 196 ff.  
Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinland XXX, S. 21.  
Geschichte der deutschen Kunst I. = Dohme, N. Baukunst. Berlin 1887.  
Sutter, C. Thurmbuch. Berlin 1888.  
Schnaase, K. Geschichte der bildenden Künste. 4—6. Düsseldorf 1850 ff.  
Keppeler, E. Deutschlands Riesentürme, in: Archiv für christliche Kunst 6 S. 89 ff. 7. S. 2 ff.
25. Pressel. Ulm und sein Münster. Ulm 1877. S. 12.  
Pfleiderer, a. a. O. S. 7.
26. Helmken, J. Th. Der Dom zu Köln. Köln 1880. S. 2.
27. Stöber. Die Sagen des Elsasses. St. Gallen 1852. S. 478.
28. Ebenda S. 456.
29. Graesse, J. G. Th. Sagenbuch des preussischen Staates. II. S. 340, Nr. 550.
30. Pfaff, K. Geschichte von Stuttgart. Stuttgart 1845. I. 68. Num.
31. Nach Pfeleiderer, a. a. O. S. 11.
32. Münster-Blätter, herausgegeben von Meyer und Pressel. Ulm 1885. 3. und 4. Heft. S. 141.
33. Deutsche Bauzeitung. IV. 1870. S. 410. XV. 1881. S. 529.
34. Wolff, C. Der Kaiserdom in Frankfurt a. M. Frankfurt 1892. S. 37 ff.



35. Schulz, in: Dohme, Kunst und Künstler, 1, 1. Leipzig 1877. S. 49 ff.
36. Württembergische Jahrbücher V. 1882. Klemm, A. Württembergische Baumeister und Bildhauer bis 1750.
37. Schuegraf, J. R. Geschichte des Domes zu Regensburg. 1. 2 und Nachtrag. Regensburg 1847—1857.
38. Mone. Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. VIII. S. 441.
39. Birlinger. Aus Schwaben. Wiesbaden 1874. II. S. 25.
40. Samson, H. Zur Geschichte und Symbolik der Glocken = Frankfurter zeitgemäße Broschüren N. F. 18. S. 333. 359.
41. Essenwein, A. Die mittelalterlichen Kunstdenkmale der Stadt Krahan. Nürnberg 1867.
42. Lotter, J. M. Sagen etc. der Stadt Nürnberg. Nürnberg 1899.
43. Gleiß, K. M. Geschichtliches über die große Glocke zu Erfurt. 4. Aufl. Erfurt 1897. S. 3.
44. Geschichte der deutschen Kunst II. = Vode, W. Plastik. Berlin 1887, besonders S. 74.
45. Studien zur deutschen Kunstgeschichte.  
Heft 2 = Meyer-Altona, E. Die Skulpturen des Straßburger Münsters. I. Straßburg 1894.  
Heft 10 = Weese, A. Die Bamberger Domsulpturen. 1897.
46. Brandt, C. F. Der Dom zu Magdeburg. Magdeburg 1863. S. 40 und Meyer-Altona, a. a. O.
47. Stöber, A. Sagen des Elsaßes. St. Gallen 1852. S. 497.
48. Arnold, J. G. D. Der Pfingstmontag. Straßburg 1850. S. 141. Meyer-Altona, in Studien zur deutschen Kunstgeschichte. II. S. 7.
49. Haupt, A. Bamberger Legenden und Sagen. 2. Auflage. Bamberg 1878. S. 147.
50. Deutsche Banzeitung. 15. 1881. S. 530. Adler.
51. Meyer-Altona, a. a. O. S. 52.
52. Stöber, a. a. O. S. 493.
53. Wolff, a. a. O. S. 54.
54. Historischer Verein Heilbronn. Berichte 1883—88. 3. Heft. Heilbronn 1888. S. 1 ff.
55. Pfeleiderer, a. a. O. S. 105.
56. Kalkher, A. Führer durch die Stadt Landshut. 2. Auflage. Landshut. S. 48.
57. Mayer, A. Der Begleiter durch und um H. E. St. Dom- und Pfarrkirche zu München. 2. Ausgabe. München 1894. S. 159.
58. Marmon, a. a. O. S. 18.



59. Freiburger Diözesan-Archiv. 15. 266.
60. Titot, H. Ausführliche Beschreibung der evangelischen Hauptkirche zu Heilbronn. 1833. 4. 27.  
Paulus. Kunst- und Altertums-Denkmaie im Königreich Württemberg. Neckarkreis. Inventar. S. 251.
61. Adler, Deutsche Bauzeitung. 1881. S. 541.
62. Ullihn, M. Die Baukunst im ausgehenden Mittelalter. Grenzboten: 34. Leipzig 1875.  
Janner. Die Bauhütte des Mittelalters. 1876.
63. Rziha, J. Studien über Steinmetzzeichen = Mitteilungen der Zentral-Kommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale. N. f. VII. S. 26.  
Schneider, Fr. Über die Steinmetzzeichen. Mainz 1872.  
Hasak, a. a. O. S. 265.
64. Hg, K. Die christliche Kunst. 3. Auflage. Regensburg 1899. S. 215.
65. Seifart, K. Sagen und Märchen etc. aus Hildesheim. Göttingen 1854.
66. S. Nr. 41.
67. Mitteilungen der Zentral-Kommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale. 16. S. CXLVIII.
68. (Bermann, M.) Der Wiener Stefansdom. Wien 1878. S. 103.
69. Rheinische Geschichtsblätter. II. S. 337.
70. Kinkel, G. Mosaik zur Kunstgeschichte. 4: Sagen aus Bauwerken. Berlin 1876.
71. Mitteilungen der Zentral-Kommission. 16. S. CXLVIII.
72. Pfister, M. Der Dom zu Bamberg. Bamberg 1896.
73. Bermann, a. a. O. S. 23.
74. Titot, a. a. O. S. 31.
75. Schmeidler, J. C. H. Die evangelische Haupt- und Pfarrkirche zu St. Elisabeth. Breslau 1857.
76. Freiburger Diözesan-Archiv. 15. S. 287.
77. Wolters. Geschichte der Stadt Magdeburg. 3. Auflage. 1901. S. 259.  
Peters, O. Magdeburg und seine Baudenkmäler. Magdeburg 1902 S. 90.
78. Brandt, a. a. O. S. 20.
79. Faulwasser, J. Die St. Katharinenkirche in Hamburg. Hamburg 1896. S. 44.
80. Hartmann, J. Erlebtes aus dem Kriege 1870/71. 2. Auflage. Wiesbaden 1885. S. 114.
81. Haupt, a. a. O. S. 156.



82. Beyer, H. Der Dom zu Erfurt. Erfurt 1847. 5. Aufl.
83. f. Otte.
84. Wander, K. f. W. Sprichwörter-Lexikon. Leipzig 1867. I. S. 1724 ff.
85. Gall Morel, a. a. O. S. 58.
86. Deutsche Bauzeitung. XV. S. 505.  
Schauinsland. Freiburg i. B. 1883. S. 1 ff.
87. Die Münsterglocken zu Schaffhausen. Schaffhausen 1899. S. 26.
88. Bücking, W. Geschichtliche Bilder aus Marburgs Vergangenheit.  
Marburg 1901. S. 154.
89. Otte, a. a. O. S. 25.
90. Otte, a. a. O. S. 23. Anm. 2.
91. Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte. N. f. IV. 1875. S. 445.
92. Samson, a. a. O. S. 358.
93. Brandt, a. a. O. S. 124.
94. Pressel, a. a. O. S. 46.
95. Klein, W. Rothenburg ob der Tauber. Rothenburg 1881.
96. Böckeler, a. a. O. S. 110.
97. Werner, J. G. Der Dom zu Naumburg. Naumburg 1897. S. 15.
98. Allgemeine Konservative Monatschrift. 58. II. S. 847: Hagemann.  
Ein Tag in Hildesheim.
99. Pfaff, K. Geschichte der Reichsstadt Ehlingen. Ehlingen 1840. S. 495.
100. Samson, a. a. O. S. 362.
101. Chateaubriand. Oeuvres complètes. XIII. S. 133.
102. Archiv für hessische Geschichte. XV. S. 492.
103. Fischer, J. H. Beweiß, daß das Glockenläuten bei Gewittern schädlich sey. München 1784.
104. Gall Morel, a. a. O. S. 47.
105. Meidinger, H. Geschichte des Blitzableiters. Karlsruhe 1888.
106. Casalius. de ritibus. 1618. S. 245.
107. Pressel, a. a. O. S. 117.
108. L'illustration. 1898. nr. de Noel.
109. Bücking, a. a. O. S. 88.
110. Kirchenheim, N. v. Kirchenrecht. § 23. S. 89.
111. L'illustration. 1898. nr. de Noel.
112. Bona. rer. liturg. lib. I. cap. 22.
113. Vermann, a. a. O. S. 121.
114. Berühmte Kunststätten. 14. Gent und Tournai S. 16. S. 104.
115. f. Nr. 87 und Allgemeine Konservative Monatschrift. 36. S. 1034.  
Schubart, f. W. 100jährige Feier von Schillers Lied von der Glocke.



116. Otte, a. a. O. S. 115.  
Christliches Kunstblatt. 1866. S. 153.  
Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland. 26.  
S. 215—218.  
Otte, a. a. O. S. 127.
117. Kohl. Handschrift der Bremer Stadtbibliothek.
118. Pfeleiderer, a. a. O. S. 98.
119. Hofmann, fr. Die Nachbarin des Donners, in: Gartenlaube 1869.  
S. 412.
120. Schriften des Vereins für sachsen-meiningische Geschichte und  
Landeskunde. 33. = Bergner, H. Die Glocken zc. Hildburghausen  
1899. S. 150.
121. Zeitschrift des Vereins für hennuebergische Geschichte und Landes-  
kunde in Schmalkalden. XIII. S. 60.
122. Dürr, fr. Heilbronner Chronik. Heilbronn 1895/96.
123. Bermann, a. a. O. S. 49.
124. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. 7. S. 115 ff.: Sartori.  
Glockensagen und Glockenaberglaube.
125. Samsou, a. a. O. S. 341, 345.
126. S. Nr. 98.
127. Pfaff, K. Geschichte der Stadt Stuttgart. Stuttgart 1845. I. S. 69.
128. Mosapp. Stiftskirche in Stuttgart. Stuttgart 1887. S. 18.
129. S. Nr. 121. S. 58.
130. Schaninsland. Freiburg i. B. 1885. S. 1 ff.
131. Bücking, a. a. O. S. 157.
132. Verühmte Kunststätten. 14. S. 16.
133. Schneider, fr. Der Dom zu Mainz. Sp. 42 ff.
134. Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg. 3. S. 459 ff.
135. Kohl, a. a. O. S. 510.  
Gelsich, E. Geschichte der Uhrmacherkunst. 1892.  
Dießchold, C. Thurmuhen. Weimar 1894.  
Meidinger, fr. Seb. Historische Beschreibung der Städte Landshut  
und Straubing. Landshut 1787.
136. Kalscher, a. a. O. S. 58 Anm.
137. Janlwasser, J. Die St. Jacobi-Kirche in Hamburg. Hamburg 1894.
138. Bermann, a. a. O. S. 41, 43.
139. Fiedler, W. Geschichte der Feuerlösch- und Rettungsanstalten. Berlin  
1875. S. 150.
140. Stöber, a. a. O. S. 484.



141. Schreiber, H. Geschichte des Münsters in Freiburg. S. 23.
142. Littrow, K. E. v. Das Toposcop auf dem St. Stephansthurm in Wien. Wien 1837.
143. Mittheilungen der Central-Kommission. IX. S. 101. Lepfowsky.
144. Wendt, H. H. Geschichte des Thurmes der St. Catharinen-Kirche in Hamburg. Hamburg 1852.
145. Meyer, a. a. O. S. 142.
146. Westermanns Jahrbücher der illustrierten Monatshefte. 51. S. 761.
147. Lotter, a. a. O.
148. Alsatia. 1851. S. 198.
149. Kohl, J. S. Alte und neue Zeit. Bremen 1871. S. 269 ff.
150. Schultes. Chronik von Ulm. Ulm 1881. S. 263.
151. Gartenlaube. 1871. S. 806.
152. S. Nr. 145.
153. Wolff, a. a. O. S. 38.
154. Schultes, a. a. O. S. 324.
155. S. Nr. 121. S. 40.
156. Schneider, a. a. O. Sp. 42, Anm. 4.
157. Beyer, H. Der Dom zu Erfurt. 6. Auflage. Erfurt 1879. S. 8.
158. Hilpert, J. W. Die Kirche des heiligen Laurentius. Nürnberg 1851. 4<sup>o</sup>. S. 10.
159. Wolff, a. a. O. S. 57.  
Gartenlaube. 1867. S. 644.
160. Engelhardt, G. Der letzte Tag eines Thurmes in: Christliches Kunstblatt. 1878. S. 161 ff.
161. Frankfurter Dombblatt.
162. Neue Sächsische Kirchengalerie. Ephorie Leisnig. Sp. 114.
163. Berühmte Kunststätten. 18. Straßburg. Von J. J. Leitschuh. S. 69.
164. Schmeidler, a. a. O. S. 55.
165. Büsching, J. G. Reise durch einige Münster. Leipzig 1819. S. 12.
166. Deutsche Bauzeitung. 1871. S. 86.
167. Kraus, a. a. O. S. 56.
168. Westermanns Jahrbücher der Illustrierten Monatshefte. 4. J. 5. S. 501.
169. Deutsche Bauzeitung. XV. 1881. S. 506.
170. Baggesen. Humoristische Reise durch Dänemark 2c. Mainz und Hamburg 1801. V. S. 458.
171. Daheim. 1887. S. 454.



172. Haupt, a. a. O. S. 132.  
173. Beneke, O. Hamburg. Gesch. Berlin 1886. S. 118.  
174. Titot, a. a. O. S. 31.  
175. Gräffe. Sagenbuch des preussischen Staates. II. S. 540.  
176. Christliches Kunstblatt. 1890. S. 121 ff.  
Bulletin monumental. XVI. S. 277—290.  
177. Edelestand du Ménil, poésies popul. latin. du M. A. Paris 1847. S. 12.  
178. Pfaff, K. Geschichte der Reichsstadt Eßlingen. Eßlingen 1840. S. 494.  
179. Schneider, Jr. Der Wetterhahn auf dem Dom zu Mainz. Mainz 1901.  
S. Nr. 160. S. 164.  
181. Christliches Kunstblatt. 1887. S. 177.  
Studien zur deutschen Kunstgeschichte II. S. 53.  
182. Historischer Verein Heilbronn. Berichte 1883—1888. S. 4.  
183. Christliches Kunstblatt. 1866. S. 90.





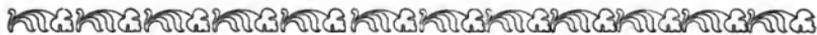
**Sticker**, Georg, Dr. med., a. o. Prof. der inneren Medizin an der Universität Gießen. **Gesundheit und Erziehung.** Eine Vorschule der Ehe. **Zweite** vermehrte Auflage. Gr. 8<sup>o</sup>. (2 Bll. u. 275 S.)  
Schön gebunden M. 5.—

**Akademische Monatsblätter** 15. Jahrgang (1903) No. 9:

Daß ein Buch, welches nicht der Unterhaltung gewidmet ist, sondern ernste Fragen der Erziehungslehre und der Moral ernst behandelt und dem Zeitgeist keinerlei Konzessionen macht, schon nach 2 Jahren eine neue Auflage nötig hat, spricht nicht nur für die Vortrefflichkeit des Buches an sich, sondern auch für die Wichtigkeit und die Anziehungskraft des in ihm behandelten Themas. Der Verfasser, Professor der Medizin, dabei auch ein tüchtiger Pädagoge, geht von dem Grundsatz aus, daß nur in einem gesunden Körper eine kraftvolle Seele webe; es komme darum weniger darauf an, das Leben und die Gesundheit der Kinder zu behüten, als dafür zu sorgen, daß keine kranken Kinder mehr auf die Welt kommen. Von den Eltern hänge es ab, ob ihre Kinder gesund und schön, weise und gut, ob sie Blüten der Menschheit oder ihr Abschaum sein werden. Jenes wird nur dann der Fall sein, wenn die Menschheit als Ganzes und der Einzelne im besonderen mit aller Kraft den drei schlimmsten Feinden, von denen das kommende Leben im Keime verdorben wird, entgegen tritt. Es sind dies die Schwindsucht, die Lustseuche und der Alkohol, in dem Buche als Weingeist bezeichnet. Diese drei Geißeln der Menschheit, deren entsetzliche Folgen ausführlich geschildert werden, können nur dann verschwinden, wenn die zukünftigen Eltern in Reinlichkeit, in Mäßigkeit und Keuschheit erzogen werden, Tugenden, die von den meisten Frauen noch geübt werden, unter der Männerwelt dagegen vielfach vernachlässigt werden. Soll die Menschheit wieder regeneriert werden, so muß jedes Kind in diesen Grundtugenden erzogen werden. Obgleich der Verfasser zunächst als Leibearzt gesprochen hat, so läßt er sich, da nach Diderots Ausspruch alles die Gesundheitslehre Angehende auch die Sittenlehre angeht, schließlich auch den Vorwurf eines Moralpredigers gefallen. Denn so beschränkt ist sein Standpunkt nicht, daß ihm Leben und Gesundheit die einzigen Güter für das menschliche Dasein wären; sie sind ihm nur die Grundlage, auf der „die übersinnlichen Früchte des Geistes und der Sitte, der Wissenschaft, Kunst und Religion sich voll entwickeln können“.

Dem Ergebnis seiner auf zwingende Logik und eine Fülle von Erfahrungstatsachen gestützten Untersuchungen wird man fast durchweg beitreten, die wohlmeinende Absicht, die Freimütigkeit und den sittlichen Ernst des Autors unter allen Umständen anerkennen müssen.

Die große Bedeutsamkeit des Buches für die heranreifende Jugend braucht nicht länger dargelegt zu werden. „Gesundheit“, so heißt es in den Einleitungsworten, „ist eine Tugend . . . Vollendete Tugend ist nur da, wo vollendete Einsicht besteht.“ Mangelnde Einsicht ist aber in vielen Fällen die Schuld, daß ein junges Menschenleben von der Pest des Alkoholismus und Syphilismus ergriffen und an Leib und Seele zugrunde gerichtet wird. Stickers Buch aber ist zweifellos geeignet, manchem Jüngling in den gefährlichen Jahren ein sorgsamer Ratgeber zu sein und ihn vor Abwegen zu behüten — ihm und seinen späteren Kindern zum Heil und zum Segen.



## Mutter und Kind. Wie man heikle Gegenstände mit Kindern

behandeln kann. Nellie schriebs holländisch, J. Grimm hat es verdeutscht. 8<sup>o</sup>. (42 S.) Hübsch gebunden M. —75

Professor Dr. **Georg Sticker**, dem Verfasser des schon in 2. vermehrter Auflage (1903) bei uns erschienenen Buches: *Gesundheit und Erziehung* (geb. 5 *M.*), hat das Manuskript des Schriftchens vorgelegen; er schrieb uns darüber:

„Mich dünkt, daß das Büchlein wohl wert ist, verbreitet zu werden. Es wird jeden, der für den Gegenstand ein Herz hat, ergreifen und zu innigem Nachdenken und ernster Nutzenwendung anregen. Viele werden wohl beim Lesen hier und da stutzen und sich fragen: Muß man in der Befriedigung der kindlichen Neugier so weit gehen, wie es der Verfasser tut? Und sicher werden die Eltern, denen das moralische Übergewicht über ihre Kinder abgeht, lieber dem Zufall die Aufklärung der Kinder überlassen. Aber die Eltern, die ihre Pflicht als natürliche Beschützer und Berater ihrer Kinder ernst nehmen, werden einsehen, daß gegenüber der unbarmherzigen Neugier der kleinen Frager kein Mittel ehrlicher und unschädlicher ist als das, welches der Verfasser darlegt.“

## Horn, Paul, Dr. Prof. an der Universität Straßburg i. E. **Die deutsche Soldatensprache.** Gr. 8<sup>o</sup>. (190 S.) Geh. M. 2,50; geb. M. 3,50.

Professor Ziegler schreibt in der *Nation*: Mit diesem Buche hat der Verfasser einen überaus glücklichen Griff getan. Die deutsche Soldatensprache bildet wirklich, ähnlich wie die Studentensprache, etwas für sich und spiegelt die Eigenart des Standes, die sie schafft und braucht, so charakteristisch wieder, daß man sich eigentlich nur wundern kann, warum sie nicht längst schon Gegenstand einer sie zusammenfassenden Monographie geworden ist; sie hat in der Tat große sprachliche und kulturhistorische Bedeutung. Und daneben kommt ihr im weitesten Umfange das Interesse aller derer entgegen, die Soldaten sind oder gewesen sind; und auch wir Zivilisten freuen uns, gelegentlich in dieses uns sonst verschlossene Gebiet einen Blick tun zu dürfen; so viel militärischen Geist hat heutzutage auch der unmilitäristischste Deutsche, und die Zufuhr an Humor, die uns von dort her zukommt, können wir ohnedies brauchen. — — Freilich ist sein Büchlein keine Lektüre für höhere Töchter, sondern für Soldaten und solche, die es gewesen sind, und für Zivilisten, die soldatischen Humor zu würdigen wissen und nicht erschrecken, wenn einmal einer dieser Kraftausdrücke die dünne Anstandshülle unserer konventionellen Bildung recht ungeniert durchreißt. Sie alle werden an dem Büchlein meines Kollegen ihre helle Freude haben; darum möchte ich es ihnen zur Lektüre dringend empfehlen.

**J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung (Alfred Töpelmann) in Giessen.**





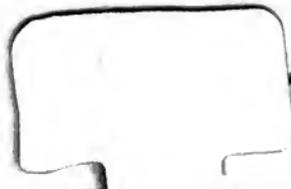


This book is the property of the  
National Archives and Records Administration  
and should not be removed from the building  
29. XI. 1939.

18/52/1808/18



Hw 2K4w E



**Josef Hirsch**

Buchbinderei

In d/50. Maitzeng. 5

Digitized by Google

The day of the week is Monday  
the date is 29. XI. 1939.

28/50/1951/AG



HW 2K4W E



**Josef Hirsch**

Buchbinderei

In d/50. Maitzeng. 5

Digitized by Google

The date of the ...  
... 29. II. 1939.

18/52/1808/18



HW 2K4W E



**Josef Hirsch**  
Buchbinderei  
n 4/50, Maitzeng, 5  
Digitized by Google

This is a ...  
... 29. II. 1939.

18/52/1808/18



**Josef Hirsch**  
Buchbinderei  
n 4/50. Maitzeng. 5  
Digitized by Google

